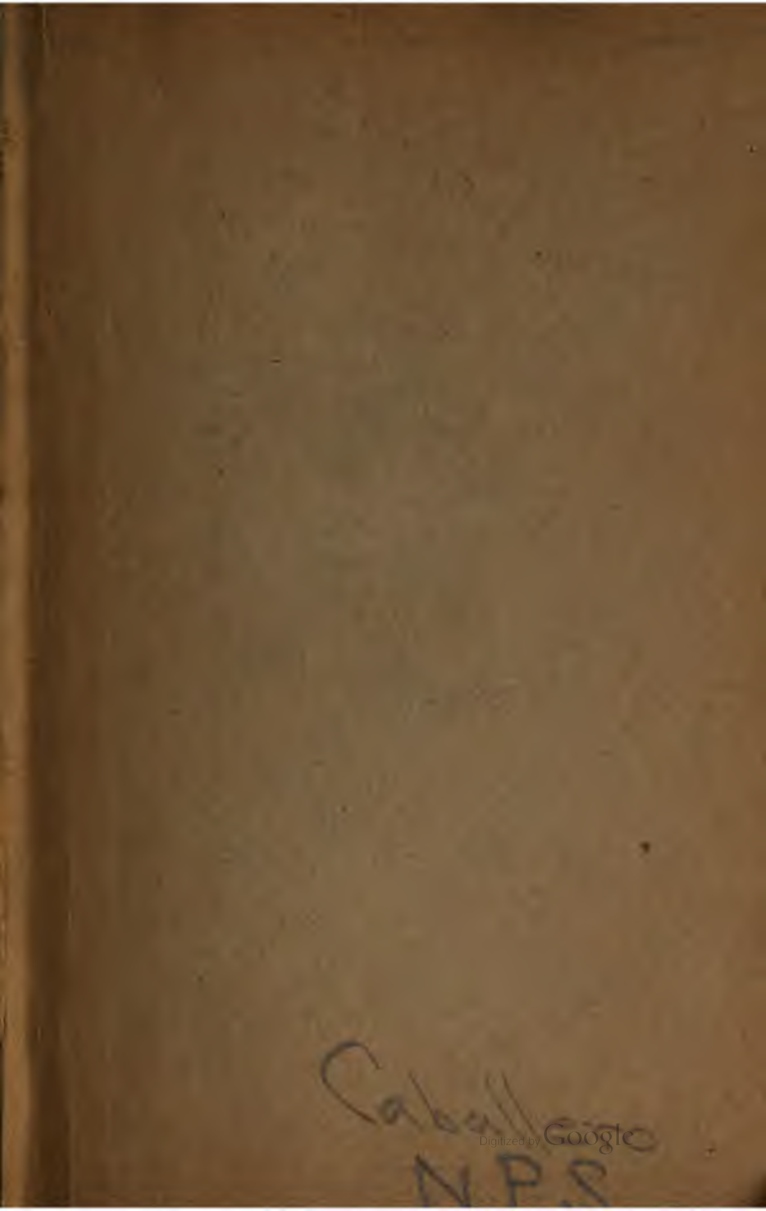
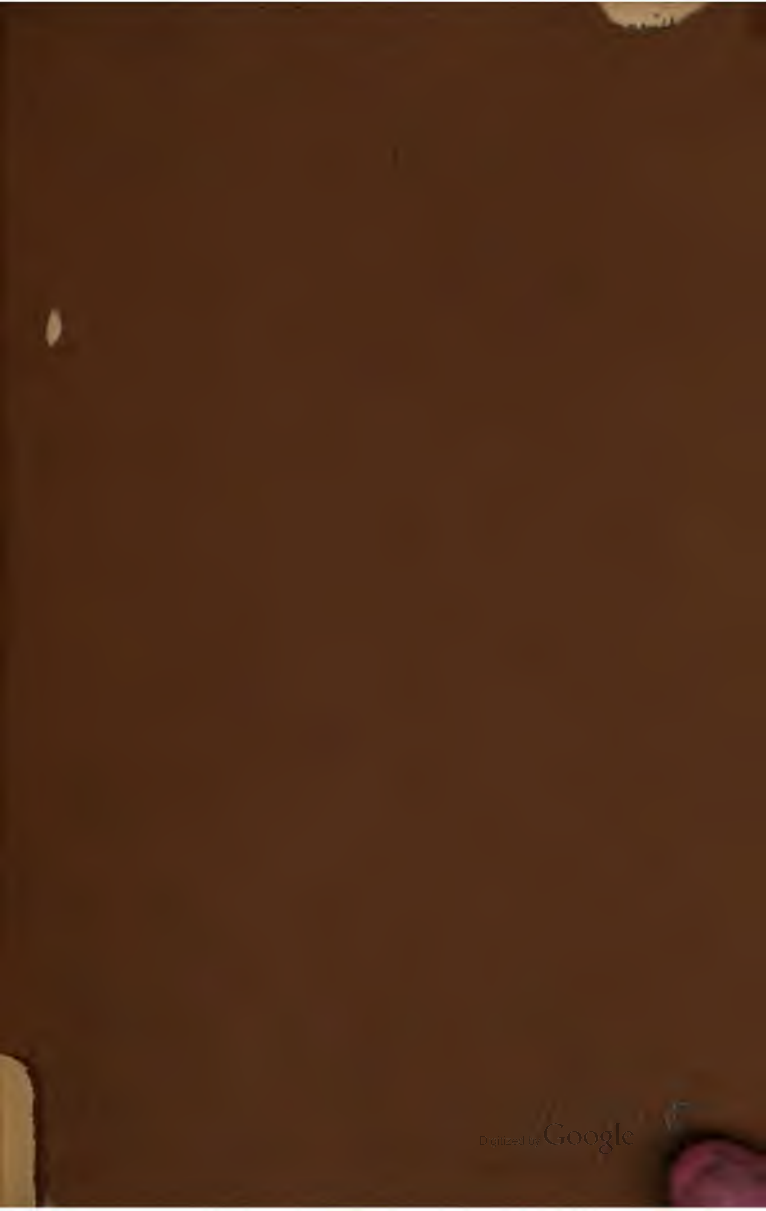
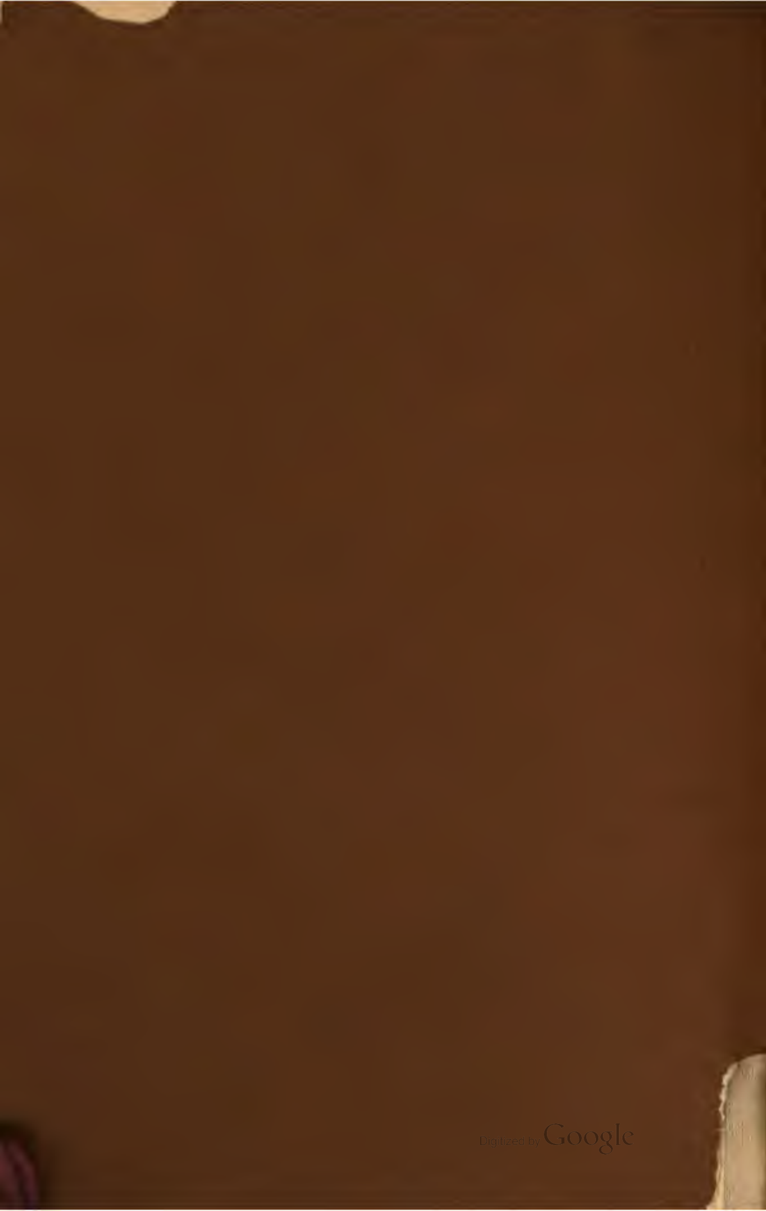



Caballero
N.P.S





Spanische Dorfgeschichten

von

Fernan Caballero.

Deutsch

von

L. G. Lemcke.

Paderborn,

Verlag von Ferdinand Schöningh.

1862.

Der Verfasser an seine Leser.

Verführt ohne Zweifel durch den Titel „Dorfgeschichten,“ welche diese unsere Sittengemälde führen, werden Manche denken, wir hätten dieselben für das Volk geschrieben, ein Irrthum, der einfach dadurch widerlegt wird, daß das Volk, welches wir schildern, überhaupt nicht liest. Die niederländischen Maler — man verzeihe uns den kühnen Vergleich um seiner Genauigkeit willen — malten ihre ländlichen Scenen nicht für Diejenigen, welche darin auftreten, sondern für Diejenigen, welche die ländliche Natur liebten und die Malerei schätzten.

Aus dieser Betrachtung könnte man den Schluß ziehen, daß diese Sittengemälde nicht der gebildeten Sphäre angehören. Gleichwohl wird es nur Demjenigen, welcher Form und Wesen verwechselt, entgehen, daß der gute Geschmack, gleich dem Parfüm

dieses Namens, aus tausend Blumen zusammengesetzt ist und daß es nicht die Waldblumen sind, aus welchen das geringste Aroma gezogen wird.

Wir wollen nur noch ein Wort hinzufügen. Man hat auch gemeint, wir erfänden die Märchen, Sprüche, Verse und Vergleichungen, welche wir in unsere Erzählungen aus dem Volksleben einflechten. Etwas für das Unsrige auszugeben, was uns nicht gehört, liegt uns jedoch so fern, daß wir oft wiederholt haben, daß das Verdienst, welches diese Schilderungen haben können und wirklich haben, nur darin besteht, daß sie im Ganzen und Einzelnen, in Beschreibungen, Ideen und Sprache wahr und echt sind.

Man braucht nur einen Augenblick stillzustehen, um die Quelle, aus welcher sie fließen, zu erkennen. Die Cultur besitzt nicht mehr die ursprüngliche Unschuld und Naivetät, sie entbehrt der spontanen und originalen Laune; ihrer geglätteten Sprache fehlt es an Kraft und Kürze — folglich auch an Freiheit — im Ausdruck der alten und kräftigen religiösen Gefühle, welche das Volk noch bewahrt, und Alles dies geben, gut oder schlecht, diese Gemälde wieder.

Inhalt.

Simon Verde.

Das Volk ist ein großer Dichter, denn es besitzt in hohem Grade dasjenige Gefühl, welches, meiner Ansicht nach, die Seele der Poesie ist.

Trueba y La Quintana (Buch der Gesänge).

In wit a man, simplicity a child.

Pope.

Erstes Capitel.

Jedem, der eine Fahrt auf dem Guadalquivir gemacht hat, sind die kleinen Dörfer aufgefallen, welche gleich einer Vorhut der alten und edeln Stadt Sevilla sich seinen Blicken darbieten, und zwar, wenn er hinunterfährt, auf dem rechten, wenn er hinauffährt, auf dem linken Ufer des Flusses.

Das erste, welches demjenigen, der aus dem Hafen stromaufwärts fährt, aufstößt, ist La Puerta, ein großer, eng zusammengedrängter, baumloser Ort, der sich mehr mit seiner weiten Ackerflur als mit dem Flusse und den Fahrzeugen, die ihn beleben, zu beschäftigen scheint. Der Ort ist ein Landmann, der Gamaschen trägt und seinen Hut weder vor Granden, noch Lords, noch Fürsten, ja nicht einmal vor den Königen abnimmt, die öfters an ihm vorüberfahren und ihn mit ihrer Lorgnette betrachten.

Der zweite Ort, Coria, der sich mehr einbildet als sein Nachbar, hat seine Hügelabhänge mit Obstgärten umsäumt. Er ist ein großer Freund des Betis und hat ihm einen von den Dampfern, die ihn schmücken, gearbeitet und demselben seinen bescheidenen Namen gegeben. Der „Coriano" hat nun abwechselnd mit dem „Theodosius" und dem „Trajan" den Dienst versehen, weshalb denn ein consequenter und systematischer Deutscher den bescheidenen Namensverwandten Coria's immer „Coriolanus" nannte. Coria rühmt sich einer eleganten Fabrik von Lakritzensaft, welcher ihr Boden das Süßholz liefert; es ist ein lustiger Ort, der die Stiergefechte liebt.

Gelves, das dritte dieser Oertchen, zieht sich bescheidentlich von dem vielbefahrenen Flusse zurück und lagert sich anspruchslos, aber graziös in Terrassenform auf den Abhang eines Berges, auf dessen Spitze, vereint und ein einziges Gebäude bildend, die Kirche und der Palast der Grafen von Gelves, ein Eigenthum des Hauses Alba, liegen. Nur Kinder, wenn sie ihre Weihnachtsbilder verfertigen, sind im Stande, Häuser und Hütten so unsymmetrisch und doch so malerisch hinzustellen, wie sie in jenem Oertchen, dem hübschesten von den vieren, stehen.

Der letzte Ort, San Juan de Alfarache, verdankt sicherlich den Vorzug, dessen er genießt, seiner guten Bauart und der Nähe der Hauptstadt, denn in Bezug auf Aussichten, Gewässer und Lage steht er dem bescheidenen und ländlichen Gelves nach. Zwischen diesem Orte und dem Flusse dehnt sich eine grüne Wiese aus, welche der Gemeinde oder Privatleuten gehört. Zwischen der Wiese, dem ebenen Platz vor der Kirche und dem Palaste liegen den Abhang hinunter Gemüsegärten, in welchen aber mehr Bäume als Gemüse wachsen; der Ort lagert sich so gut er kann zu beiden Seiten dieser Gärten, besonders zur Linken. Der prächtig klingende Name Palast kommt dem Hause — das kein Palast ist — moralisch zu wegen des Grandenwappens, welches es zur Schau trägt, und materiell, weil es unter den einfachen und bescheidenen Häusern, die es umgeben, für einen Palast gelten kann. Quer durch die vom Flusse bespülte Wiese läuft ein Fußweg, durch welchen La Puebla und Coria mit der Hauptstadt in Verbindung stehen, und welcher nach seinem Austritt aus der Wiese dicht an einem einzeln liegenden kleinen Wirthshause vorübergeht, welches so ländlich ist, daß es einen Strohhut trägt und Melonen und Orangen im Quersack führt.

Zur Zeit, wo diese einfache Erzählung beginnt, war es jene friedliche Stunde, wo die Sonne nicht mehr blendet, wo aber auch die Dunkelheit noch nichts verbirgt oder verdüstert. Die Sonne war jenseits der Berge hinabgesunken und verschwunden hinter den Olivenbäumen, welche ihr Haupt gleich krausen Locken zieren und deren bescheidene Umrisse sich auf dem strahlenden Gewande, welches die Königin des Lichtes gleich der Schleppe eines königlichen Purpurmantels hinter sich herzieht, abzeichneten. Der Strom hauchte seine feuchte Frische aus und die Brust der lebenden Wesen athmete dieselbe ein gleich einem Balsam; er ließ seine sanften kleinen Wellen durch das Weidengebüsch hin über das Land hinweggleiten, als wollte er sich am Ufer mit Händen anklammern, um sich in der lieblichen Gegend auszuruhen und sich nicht in der bittern Unermeßlichkeit des Meeres zu verlieren. Er glänzte im Widerschein des Mondes, der sich allgemach aus dem Nichts, in welches die Sonne ihn versenkt, erhob, und ein Schiff mit weißen Segeln glitt schweigend über seine glatte Oberfläche dahin, dergestalt, daß man es für ein Bild der Phantasie hätte halten können, wäre aus seiner Mitte nicht eine klare und fröhliche Stimme hervorgedrungen und hätte mit

einem Lächeln die Einbildungskraft wieder zur Wirklichkeit zurückgeführt. Die Stimme sang:

„Nimm, Mädchen, diesen Tombakring,
Von einem Seemann an,
Zum Ruderschifflein werd' er Dir
Für Deine Lebensbahn."

Der Arbeiter kehrte fröhlich zu seinem häuslichen Herde und zur Ruhe zurück; von fern hörte man das Bellen des Feldhundes, welchem die Entfernung die fehlende Lieblichkeit und die einbrechende Nacht jene Wohlgefälligkeit verlieh, womit man ein Zeichen treuer Wachsamkeit empfängt. Alle furchtsamen Geschöpfe bekamen nach und nach Muth; die Sterne näherten sich wie auf den Zehen und nahmen ihre hohen Standorte ein; Tausende von Insecten, die sich nun geborgen sahen vor den Blicken der Feinde, deren Verfolgungen sie bei Tage ausgesetzt waren, sprachen zu einander gleich unartigen Kindern: „Jetzt ist unsere Zeit!" Hierauf begannen die Cicaden mit ihrem unharmonischen Summen das Schwirren des Kreisels nachzumachen. Das „Teufelspferdchen" *) ahmte zur Vollkommenheit das Geräusch nach, welches der Schweif eines Papier-

*) Art großer Heuschrecken. Anm. d. Uebers.

drachen macht; die Nachttäubchen kamen, gleich Armen, die nichts anzuziehen haben, mit der ersten Dämmerung hervor, um in ihrer bescheidenen Kleidung zu promeniren; die nachdenklichen Johanniswürmchen steckten wie Diogenes ihre Laternen an, um ein „Männchen“ zu suchen; die Frösche wetteiferten mit eben so viel Muth als Ausdauer mit den unermüdlichen Grillen, die gleich modernen Aktäons im Grase verborgen das Bad der nicht sehr schlanken Nymphen belauschten. Die Nachtigall schlug zwischen den Zweigen einige einzelne Töne an, um ihre melodiöse Kehle für die göttlichen Notturnos zu stimmen, welche sie dem Blüthenmond darbrachte; die Citronenblüthe ließ aus ihrem kleinen keuschen Kelche köstlichen Wohlgeruch ausströmen, der, vereint mit dem Gesange der Nachtigall, der Milde der Atmosphäre und dem sanften Lichte des Mondes jene einfach ländliche Natur zum poesiereichsten Paradiese machte. Und über dies ganze irdische Concert ergoß der hohe Thurm der Kirche sanft und feierlich sein Geläut zum Abendgebete, und der Landmann, der seinen Glauben noch rein wie die Luft, welche er einathmete, bewahrt hatte, entblößte sein Haupt und betete.

Auf dem schon erwähnten Fußwege ritt von

Sevilla her ein Mann auf seinem Esel entlang und ließ denselben seinen gleichmäßigen Schritt vorwärts gehen, nur daß er von Zeit zu Zeit zu ihm sagte:

„Jüh, Papalina! Es scheint, Du gehst auf Eiern; Aguedilla wird Dich ausschelten, wenn wir zu spät kommen."

Der Mann mochte achtunddreißig bis vierzig Jahre alt sein und war sehr gut in andalusischer Tracht gekleidet. Sein Gesicht war hübsch und regelmäßig; in seinem Blicke lag ein starkes Gemisch von Biederkeit und lustiger Schelmerei, und sein Lächeln war eben so jovial wie offen und gutmüthig. Er war seit vielen Jahren Wittwer und lebte mit seiner Mutter und einem kleinen Mädchen, das er aus seiner Ehe hatte. So durch das Geschick mitten zwischen Greisen- und Kindesalter gestellt, stützte er das eine und das andere mit einer Hand und widmete beiden mit gänzlicher Selbstverleugnung sein Leben, wie er ihnen alle Zuneigung seines Herzens geschenkt hatte. Er war auf einem reizenden Gütchen geboren, welches dicht neben dem Dorfe lag und auf welchem sein Vater Meier war. Das Gut hieß Simon Verde, und diesen Beinamen hatte unser guter Landmann nach der Sitte des Landvolkes bekommen.

Er verdiente sich sein Brot damit, daß er täglich eine Ladung seiner Erzeugnisse nach Sevilla brachte und auf der Straße zum Verkauf ausbot; dabei versah er zu gleicher Zeit Botendienste. Diese Lebensart, verbunden mit seinem muntern, gutmüthigen Wesen, seiner spaßhaften Geschwätzigkeit und seiner Gefälligkeit, hatte ihn überall bekannt und beliebt gemacht, und es gab Niemand im Dorfe oder selbst in den Nachbardörfern, der ihn nicht, wenn er ihm begegnete, mit herzlichem Wohlwollen angeredet hätte.

„Hollah, Simon Verde! Bist Du nach Gibraleon gewesen, um die Orangen aus Deinem Garten, die Du heute verkauft hast, zu holen?“ *)

So fragte der Alcalde, welcher mit dem Ausmesser vor der Thür der niedrigen Schenke saß, als der Eselsreiter vor derselben anlangte.

„Ja, Señor; was sollte ich denn auch machen?

*) Man ruft in Sevilla die Orangen immer als Orangen von Gibraleon aus, auch wenn sie nicht daher kommen, weil diese am meisten berühmt sind.

„Orangen schön
Von Gibraleon!“

rufen die Verkäufer.

Anm. d. span. Herausg.

Wenn ich Orangen aus Gelbes ausgerufen, hätte mir Niemand welche abgekauft, davon kann ich Ew. Gnaden einen Beweis geben. Voriges Jahr kaufte ich eine Ladung Eicheln, und um nicht zu lügen, Señor Alcalde, sie waren nichts werth."

„Natürlich hatte man Dich betrogen, nicht wahr?"

„Nein, Señor, sondern ich kaufte sie einem Gebirgsbauer, der schnell wieder in's Gebirge wollte, aus Gefälligkeit ab."

„So machst Du's immer, Simon Verde, so machst Du's immer!" sagte der Ausmesser.

„Ja, was wollen Sie? Ich kann nun einmal Niemand in Noth sehen, das quält mich. Wer klagt, der macht mir das Herz windelweich, und wer weint, bringt mich von Sinnen. Aber kommen wir wieder auf meine Geschichte, denn „kein Geschichtchen ist ganz schlecht, es sei denn, man erzählt's nicht recht." Wie gesagt also, ich rief die Eicheln aus, und an dem ganzen lieben langen Tag verkaufte ich auch nicht eine. Der Abend kam und ich hatte noch die ganze Ladung, ohne zu wissen, was ich machen sollte — wenn ich's nicht etwa machen wollte wie der, der seine Schwiegermutter verkaufte; der gab sie umsonst weg — als mir der Gedanke kam, Cadixer Eicheln auszurufen."

Die beiden Zuhörer brachen in ein einstimmiges Gelächter aus.

„Daß Gott erbarm'!“ rief der Alcalde; „weißt Du etwa nicht, daß Cadix nichts weiter ist als ein Haufen Steine auf einem Felsen?“

„Das weiß ich recht gut und weiß auch, daß es dort nicht mehr Bäume oder Sträucher gibt als Nelken in Blumentöpfen. Aber grade darum that ich es, Señor, und darum erregte es dergestalt die Aufmerksamkeit, daß ich in einem Augenzwinkern alle meine Eicheln los wurde.“

„Steht denn Dein Weizen gut, Simon?“ fragte der Ausmesser.

„Wie soll der gut stehen? Ich konnt's nicht fertig bringen, ihn zur rechten Zeit zu säen, und wenn der späte Weizen gut wird, kann man von großem Glück sagen. Darum heißt's auch im Sprichwort von ihm: Wohin, Später? Ich suche den Frühen! Den findest Du weder im Stroh noch im Korn. Der Herbst ist die rechte Säezeit.“

„Das ist die reine Wahrheit, und darum sagt auch das Sprichwort: Wer im April säet, den hätte seine Mutter lieber gar nicht gebären sollen, und den, der im Mai säet, weder gebären noch säugen. Aber sei unbesorgt, Simon, Du wirst schon eine

Ernte machen, das Jahr ist gut; es ist ein Wetter für den Weizen, als ob's eigens dazu gemacht wäre, daß er durch seine eigene Schwere ausfallen soll und nicht erst dazu gezwungen zu werden braucht. Der Februar hat sich wie ein General benommen."

„Wahr ist's. Der Mai aber will uns wahre Hundstage bringen mit seinen Ostwinden. Verwünschter Wind! Wüßt' ich, aus welchem Loche der kommt, ich mauerte es zu."

„Und ich sage Dir, Simon," sprach der Ausmesser, „das Jahr wird eine von den fetten Kühen des Königs Pharao und kein Hungerjahr, wo man das Brot mit Geld aufwiegen muß."

„Das verhüte auch unser lieber Herrgott," rief Simon Verde aus, „daß wir wieder eine Doña Paca*) zu sehen bekommen, denn:

An Doña Paca lange man denkt,
Die uns den Brotkorb so hoch gehängt."

„Simon, ich will Dir Deinen Hof mit der

*) So nennt das spanische Landvolk das Hungerjahr 1848. Der Gebrauch dieses Ausdrucks, während doch die Geschichte früher spielt, ist ein kleiner Anachronismus.

Anm. d. Verf.

Ernte auf dem Halme abkaufen und gebe Dir zweitausend Realen," sagte der Alcalde.

„Er kostet mich ja selbst mehr, Señor," antwortete Simon Verde.

Nach einigem Hin- und Herreden, wobei der Ausmesser aus Liebedienerei den Alcalden unterstützte, wurde der Hof für dreitausend Realen verkauft. Für Simon Verde war dies ein höchst nachtheiliges Geschäft.

„Na, da habt Ihr Euern Hof verkauft und könnt lachen, wenn der Ostwind, wie gewöhnlich, sich sein Theil davon nimmt," sagte der Schenkwirth, eine Art noch junger, gutmüthiger Goliath, den der erste beste kleine David moralisch über den Haufen geworfen hätte. Seine Mutter, die von demselben Schlage war, nannte ihn von seiner Geburt an „mein Kind," und dieses schlecht angewandte Epithet war ihm als Beiname geblieben.

„Ihr, Onkel Simon," fuhr der Schenkwirth fort, „bekommt Wasser her, wo gar keine Quelle ist, und wißt mehr als ein alter Soldat."

„Nun, ich bin freilich kein Klotz mit einem Paar Augen wie Du, Joachim, mein Kind," antwortete Simon Verde, „und am Ende läuft ein Windhund doch besser als ein Bullenbeißer. Aber

ich weiß nicht, woran es liegt, mit meinem Gelde geht es wie mit dem des Sacristans, im Singen kommt's und mit Singen geht's wieder fort."

„Das ist Deine Schuld, Simon Verde," sagte der Alcalde; „Du hast einen guten Verdienst und könntest Dir mehr Ruhe gönnen als ein Staatspferd. Aber Dein verwünschtes gutes Herz verdirbt Alles, Du kannst keinen Kummer sehen und kannst nicht nein sagen. Du hättest schlecht zu einer Frau gepaßt! Du besitzest ein Vertrauen, das nicht im Gebrauch ist, und so oft Du auch angeführt wirst, klug wirst Du doch nicht."

„Señor, wenn wir uns in dieser Welt nicht einander beiständen, was würde aus den Menschen werden?"

„Jeder würde sich mit seinen eigenen Nägeln kratzen, wie sich's gehört, Simon. Dem Kärrner Nikolas hast Du Geld gegeben, um sich einen Ochsen zu kaufen — hat er es Dir wieder bezahlt?"

„Der Ochs ist ihm ja gestorben; sollte denn das Unglückskind für einen Verstorbenen bezahlen?"

„Dem Matthias hast Du etwas gegeben, um sein Dach decken zu lassen, als es ihm eingefallen war — hat er Dich bezahlt?"

„Ich gab's ihm auf Credit, Señor."

„Nun, rechne diese Ausgabe mit den Zinsen zu dem todten Ochsen."

„Jesus, Señor, Ihr verkündet doch immer Böses, wie eine Todtenglocke. Gut, daß ich das Geld nicht gebrauche, um mich satt zu essen, und daß uns, Gott sei Dank! unser tägliches Brot noch nie gefehlt hat."

„Aber Du hast eine Tochter, Mann."

„Und liebe sie mehr als mein Herz, denn das Kind verdient es. Sie ist so hübsch, daß die Sonne sie beneidet, hat ein Gemüth, als hätten die Bienen es ihr aus Blumen gemacht, und einen Verstand, als ob eine alte Frau in ihrem Körper steckte. Aber ich will aus Liebe zu ihr nicht zum Filz und Knicker werden. Mit ihren Kindern entschuldigen sich immer die Habgierigen und Geizhälse, denn eine Entschuldigung wollen die Dinge haben, Señor. Ich kenne eine ziemliche Anzahl Leute, die immer ihre Kinder im Munde führen, wenn's heißt, einen Cuarto zu geben, und die doch, wenn sie könnten, ihr Hab und Gut mit in's Grab nähmen und den Kindern das Nachsehen ließen. Ihr wolltet den Feldhüter Juan Martin wegen Steuern auspfänden lassen; ich bin dem armen Menschen, der ganz darniedergebeugt war, begegnet, und da hab' ich ihm denn Alles ge-

geben, was ich aus meiner Ladung Orangen gelöst hatte. Möglich, daß ich die dreißig Realen nicht wiedersehe; aber das soll mir Niemand abstreiten, daß mir, nachdem ich dem Unglücklichen geholfen habe, heut Abend meine Wassersuppe besser schmeckt als ein Hähnchen."

„Nun, so verthue immerhin Dein Geld, Simon Verde," sagte ärgerlich und höhnisch der Alcalde, der sich durch die ganz harmlosen Aeußerungen des trefflichen Mannes getroffen fühlte; „wirf's nur zum Fenster hinaus, Du hast ja ein hübsches Vermögen!"

„Ich? Nein, Señor, aber ich bin Niemand etwas schuldig, weder Ihnen noch sonst Jemand," antwortete Simon Verde.

„Bei Dir wird's immer heißen: Aus der Hand in den Mund," sagte der Ausmesser; „zum Wohlstande kommst Du niemals."

„Das hab' ich auch nie gewollt, denn keine Wünsche haben ist besser als Besitz; wer besitzt, ist reich, aber wer keine Wünsche hat, ist glücklich. — Mit Gott, meine Herren, bei mir zu Hause wartet man auf mich."

Mit diesen Worten schwang sich Simon Verde auf seinen Esel und sang, während er über den

Anger ritt, mit klarer und wohlklingender Stimme eine Romanze.

> „Willst Du gelobt sein
> Und auch verachtet,
> Theile bei Lebzeit,
> Was Du besitzest,"

rief ihm der Alcalde zum Abschied nach.

Zweites Capitel.

Von dem Erdwalle vor dem Palaste fällt der Boden um einige Ellen steil ab. An die Hinterwand dieser Terrasse war das Häuschen in Simon Verde's Garten angebaut. Es war anständig und sauber, aber klein und hatte keinen Hof. Da jedoch ein Hof beinahe ein unentbehrliches Bedürfniß für die Andalusier ist, so versah ein Raum vor dem Hause, der zu diesem Zwecke geebnet und gepflastert worden war, seine Stelle. Von vorn und zu beiden Seiten wurde derselbe, weil das abschüssige Terrain dies nothwendig machte, durch ein Mauerwerk gestützt, von welchem einige Pfeiler ausgingen, die ein großes Rebengeländer trugen, ein herrlicher Schmuck armer Wohnungen, ein prächtiges Dach frischer, beweglicher Ziegel, die so gut befestigt sind, daß nur die Gewalt oder der Tod sie von ihrer Stelle reißt,

das väterliche Dach des Armen, das sich jeden Frühling von selbst erneuert und die Bestimmung hat, das Licht zu mildern, ohne es zu verscheuchen, den Strahlen der Sonne ihre Gluth zu nehmen, nicht aber ihre Heiterkeit, die Luft umher mit tausend Fächern zu erfrischen, den Eintritt eines Platzregens laut zu verkünden und seine Fluthen zurückzuhalten, während die Familie ihr Arbeitsgeräth zusammenrafft und einen Zufluchtsort sucht. Der herrliche Beschützer erfüllt seinen Auftrag, ohne irgend einen Entgelt dafür von seinem Schützlinge zu verlangen, nicht einmal die Bewässerung, und im Herbst reicht er als Abschiedsgeschenk den Kindern, welche ihn den ganzen Sommer hindurch mit ihrem Gesange und ihren Spielen belustigt haben, große Ranken seiner köstlichen Frucht hernieder. Alsdann aber gibt er seine nunmehr unnützen Blätter dem Winde, kauert sich zusammen und schläft wie ein Murmelthier, nachdem er sich um seine Besitzer wohl verdient gemacht und ohne daß man ihm in seiner verdienstvollen Laufbahn einen andern Vorwurf machen könnte als seine allzu große Vertraulichkeit mit den nicht sehr liebenswürdigen Wespen.

Auf der andern Seite des Gemäuers standen eine große Menge Blumen, welche ihre Köpfe bis

in den großen grünen Salon hinein neigten, als wollten sie Schatten suchen oder ihre Schönheit zur Schau tragen. Auch erschienen daselbst die Hennen mit ihrer jungen Brut, allerlei Possen treibend und sehr stolz und geschäftig thuend in ihrer mütterlichen Würde, fortwährend ihr einförmiges gluck! gluck! wiederholend, welches so viel bedeuten soll, als: in Acht genommen! und umgeben von ihren Küchlein, die mit ihrer Discantstimme antworteten: piep! piep! was bedeuten soll: zu fressen! zu fressen! Wie viel Angst diese mütterlich gesinnten Vögel von dem Springen, Schreien und Laufen der kleinen Menschenbrut auszustehen hatten, welche im Schatten jenes vegetabilischen Plafonds herumlärmte, können sich nur Mütter vorstellen. Thatsache aber ist, daß Hennen mit Küchlein die Kinder mit einem gewissen sauersüßen Gefühl betrachten, wie, in bei Weitem vergrößertem Maßstabe, gewisse Leute die Stiergefechte.

Im Garten war ein großes Meeting von Bäumen, wobei die Orangenbäume als die ältesten und am wenigsten veränderlichen den Vorsitz führten. Derjenige aber, der immer das Wort führte, war der Olivenbaum; sein Gegner, der Lorbeer, war in dem friedlichen Garten nicht anwesend. Das

Gemüse, welches dort wuchs, wie der liebe Gott es wollte, war weder fein noch zart, aber üppig und kräftig. Es standen da elephantendicke Kohlköpfe, giraffenhohe Mangolds, boaartige Rettige und dromedarmäßige Bohnen.

Am Morgen des Tages, an welchem der Leser die Bekanntschaft Simon Verde's gemacht hat, sah man eine Anzahl kleiner Mädchen unter der umrankten Veranda vor Simon's Hause versammelt. Alle diese Kleinen sprachen, alle Blumen um sie her blühten und alle Vögel, die in den Zweigen ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten, sangen dazu. Da die Blumen beinahe einen Kreis bildeten und die Mädchen sich in der Mitte desselben befanden, so gewährten sie einen Anblick wie jene niederländischen Gemälde oder französischen Kupferstiche, welche eine Gruppe von Genien oder Kindern in einer Blumenguirlande darstellen. Vor der Hausthür saß eine alte, sanft, aber ernst aussehende, reinlich gekleidete Frau. Diese Alte, mitten zwischen so vielen Kindern, Vögeln und Blumen, stand, obgleich durch eine so lange Reihe von Jahren von denselben getrennt, doch in der innigsten Beziehung zu ihnen durch die Liebe von ihrer eigenen und durch die Dankbarkeit von der andern Seite. Es war die Großmutter

der Kinder, die Mutter der Blumen, welche sie gepflanzt hatte, und die Vorsehung der Vögel, denen sie, vielleicht in Gottes Auftrage, zu fressen gab. Die alte Frau besaß ihre Geisteskräfte noch ungeschwächt; nicht so die körperlichen Sinne, denn sie hörte schwach und sah noch schwächer. Wenn sie daher den Blick auf den Mittelpunkt der Rebenlaube warf, so verwechselte sie Kinder und Blumen, und wenn sie zuhorchte, konnte sie das muntere Gezwitscher der Vögel und das kindliche Geplauder ihrer Enkelinnen nicht von einander unterscheiden.

„Der Storch ißt jetzt schon seine Brotsuppe," sagte eins der kleinsten Mädchen.

„Ja," antwortete eine Andere von derselben Kategorie, die ihrem achtungswerthen Embonpoint den Beinamen „das Fleischklößchen" verdankte — „der Langbein ist schon da aus dem Mohrenlande."

„Die armen Frösche," seufzte die erste, „gestern Abend haben sie so viel gequakt, und die Fröschin sagte zum Frosch: „Ranaque, ist Picuaque gekommen? Ranaque antwortete: Picuaque ist nicht gekommen. Nun, wenn er nicht gekommen ist, so wollen wir das Reniquicuaque singen."

„Wir wollen das Reniquicuaque singen!" schrien alle Mädchen.

„Kinder, Ihr sprengt mir das Trommelfell,“ sagte die Großmutter trotz ihres schweren Gehörs. „Agueda, Kind, Du bist die älteste, sorge doch dafür, daß es etwas gesetzter bei Euerm Spiele zugeht. Spielt etwas Anderes, oder gebt Euch Räthsel auf, oder erzählt Euch Geschichten. Du aber bist schon ein halberwachsenes Mädchen und doch noch immer wie die Sumpfvögel, die weder zur See noch zu Lande taugen.“

Die folgsame Agueda hieß die kleine Armee, welche unter ihrer Zucht stand, schweigen und sich niedersetzen. Obgleich das Kind keine Schönheit war, wie es ihrem Vater vorkam, gefiel sie doch sehr, ein ziemlich allgemeines Vorrecht der Töchter Eva's, besonders im Lenze des Lebens. Sie war lebhaft brünett, hatte ein kleines Gesicht, ein spitzes und hervortretendes Kinn und eine schmale Stirn, in welche das Haar tief hineingewachsen war; sie trug dasselbe daher immer weit zurückgekämmt, und dadurch wurden die Stirnwinkel sichtbar, die bis zu den Brauen reichten. Das Lachen kleidete sie sehr gut, denn es ließ ein schönes Gebiß sehen und bildete zwei Grübchen in den Wangen. Sie war ziemlich groß und besaß mehr Anmuth als Anstand, mehr Reizendes als Verführerisches.

„Mariechen Fleischkloß, gib Du ein Räthsel auf," sagte Agueda. „Ich setze meine Nase zum Pfande, Du bist so dumm, daß Du keins weißt."

Fleischklößchen warf sich entrüstet in die Brust, als wollte sie ihre gewöhnliche Beschaffenheit in die eines Knupperkuchens verwandeln, und antwortete:

„Ich wüßte kein Räthsel? O, mehr als drei, mehr als tausend! Du sollst es gleich sehen:

Geht's bergunter, lacht es,
Geht's bergauf, so weint es.

Der Wagen: — also das weißt Du nicht?"

„Und weißt Du, was das ist," erwiederte Agueda:

„Ein altes Weib mit einem Buckel
Hat einen Sohn, der Netze strickt,
Hat ein paar wunderschöne Töchter
Und einen Enkel, der viel spricht."

„Das ist, das ist . . . die Tante Pilonga."

„Unsinn! Hat denn die Tante Pilonga schöne Töchter?"

„Nun, ich kenne weiter keine bucklige Alte; ich weiß nichts weiter."

„Es ist die Rebe, Kind, die Rebe! Sie hat Ranken, Trauben und einen Enkel, der einem in den Kopf steigt, nämlich den Wein; weißt Du es nun?"

„Ich weiß es und weiß es auch nicht," antwortete Fleischklößchen und rief gleich darauf aus: „Ei, höre den Kuckuck, er ist im Garten."

„Sag: die Kuckucks," bemerkte ein anderes Kind; „hörst Du nicht, daß es zwei Stimmen sind? Der Sohn sagt Ku und der Vater sagt gleich darauf auch Ku."

„Der Kuckuck ist der abscheulichste von allen Vögeln," sagte die Großmutter, die sich in die Unterhaltung mischte, dank dem hellen Klange der Stimmen der Kinder. — „Der Schelm geht nach dem Neste der Grasmücke, die ein sehr kleiner Vogel ist, frißt ihre Eierchen auf und legt die seinigen an die Stelle. Wenn dann die Grasmücke die Eierchen ausgebrütet hat, öffnen die Kleinen ihre großen Schnäbel, denn sie sind sehr gefräßig, und das arme Vögelchen, das sie für ihre Kinder hält, quält sich todt, die gierigen Pfleglinge aufzuziehen."

„Vater sagt," fügte Agueda hinzu, „daß es noch einen andern sehr bösen und sehr klugen Vogel gibt, nämlich die Rohrdommel. Die Füchse verfolgen ihn sehr, um ihn zu fressen, denn er schmeckt ihnen schöner als Zuckerbrot. Eines Tages nun sagte die Rohrdommel zum Fuchse, ihr Fleisch schmecke erst dann vollkommen gut, wenn man vor-

her gesagt habe: ich habe eine Rohrdommel gegessen. Das that nun auch der Fuchs, als er sie bald nachher fing. Die Rohrdommel aber benutzte die Gelegenheit, wo der Fuchs den Mund öffnete, um zu sagen: ich habe eine Rohrdommel gegessen, flog davon und rief ihm zu: Eine andere, aber nicht mich!"

„Sieh," sagte eine der Zuhörerinnen, als sie einen weißen Schmetterling auf einem Rosenstock sitzen und eine große Fliege um sie herumsummen sah, „sieh einmal den weißen Schmetterling, der trägt der heiligen Jungfrau Botschaften zu, und eine große Fliege, die bringt sie dem Teufel."

Die Kinder liefen hinter der Fliege her und schrien alle zu gleicher Zeit:

„Fliege, sag' dem Teufel, er soll zu den Mauren der Barbarei gehen und sich nicht hierher verirren."

„Fliege, sag' dem Teufel, er soll sich merken, daß er in der Kirche des heiligen Michael ist und daß der schon mit ihm umzuspringen wissen wird."

„Fliege," sagte Mariechen Fleischkloß, „sag' dem Teufel, daß meine Mutter Anna mir ein Kreuz von Pfriemkraut um den Hals gehängt hat, um mich vor ihm und vor dem Rothlauf zu schützen."

„Und was hast Du denn dem weißen Schmetter-

ling für einen Auftrag an die heilige Jungfrau zu geben, Mariechen?“ fragte Agueda.

Mariechen näherte sich dem Schmetterling auf den Zehen und sprach zu ihm sehr leise, um ihn nicht zu verscheuchen:

„Schmetterling, grüße die heilige Jungfrau vielmals.“

„Welch ein dummes Kind! So sagt man nicht!“

„Wie denn?“

„Man sagt: Schmetterling, sag' der heiligen Jungfrau von uns, wie in der Litanei steht: ora pro nobis.“

Und als ob der Schmetterling den Auftrag und die Bitte, die nichts sagte und doch so bedeutungsvoll war, vernommen, als ob er jene incorrecten Worte gehört und jenen reinen und naiven Glauben verstanden hätte, erhob er sich auf seinen weißen Flügeln und verlor sich im Aether wie ein süßer Duft oder ein sanfter Ton.

Die Mädchen, welche arm waren, aßen alle dort, und als der Abend hereinbrach, sagte die Aelteste:

„Da, jetzt geht die Sonne unter.“

„Und ich gehe auch, denn jetzt kommt Papa,“ sagte Fleischklößchen.

„Ich auch,“ fügte die Dritte hinzu.

„Und ich ... und ich; Adieu, Mutter Anna,“ wiederholten Alle.

Und die muntere kleine Schaar ging von dannen und sang, als sie den Mond gleichsam auf sich herunterschauen sah:

„Mond so helle,
Guter Geselle,
Greif' in die Tasch',
Schenk' uns rasch
Einen Kupferdreier
Für Schwefelhölzer und Feuer.“

Eins von den vielen Erleuchtungsmitteln unsers Jahrhunderts — die Streichzündhölzchen — hat dieser kindlichen Bitte an den Mond ihre Paßlichkeit und ihren Sinn genommen, und bald wird die Erinnerung an den erwähnten so mißtönigen, aber so anmuthig ausgeführten Chorgesang an Luna nur noch in diesen Blättern vorhanden sein. Möge der Mond ihnen verzeihen! Wir fühlen uns nicht stark und muthig genug dazu.

Die Schwefelhölzer, diese blassen und schmächtigen Sultaninnen, die auf ihrem weichen Divan von Zündschwamm dahingestreckt lagen und nur durch die vereinten Anstrengungen von Stahl und

Stein Leben erhielten, diese bleichen Vestalinnen des häuslichen Feuers haben sich die Herrschaft müssen entreißen lassen durch ein Heer von pigmäischen, ephemeren, republikanischen Phosphorhölzern, die mit ihrer blutrothen Mütze und, dank ihrem sans-façon, zu geheimen Gesellschaften eng verbunden, sich überall eingedrängt haben. Wir aber — die wir Hofleute des Unglücks sind — bewahren den entthronten Sultaninnen, mit welchen nach der Kindertradition der Mond das Haus zu versorgen hatte, unsere Treue. Aus jener Tradition geht hervor, daß die Kinder — welche viel wissen und mit großem Tacte die Grammatik verbessern — die Entdeckung gemacht haben, daß das Licht der Schwefelhölzer nicht das rothe Licht der Sonne, sondern das gelbe Licht des Mondes ist.

Wir rathen den Weisen, über Probleme, die ihnen selbst zu hoch sind, zuweilen Erkundigungen bei Kindern einzuziehen; denn die Kinder wissen viele Geheimnisse, welche den Weisen selbst unbekannt sind. Wer sagt sie ihnen? Sie verschweigen es. Wir wissen nicht, ist es ein Kind, dem sie im Schlafe zulächeln, ist es ein Vögelchen, welches ihre Eltern bei ihnen verleumden, indem sie es ihnen für einen Ankläger ausgeben — aber die Kinder

glauben es nicht, und dadurch erhalten die Verläumder ihre Strafe. Ist es die Luft, wenn sie die Kinder küßt? Sind es die Blumen, wenn sie sie liebkosen? Ist es das Wasser, wenn es für die Schläge, die sie ihm versetzen, wenn sie sich nackt darin baden, ihre Gesichter mit flüssigen Brillanten besprengt? Oder liegt in ihrem Blicke etwas Göttliches, das ihre Sehweite bis zum Unbekannten ausdehnt, so lange sie unschuldig sind? Genug, sie wissen Dinge, die ihnen Niemand lehrt und welche die mathematische Vernunft nicht erklären kann, Dinge, mit welchen der Dichter, der mit der schönen Gottesgabe — der gläubigen Poesie — die Unschuld des Gefühls bewahrt, sympathisirt, über die aber der materielle Mensch spöttelt und witzelt, denn dieser will auf diesem Boden keine Blumen oder irgend etwas Unnützes und Zweckloses, sondern er verlangt, daß der ganze Boden gepflügt und nach dem Pflügen besäet werde mit . . . Kartoffeln!

Kehren wir zurück zu unserer Erzählung, da man uns ja unsere Abschweifungen zum Vorwurfe macht. Erzählen, Erzählen! Gepflügt und Kartoffeln gesäet! Die Abschweifungen sind überflüssig, denn es gibt auch in der Literatur materielle Leute. Abschweifungen! Das wäre etwas! Die Prosa

nimmt ein Aergerniß daran, die Erzählung empört sich dagegen, der Vers schreit: Usurpation! Die Zeit verlangt strenge Rechnung, das Interesse hat nichts mit dieser Schmarotzerpflanze zu thun und die Aufmerksamkeit erklärt, sie wolle nicht mehr wie ein Einfaltspinsel in der Irre umhergehen, sondern verlange Eisenbahnen, um im Niveau der Fortschritte der Zeit zu bleiben. Schuster, bleib bei Deinem Leisten! *)

„Gott sei gelobt!" sagte Simon, indem er von der ruhigen Papalina abstieg, welche, ohne ihren Schritt zu beschleunigen, auf ihren Stall zuging, nachdem Simon ihr den Saumsattel abgenommen hatte. „Euern Segen, Mutter!" fügte er hinzu, sich der Alten nähernd.

„Und den Gottes, mein Sohn. Hast Du die Orangen verkauft?"

„Alle und ich hätte noch mehr verkaufen können. Aber ich bringe nicht einen Cuarto mit, Mutter."

---

*) Anspielung auf einen mit A. D. F. unterzeichneten lobenden Artikel über Clemencia im Mensagero. Gerechtigkeit und Dankbarkeit treiben uns, denselben zu empfehlen; nur können wir es deshalb nicht, weil wir selbst der Gegenstand dieses verständigen und zarten Lobes sind. In diesem vortrefflichen Artikel vertheidigte uns der Verfasser gegen den Vorwurf, welcher uns gemacht wird. Anm. d. Verf.

„Mann! Gott steh' mir bei! Was hast Du denn mit dem Gelde gemacht?“

„Ich hab's dem Hüter auf dem Bauerhofe neben meinem Felde an geliehen. Ich begegnete ihm unterwegs in großer Betrübniß, denn die Judasseele von einem Alcalden wollte ihn der Steuern wegen auspfänden lassen. Ist's nicht himmelschreiend, daß der Unglückliche Steuern bezahlen soll, der nicht ein Stück Brot zu essen hat?“

„Weißt Du denn aber nicht, daß wir noch dem Bäcker schuldig sind?“

„Der wird uns nicht drängen, Mutter; er weiß wohl, daß ihm sein Geld sicher ist. Jesus! Mutter, was habt Ihr für einen engen Schlund, daß Ihr gleich in einem Augenblick ersticken wollt! Heilige Jungfrau!“

„Und Du weißt, mein Sohn, daß der Hüter Juan Martin mehr schlechte Schulden hat, als das Leiden Christi Mysterien, und daß Dir das Geld nie wieder den Beutel beschweren wird.“

„Das weiß ich, Mutter; aber was sollte ich machen? Aus Dankbarkeit wird er mir sorgfältig meinen Hof bewachen, und Ihr wißt ja, ein Real, der hundert bewacht, ist ein guter Real.“

„O über den Alcalden!“ sagte die Alte; „einen

härtern hat es noch nicht gegeben. Denk' einmal an! An dem Juan Martin sein Müthchen zu kühlen, der seiner seligen Frau Vetter ist."

„In dem Alcalden," erwiederte Simon, auf eine seiner Adern zeigend, „taugt das nichts, was hier fließt, und seitdem er seinen Amtsstab führt, ist er ein Don Pedro de Palo von den zähesten geworden. Hab' ich ihn nicht neulich sagen hören, als er von seinem Sohne Julian sprach: Der Junge liebt das Geld nicht, und das ist die schlimmste Eigenschaft, die er haben kann."

„Wie, Simon," rief die Alte erstaunt, „eine solche Ketzerei hat er gesagt?"

„Mit diesen meinen Ohren, die einmal in der Erde vermodern werden, hab' ich's gehört, Mutter," antwortete Simon, indem er sich aus Energie der Geberde und im Feuer des Unwillens barbarisch an einem Ohre zupfte.

„Je reicher er geworden ist, um so härter und geiziger ist er geworden," sagte die gute Alte; „dies Laster ist schlimmer als irgend ein anderes, denn es verhärtet das Herz und greift immer mehr um sich, wie der Krebs. Mein Vater erzählte, es habe einmal ein Mann von großem Vermögen seine vier Töchter verheirathet und einer jeden eine große

Summe Geldes mitgegeben. Ein Jahr darauf besuchte er sie.

„Wie geht es Dir?“ fragte er die erste.

„Vater,“ antwortete diese, „seitdem mein Mann das Geld bekommen, hat er sich das Spiel angewöhnt; er fragt nichts mehr nach mir und verspielt Alles.“

„Darüber sei ohne Sorgen und mach' Dir keinen Kummer,“ antwortete der Vater; „wenn das Geld zu Ende ist, wird er arbeiten müssen, dann ist's mit den Karten aus und Du wirst glücklich sein.“

Darauf ging er zur zweiten Tochter, die ihm auf dieselbe Frage weinend antwortete, ihr Mann sei sehr verliebt und verschwende alles Geld an Mätressen.

„Mach' Dir darüber keine Sorgen,“ sagte der Vater, „wenn das Geld zu Ende ist, wird er arbeiten müssen, dann ist's mit den Mätressen aus und Du wirst glücklich sein.“

Die dritte beklagte sich, ihr Mann sei ein Trunkenbold und bringe sein Leben in den Wirthshäusern zu.

„Mach' Dir darüber keine Sorgen,“ antwortete der Vater, wenn das Geld zu Ende ist, wird er

arbeiten müssen; dann ist's mit Wein und Wirthshäusern aus und Du wirst glücklich sein."

Die vierte beklagte sich auf dieselbe Frage bitterlich über den Geiz ihres Mannes, der ihr keinen Heller gebe und sie halb verhungern ließe.

„Ach, Du armes Kind!" rief der Vater aus, indem er sie umarmte, „Herzenstochter, da sehe ich ja kein Ende für Deine Leiden." *)

„Und daraus sieht man klar," fuhr die Alte fort, „daß der Geiz das schlimmste Laster ist, denn er ist ein Laster des Herzens. Und also hast Du wohl gethan, mein Sohn, dem armen Bedrängten beizustehen. Verlierst Du's auch hienieden, dort oben wirst Du es wiederfinden. Und besser ist's, für die Ewigkeit zu sammeln als für die paar Tage irdischen Lebens."

„Dieser Räuberalcalde verdient gar nicht, einen solchen Sohn zu haben," meinte Simon Verde.

---

*) Welch eine bewundernswürdige Moral! Welch eine treffliche Lehrweise! Die Arbeit zum Gegensatz der Laster zu machen und in dem Nichtvorhandensein der letztern und in der Armuth das Glück zu sehen.

Wer anders als der Katholicismus hat den Geist so gediegener und so reiner Anschauungsweise eingegeben? Und dabei behauptet man, das Volk habe keine Moral, keine Religion.

Anm. d. Verf.

„Der Julian ist einer der besten Burschen im Dorf, so gesetzt, so verständig und feiner als der Buchstabe L.“

„Er artet auf seine Mutter, die gar eine liebe Seele war; mit der Geduld, die sie mit ihrem Manne gehabt, hat sie sich die ewige Seligkeit verdient.“

Seitdem Simon eingetreten war, hatte er sich unaufhörlich nach allen Seiten hin umgesehen, als ob er etwas suche.

„Mutter,“ sagte er dann, „wo ist das Kind; ich habe sie ja noch nicht gesehen?“

„Sie macht Dir ein Hemd mit gesticktem Bruststück, Sohn. Aber sie will nicht, daß Du es wissen sollst, bis sie damit fertig ist.“

„Agueda! Aguedilla!“ rief der Vater; „wo steckst Du denn, daß ich Dich nicht sehe?“

Da sprang hüpfend wie ein Eichhörnchen das Mädchen zwischen den Blumen hervor dem Vater entgegen. In diesem Augenblicke aber kam Julian, der Sohn des Alcalden, an, einen Beutel mit Geld in der Hand. Es war ein hübscher Bursch von achtzehn Jahren, von feinem Benehmen, sicherm Auftreten, aber ohne Anmaßung, sanftem und bescheidenem, aber festem und ruhigem Blick.

„Hier," sagte er zu Simon Verde, „sind die dreitausend Realen für Euern Hof mit der Ernte."

„Sohn, Du hast den Hof verkauft?" rief die Alte bestürzt aus.

„Ihr solltet es ja nicht wissen, Mutter! Aber immerhin! Da Ihr es nun einmal wißt, so will ich Euch sagen, daß ich ihn verkauft habe, denn wie das Sprichwort sagt: ein Habich ist besser als ein Hättich." *)

„Ihr habt Unrecht gethan, ihn zu verkaufen, Onkel Simon," meinte der junge Mann, „denn er ist mehr werth als Ihr dafür bekommen habt, und das Jahr ist gut; das habe ich auch meinem Vater gesagt. Es that mir weher, da ich es erfuhr, als wenn es mein Schaden gewesen wäre."

„Gott steh' mir bei, Sohn!" rief die Alte bekümmert aus, „das Brot vom ganzen Jahre."

„Aber was ist dagegen zu machen? Geschehene Dinge müssen ertragen werden, Mutter. Nehmt die dreitausend Realen und wir wollen sie bei der Ernte in Korn anlegen. Dein Vater, Julian, hat mich in's Netz gelockt, und der Ausmesser, der ist wie der

---

*) Im Original: mas vale un toma que cien te daré, wörtlich: Ein „nimm hin" ist besser als hundert „ich werde Dir geben." Anm. d. Uebers.

Nein, er hilft dem Teufel. Aber immerhin! Besser betrogen werden als betrügen."

Die Alte ging und schloß das Geld bei.

„Zählen Sie es," sagte Julian zu Simon, der nicht daran gedacht hatte; „vorgesehen zu rechter Zeit gibt später keine Streitigkeit!"

Simon folgte seiner Mutter.

„Agueda, willst Du mir die Nelke da geben?" sagte Julian zur Kleinen, als sie allein waren.

„Nein.

„Was willst Du denn damit machen?"

„Sie mir anstecken; sieh!"

„Wem willst Du denn gefallen?"

„Meinem lieben Papa."

„Und mir auch?"

„Danach frag' ich nicht so viel."

Agueda machte eine reizende Geberde verächtlicher Gleichgiltigkeit, in welcher das Kind schon hinter der Jungfrau verschwand, wie die Knospe, die sich öffnet, hinter der Rose.

„Schon spröde?" sagte Julian; „desto besser, man pflegt ja zu sagen:

Braun muß der Boden sein,
Soll er Nelken tragen;
Braun und spröde sei das Weib,
Will's dem Mann behagen."

„Gibst Du mir die Nelke?“

„Die Nelke? Es ist ja die schönste im ganzen Strauß!“ rief Agueda aus; „mit nichten! Eher gäbe ich mein Herz weg.“

„Nun, dann gib es mir und behalt' die Nelke.“

„Keins von beiden,“ erwiederte Agueda.

„Willst Du etwa Nonne werden?“

„Ich habe noch nicht daran gedacht, verstehst Du? Für jetzt aber will ich weder von Klöstern noch von zudringlichen Männern etwas wissen.“

„Was willst Du denn?“

„Die Nelke,“ sagte das Mädchen und lief in ihr Haus.

Drittes Capitel.

Am folgenden Morgen machte sich Simon mit seiner unzertrennlichen Gefährtin, der guten Papalina, auf den Weg nach einem benachbarten Gute, um eingesalzene Oliven einzuhandeln und dieselben alsdann wieder zu verkaufen.

In Folge des rapiden Witterungswechsels im Frühjahr war der Himmel an jenem Morgen trübe und die Wolken sandten gleich Wegweisern für die, welche ihnen folgen sollten, dicke Wassertropfen hernieder, welche die Erde begierig einsog und dadurch jenen wohlthuenden Erdgeruch erzeugte, den manche Leute so sehr lieben. Beim Herniederfallen auf die Bäume plätscherten die Tropfen melodisch, als wollten sie durch ein heiteres Concert der Natur verkünden, daß die ersehnte Stunde ihres Bades

gekommen sei. Auf der glatten Oberfläche des Flusses bildeten sie leichte und bewegliche Kreise, ähnlich einem süßen Lächeln, womit das Wasser der Erde das des Himmels empfing. Die Vögel piepten einander fragend zu, als wollten sie sich unter einander Raths erholen, ob sie sich vor dem leichten Regen unter Schauer flüchten sollten oder nicht. Die Frösche, hoch erfreut als sie den Regen merkten, sprangen, quakten und lärmten gleich Trunkenbolden in einer Schenke, und ebenso machten es die kleinen Knaben, welche auf ihrem Schulwege sangen:

„Heil'ge Anna,
Großmutter Christi,
Send' uns Regen
Für das Korn."

Und die kleinen Mädchen, ein Tüchelchen um den Kopf gebunden, sangen, gleichfalls zur Schule gehend:

„Reines Wasser, ew'ger Vater,
Ohne Blitz und ohne Donner."

„Wenn ich den Hof nicht verkauft hätte," murmelte Simon im Gehen vor sich hin, „so hätte der Ostwind heut noch nicht aufgehört zu pfeifen; ich hab' ihn verkauft und nun ist der Regen da. Indeß, wem das Glück nicht wohl will, der geht

auf den Berg nach Holz und findet Kaninchen, und geht nach Kaninchen aus und findet Holz."

Simon vertiefte sich in die Olivenpflanzungen, die sich hinter dem Dorfe weithin entlang erstreckten, und schritt jetzt längs einem dichten Weidengebüsch hin, in einem engen Thälchen, das von dem Stauwasser einer dürftigen und oft versiegenden Quelle bewässert wurde.

Während er so weiter schritt, ging es ihm im Kopfe herum, wie thöricht er gehandelt, daß er sich zum Verkaufe seines bestellten Ackers hatte überreden lassen, und bisweilen sagte er laut:

„Wie soll's sein? Es ist nicht mehr zu ändern. In dieser Welt muß es immer Leute geben, die lachen, und Leute, die weinen. Was der Alcalde für Klauen hat! Heil'ge Jungfrau! Seine Gier ist wie Gottes Barmherzigkeit . . . ohne Grenzen!"

Er war so in seine Gedanken vertieft, daß nur ein außergewöhnliches und seltsames Ereigniß ihn denselben entreißen konnte. Plötzlich erhob Papalina, ohne ihren Schritt zu beschleunigen, ihre beiden ungeheuern Ohren — die seit Jahren gelähmt waren und daher das Aussehen von Trauerweiden hatten — und blickte nach dem Weidengebüsch hin. Simon folgte mit den Augen der

Richtung, welche die Blicke der Eselin nahmen, und sah und hörte, wie die Büsche sich bewegten. Gleich allen Landleuten mit allen Arten von Fährlichkeiten von Jugend auf vertraut, war auch er ein Mann, der keine Furcht kannte; aber er war auch nicht unvorsichtig. Daher stellte er sich, ohne zu erschrecken, auf die Lauer. „Ein Stier," dachte er, „ist es nicht, denn der würde mehr Lärm machen; ein Fuchs oder ein Wolf auch nicht, denn die würden weniger machen. Es ist ein zweibeiniges Thier wie ich und Andere, und wenn er sich verbirgt, so wird er seine Gründe dazu haben, und die gehen mich wenig an. Es wird irgend ein Zigeuner sein, der Weidenruthen stehlen will."

Kaum hatte er diese Betrachtungen angestellt, als ein Mensch von wildem Aussehen aus dem Gebüsch heraus auf ihn zu trat.

„Ich habe keine Flinte, also . . . was ich habe, ist verloren," dachte Simon, ruhig stehen bleibend.

„Gott grüß' Euch, guter Mann," sagte der Unbekannte.

„Und Euch auch, Freund," antwortete Simon Verde. „Was gibt's? Womit kann man Euch dienen?"

„Ihr könnt mich retten."

„Ich? Was sagt Ihr?“

„Ich werde verfolgt, und wenn man mich fängt, werde ich auf der Stelle erschossen.“

„Zum Teufel, Freund! Und Ihr habt ohne Zweifel gute Papiere bei Euch?“

„Ich habe nichts bei mir als meine Verdienste; versteht Ihr? Denn mein Vergehen besteht darin, daß ich für den rechtmäßigen König Karl V. gekämpft habe.“

„Also ein Rebell?“

„So nennen uns die Verräther.“

„Je nun, Herr,“ sagte Simon, einen forschenden Blick auf denjenigen werfend, der mit ihm sprach, „ich denke mir, dem Herrn Don Carlos von Bourbon wird's nicht sehr angenehm sein, daß der erste Beste, dem's einfällt, seinen Namen zum Aushängeschild nimmt. Warum geht Ihr nicht, wie die andern, in die Provinzen, um Mann gegen Mann zu fechten?“

„Wir sind hier, um Leute zu werben.“

„Und auch Geld und Pferde. Verzeiht, Herr, aber ich bin ein friedfertiger Mann und bin Familienvater und mag mich nicht in schlimme Händel einlassen.“

„So gebt mir wenigstens ein Stück Brot,“

sagte der Fremde mit vom Hunger entstelltem Gesichte; „denn seit zwei Tagen stecke ich in diesem Gebüsch und habe nichts gegessen.“

Simon's Mienen nahmen plötzlich den Ausdruck lebhaften Mitgefühls an.

„Großer Gott im Himmel!“ rief er aus, „aber warum sagt Ihr denn das nicht gleich? Und nun hab' ich kein Brot bei mir! Aber wartet ein wenig, ich bin in einem Sprunge wieder hier.“

Und ehe noch der Unbekannte es hatte verhindern können, war Simon verschwunden, ihn Aug' in Auge mit Papalina stehen lassend, die sich nicht um die Politik bekümmerte und daher seine Erklärung, daß er Karlist sei, weder gut noch schlecht aufgenommen hatte.

Der Fremde stampfte heftig auf den Boden, blieb einen Augenblick ungewiß und murmelte dann:

„Sollte er nur geflohen sein oder sollte er mich angeben wollen? Aber gesetzt diesen Fall, wohin soll ich mich wenden, da alle Wege von Cavallerie besetzt sind? Nein,“ fügte er nach kurzer Ueberlegung hinzu, „die Landleute sind keine Angeber; er ist nur geflohen, ich will mich wieder verstecken und diese Nacht einen Zufluchtsort suchen.“

Kaum war er wieder zwischen die hohen Wei-

den gekrochen, als er Jemand Pst! rufen hörte; er stellte sich auf die Lauer und sah Simon Berde mit einem Laibe Brot in der Hand am Rande des Busches daherlaufen, indem er rief:

„Pst! pst! Freund, he! Wo Teufel steckt Ihr denn? Hier ist das Brot. Pst! Freund, pst!“

Der Verfolgte trat sogleich aus seinem Versteck und fiel hastig über das Brot her, indem er sagte:

„Gott lohne es Euch! Ihr habt ein großes Werk der Barmherzigkeit gethan.“

„Nun, Mann,“ erwiederte Simon Berde, „wer gäbe denn dem Hungrigen nicht zu essen? Das sagt mir doch. Zwei Dinge hat meines Vaters Sohn nie gekannt, Furcht und Hunger. Aber denken kann ich mir, was Hunger ist.“

„Nun,“ fuhr der Fremde fort, „dann denkt Euch auch, was es heißt, wie ein wildes Thier verfolgt zu werden, keinen Ort zu haben, wo man sein Haupt hinlegen kann, und in einem fremden Lande, wo man weiß, daß, wenn man gefangen wird, einen vier Büchsenschüsse erwarten.“

„Ja, ja, das denke ich mir,“ sagte Simon Berde, der, wie jede mitleidige Seele, die anfängt, ein gutes Werk zu thun und die Wonne, die dasselbe wie einen Duft nach sich zieht, zu fühlen, be-

gierig war, ihm die Krone aufzusetzen; aber er sah kein Mittel, dies zu erreichen.

„Wenn einige Tage hin sind," fuhr der Fremde fort, „könnte ich entwischen; jetzt aber ist man hinter uns her und die Wege sind so besetzt, daß nicht einmal ein Vogel durch kann."

„Nun, wo Ihr zwei Tage versteckt gewesen seid, da bleibt noch zwei," meinte Simon; „ich werde Euch das Brot bringen, wie der Rabe dem heiligen Paulus, dem ersten Eremiten."

„So? Bin ich etwa dort sicher? Der Olivenwald wird von einem Ende zum andern durchsucht werden und ich stecke darin wie in einem Käfig. Wenn Ihr mich für ein paar Tage in Euerm Hause verbergen wolltet, wäre ich gerettet, denn dort würden sie mich nicht suchen."

„Wenn das bekannt würde, Mann, so hieße man mich einen Hehler und es ginge mir schlimm."

„Und wie soll's bekannt werden? Ist's denn die vielen andern Male bekannt geworden, wo mitleidige Seelen mir Obdach gewährt haben? Wär' ich nur im Gebirge! Da scheuen sich die Leute nicht so leicht, wenn's darauf ankommt, einen Vertheidiger des legitimen Königs zu retten."

„Bleibt mir mit dem legitimen König vom

Halse; mir macht man nichts weiß. Nicht darum handelt es sich, sondern darum, einen Nebenmenschen zu retten. Und das werd' ich thun, das werd' ich thun; denn wenn man Euch finge und in die andere Welt beförderte, so würde mich's mein Lebtag wurmen. Und die Würmer lieb' ich nicht. Hier könnt Ihr nicht bleiben, das seh' ich ein. Ueberdies würdet Ihr bei diesem Wetter in dieser Schlammpfütze, bei Wasser von oben und Wasser von unten, zum Frosch. Kommt diesen Abend nach der Betglocke hinter die Kirche des Dorfes, das dicht neben dem Olivenhain liegt; um die Stunde wachen im Dorfe nur die Hähne und die Verliebten, und Ihr könnt ungesehen in mein Haus treten. Aber . . . werdet Ihr nach zwei Tagen gehen?"

„Bei diesem Zeichen!" antwortete der Fremde, das Zeichen des Kreuzes machend.

„Nun denn . . . abgemacht!" sagte Simon. Also gehabt Euch wohl!" Und damit rief Simon Papalina, die sich aus Bescheidenheit entfernt hatte und zum Zeitvertreibe einige Disteln köpfte von denen, die zum Lohne den Namen ihrer Gattung führen,*) und machte sich wieder auf den Weg, wobei er es

*) Cardo borriqueño, Eselsdistel. Anm. d. Uebers.

sorgfältig vermied, auf dem benachbarten Gute, woher er das Brot geholt hatte, gesehen zu werden.

Simon kehrte nach Hause zurück, räumte und säuberte einen Hühnerstall, der hinter dem Hause lag, und setzte sich dann neben seine Mutter, zu welcher er mit seiner gewohnten lächelnden Miene sagte:

„Mutter, diese Nacht bekommen wir einen Gast."

„Wie?" rief die Alte überrascht aus. „Wer kann denn der Gast sein? Wahrscheinlich einer Deiner besten Freunde."

„Nein, Mutter, es ist kein Freund von mir, das verhüte auch Gott! Ein Rebell, Mutter, und einer von denen, die nichts taugen; man ist ihm dicht auf den Fersen und wenn man ihn fängt, so fertigt man ihn ab in einem Nu und ohne Beichte, und das ist ein Jammer."

„Ach, mein Sohn, um Gotteswillen! Wenn sie ihn entdecken, dann hängen sie Dir eins an, und Gott weiß, wie Du da herauskommst. Im besten Falle geht bei dem Handel Alles darauf, was Du hast."

„Wohl wahr, Mutter, und das hab' ich mir wohl vorhergesagt. Aber, Mutter, als ich ihn fand, war er halb verhungert, todtmatt und in der größten Noth. Er sagte mir, er hätte keinen Zufluchts-

ort; da wurde mir weich, was sollt' ich thun? Weiß Gott, es war ein schlimmes Zusammentreffen! Wenn ich aber etwas zu bereuen haben soll, so ist's besser, zu einem Hilflosen Ja gesagt als ihm den Rücken gekehrt zu haben, ohne ihn für meinen Nächsten zu erkennen, wie Gott befiehlt."

„Wahr, Sohn, wahr! Thue Gutes und frag' nicht wem," sagte die gute Alte.

Beim Läuten des Animas verließ Simon sein Haus.

Ein junger Mensch versteckte sich, als er ihn kommen sah, hinter einen Orangenbaum, und als Simon aus dem Garten trat, verbarg sich ein älterer Mann hinter eine Ecke. Simon aber bemerkte gar nichts.

Der junge Mensch war Julian, den die Nelke und das Mädchen herzogen; der ältere Mann war der Alcalde, der seines Sohnes heimliches Ausgehen bemerkt hatte und ihm auflauerte.

„Was mag denn Agueda's Vater zu dieser Stunde vorhaben? Sollte Jemand krank sein?" dachte Julian.

„Wo Teufel geht denn der Simon Verde so spät hin? Sicherlich zu nichts Gutem," dachte der Alcalde.

Unterdessen war Simon den Weg zur Kirche und zum Palaste hinangestiegen, die einsam und schweigend dalagen und bei dem trüben und ernsten Lichte des Mondes noch größer und majestätischer erschienen. Er trat vor die Kirchthür, nahm den Hut ab und dachte:

„Diese Thür verschließt sich auch vor Niemand, der daran klopft!“

Er kam zu der Stelle, welche er dem Fremden bezeichnet hatte, und fand denselben schon wartend.

„Wohlan,“ sagte er zu ihm, „nun folgt mir nach wie der Strick dem Kessel. Verliert mich nicht aus dem Gesichte, bleibt aber auch immer in gehöriger Entfernung; allzu sicher sein, bringt Gefahr!“

„Ich vertraue auf Euch,“ sagte der Verfolgte mit tiefer Stimme. „Bedenkt, daß ich mich Euch ohne Argwohn hingebe; thue ich wohl daran?“

„Nun, Mann Gottes, das möcht' ich wissen! Hört, Herr, sehe ich etwa aus wie ein Verräther? Bedächt' ich nicht, daß die Furcht, die Ihr habt, Euch den Sinn verwirrt, so wär's mit unserer Freundschaft aus. Bei der heiligen Jungfrau vom Weinberge! Man sieht wohl, daß Ihr den Simon Verde nicht kennt! Nun vorwärts und laßt die

schlechten Gedanken außer meinem Hause, denn sie haben keinen Platz darin."

Simon wandte sich seinem Hause zu, bei welchem kurz darauf der Fremde ankam.

„Wer mag das sein?" dachte Julian; „er sah mir aus wie der Sohn des Verwalters von Porsuna." Nach einigem Nachdenken murmelte er: „Agueda ist doch noch zu jung, als daß ihre Eltern schon daran denken könnten, sie zu verheirathen."

„Ich kenne den Menschen nicht, dahinter steckt etwas," dachte der Alcalde.

Simon führte seinen Gast nach dem Schlupfwinkel, den er ihm bereitet hatte, entfernte sich und kehrte bald darauf mit einem Brot, einer Wurst, einigen Orangen und einem Kruge mit Wasser zurück.

„Jetzt," sagte er, „bleibt Ihr hier versteckt und laßt kein Sterbenswörtchen vom Munde gehen. Ihr könnt Euch ausruhen — denn ich bin überzeugt, Ihr habt es nöthig — und schlafen wie der heilige Johannes, drei Tage lang."

„Vielleicht kann ich es Euch noch einmal vergelten," antwortete der Andere, „und wenn wir siegen sollten, wie es im Gebirge der Fall gewesen wäre, wenn es viele Leute meiner Art gegeben hätte . . ."

„Laßt die Aufschneidereien bei Seite," unterbrach Simon Verde seinen Gast. „Ich verlange keine Vergeltung, Gevatter; was ich wünsche, ist nur, Euch aus der Bedrängniß zu reißen, und nachher ... Gott befohlen! Arm bin ich, aber in meinem ganzen Leben habe ich noch nichts aus Eigennutz gethan."

„Ihr seid arm?" fragte der Fremde, „ich glaubte, Ihr wäret in guten Umständen und hättet Geld."

„Nun, da habt Ihr Euch geirrt, Freund: ich habe nichts als diesen Garten. Ich hatte einen Ackerhof, dem ich meine ganze Thätigkeit widmete, und gestern verführte mich der Teufel, ihn zu verkaufen; ich ließ mich in einen Handel ein mit dem Alcalden, der der Blutigel des Dorfes ist, und er lockte ihn mir ab für lumpige dreitausend Realen, die mein ganzes Vermögen ausmachen. Das war eine ungeheure Eselei, gelt? Aber Ihr müßt wissen, daß ich mich von Jedermann beschwatzen lasse; den Fehler habe ich von meiner Geburt an gehabt und werde ihn behalten so lange ich lebe; denn jung gewohnt, alt gethan.*) Indessen darüber mache ich mir keine

*) Im Original: lo que entra con el capillo, sale con la mortaja, wörtlich: „Was mit dem Taufhemd einzieht, zieht mit dem Todtenhemd aus. Anm. d. Uebers.

Angst, denn reich ist, wer keine Wünsche hat, und ich habe, wenn auch kein Geld, doch eine Mutter, die ein Peru, und eine Tochter, die ein Kaiserreich werth ist."

Während diese Unterredung stattfand, war Agueda, als kleines Mädchen und neugierig, auf den Zehen an den Hühnerstall geschlichen, hatte die Augen an eine Spalte gelegt und sich den Fremden angesehen; hierauf war sie, aus Furcht, ihr Vater möchte herauskommen, wieder nach dem Hause zurückgegangen, wie sie gekommen war.

Plötzlich stieß sie einen Schrei der Ueberraschung und des Schreckens aus, als sie hinter einem Orangenbaum eine Gestalt hervortreten sah.

„Still, Agueda, ich bin's," sagte eine leise und bekannte Stimme.

„Jesus! Wie Du mich erschreckt hast, Julian!" sagte Agueda, „was machst Du denn hier?

„Ich komme wegen der Nelke."

„Die Nelke? Die Nelke ist besser angebracht auf meinem Kopfe als in Deinen Händen."

„Das mag sein, wenn sie gern glänzt, nicht aber, wenn sie es vorzieht, geschätzt zu werden. Aber . . . vor allen Dingen, wo kamst Du denn her?"

„Alles zu wissen macht Kopfschmerzen.“*)

„Du kamst gewiß, weil Du wußtest, daß ich hier war.“

„Bilde Dir das nicht ein, ich kam vom Hühnerstall da; jetzt weißt Du es.“

„Und weshalb bist Du dahin gegangen?“

„Einen Mann zu sehen, den mein Vater da hineingebracht hat.“

„Einen Mann! Geht der Euch etwas an?“

„Mich geht er nichts an, das verhüte Gott.“

„Ist er jung?“

„Ei was! Er ist älter als blaues Tuch.“

„Ist er hübsch?“

„Ein prächtiger Junge! Hat Augen wie ein gehetzter Hund, eine Nase wie ein Pfundstück, einen Mund wie eine Blutwurst und einen Teint, als ob er mit Schokolade gefärbt wäre.“

„Wer mag es sein?“

„Irgend ein Zigeuner, der dem Vater das frische Schweinefleisch abkaufen will.“

„So wird's sein. Willst Du mir die Nelke geben?“

---

*) Im Original: cuchareta, donde no te llamen, no te metas, wörtlich: Löffelchen, wo man Dich nicht ruft, steck' Dich nicht hinein. Anm. d. Uebers.

„Bist Du doch ungeheuer hartnäckig! Siehst Du nicht, Starrkopf, daß ich sie nicht angesteckt habe?“

„Willst Du sie mir morgen geben?“

„Eben so wenig wie heute. Aber geh’, da kommt mein Vater.“

„Ich will gehen, wenn Du mir versprichst, sie mir morgen zu geben,“ sagte der junge Mensch, Agueda, die sich entfernen wollte, am Kleide festhaltend.

„Nein, und wenn ich nein sage, so ist’s so gut, als hätte es der König gesagt. Laß los, Quälgeist, Vater kommt.“

„Willst Du mir morgen die Nelke geben?“

„Nein.“

„Wann denn?“

Simon Verde kam näher.

„Am Himmelfahrtstage,“ sagte ängstlich das Mädchen, still wie ein Schmetterling zwischen den Bäumen dahingleitend.

„Am Himmelfahrtstage, he?“ — sagte plötzlich Simon Verde, der dies Wort gehört hatte. — „Ich sehe wohl: am Tage von Christi Himmelfahrt werden die Mandeln und Pinien hart. Daß Dich! über die frühreifen Burschen und Mädel! Sprich,

was willst Du hier, Julian, Du Sappermenter Du?"

„Onkel Simon . . . ich wollte . . . ich wollte . . . ich wollte Euch fragen, ob Ihr mir morgen aus Sevilla . . ."

„Nun, was? Wird's bald?"

„Einen . . . einen . . . einen Kalender mitbringen wolltet?"

„Damit Du den Himmelfahrtstag nicht vergissest? Ein Vorhängeschloß vor meine Thür will ich aus Sevilla mitbringen, verstanden? Da Dein Vater die Nase sehr hoch trägt, so wird er auch mit Dir hoch hinaus wollen und in die Heirath nicht willigen. Und da meine Tochter von Niemand eine Zurücksetzung erfahren soll, so komme ich Deinem Vater zuvor. Und deshalb, Julian, obwohl ich Dich schätze, sage ich Dir, setze Deine Beine auf die Heerstraße und komm' in Deinem ganzen Leben nicht wieder hierher. So, Junge, nun packe Dich."

Viertes Capitel.

Am folgenden Tage ging Simon Verde mit seiner Ladung Oliven nach Sevilla, verkaufte dieselben gut und kam, nachdem er sich nunmehr über den schlechten Verkauf seines Bauerhofes beruhigt, wie immer zufrieden und singend nach Haus; aber er konnte nicht eintreten, weil er an der Thür verhaftet wurde.

Der arme Mann war wie vom Donner gerührt.

„Na," dachte er, „da hab' ich etwas Schönes angerichtet und einen Lotteriegewinn gemacht! Jetzt finden sie den Flüchtling und ich bin verloren! Mein Kind! Meine Mutter! Mich schmerzen nur die Thränen, welche sie weinen werden!"

„Simon," sagte der Alcalde, „als jener vor ihm stand, „es ist hier eine gerichtliche Aufforderung zur Nachforschung nach einem Freischärler ange-

kommen, der sich hier in der Umgegend umhertreiben soll. Du hast gestern Nacht einen Menschen in Deinem Hause verborgen; wer war das?"

„Ich habe Niemand in meinem Hause verborgen," antwortete Simon, der damit die Wahrheit sagte.

„Bedenke," sagte der Alcalde, „daß man das Haus durchsuchen wird, und daß Du, wenn Du bei Deinem Leugnen beharrst und man ihn dennoch findet, des Betrugs, der Hehlerei und Mitschuld angeklagt werden wirst."

Simon sah muthlos um sich her und wußte nicht, was er antworten sollte, als sein Auge das Julian's traf, der ihm zulächelte, um ihn zu beruhigen, und hierauf, ohne von Jemand bemerkt zu werden, hinausging.

Simon, der Julian's edle Gesinnungen kannte, vermuthete richtig, daß er die Absicht hatte, ihn zu retten, die Nachricht nach seinem Hause zu bringen, daß dasselbe durchsucht werden sollte, und dem Verfolgten Zeit zur Flucht zu lassen. Er sah daher ein, daß es darauf ankomme, Zeit zu gewinnen, nahm daher eine heitere Miene an und sagte zum Alcalden:

„Señor, ich bin verwirrt. Ihr müßt nämlich wissen, daß dies das erste Mal in meinem Leben

ist, daß ich mich in den Händen der Justiz befinde. Seid Ihr schon einmal verhaftet gewesen, Herr Alcalde?"

„Was soll diese Frage, Simon?" antwortete der Alcalde zornig. „Glaubst Du etwa, daß ein Mann wie ich Anlaß geben kann, ihn zu verhaften?"

„Ereifert Euch nicht, Señor, in gegenwärtigen Zeiten haben schon manche Leute, die durch die Straßen gehen und sagen „das bin ich!" im Hause mit vielen Fenstern geschlafen. Ew. Gestrengen können ja irrthümlicherweise verdächtig gewesen sein, wie Ew. Gestrengen Diener."

„Simon," sagte der Alcalde ärgerlich, „laß die Späße; denn sie passen hierher wie ein Fandango bei einem Begräbniß. Kommen wir zur Sache. Gestern Abend ist ein Mann in Dein Haus gegangen, das kannst Du nicht leugnen."

„Gestern Abend ist kein anderer Mann in mein Haus gegangen als ich, Herr Alcalde."

„Leugne nicht," sagte der Alcalde, erbittert durch Simon's wiederholte verneinende Antworten, „denn ich hab' ihn gesehen."

„Also Ew. Gestrengen sind der Zeuge?" sagte Simon mit bitterm Lächeln. „Nun denn, ich leugne nicht, daß ein Mann in meinen Garten gegangen

ist; der Mann, Herr Alcalde, war Euer Sohn, dem ich sagte, er möge sich packen, nach Hause gehen, sein Abendgebet verrichten und sich in die Federn legen."

Trotz aller Bemühungen konnten die Anwesenden ein Gemurmel des Lachens nicht zurückhalten, welches den Alcalden vollends erbitterte, weil Simon's Worte seine Eitelkeit demüthigten. Er beschloß sich zu rächen und sagte daher stolz:

„Es wird meine Sorge sein, daß mein Sausewind von Sohn Dein Haus nicht betritt, in welchem jetzt sogleich Nachsuchung gehalten werden soll."

„Es thut mir nur leid," sagte Simon, der in dem Maße wie die Zeit verstrich ruhiger geworden war, „daß meine Mutter nicht gewußt hat, daß Ihr, Señor Alcalde, uns beehren würdet, damit das Haus hätte gereinigt und geputzt werden können."

Wüthend vor Zorn stand der Alcalde auf und machte sich mit Simon auf den Weg nach dessen Hause, gefolgt vom Schreiber und einem jungen Burschen. Alles, was der joviale Simon nur in der Absicht gesagt hatte, Zeit zu gewinnen und der Sache eine geringe Wichtigkeit zu geben, wurde nicht so von dem Alcalden ausgelegt, der darin Hinterlist und die Absicht, ihm zu trotzen, zu sehen

glaubte. Darum war der schlechtherzige Mensch äußerst erbittert auf Simon, noch mehr aber durch die in der vergangenen Nacht gemachte Entdeckung, daß sein Sohn Simon's Tochter nachschlich, sowie dadurch, daß sein Gefangener ihn trotz seines Dünkels zum Schweigen gebracht hatte, und daß er durch seinen Leiter und Vertrauten, den nichtswürdigen Schreiber, erfahren hatte, daß das ganze Dorf, das Simon sehr liebte, Zeter geschrien habe über den Kauf, den er, der wohlhabende Besitzer, von dem armen Landmann gemacht hatte.

Wir brauchen nicht erst zu sagen, daß Julian Simon Verde's Mutter benachrichtigt hatte. Als diese nun hinging, den Fremden zu warnen, fand sie, daß derselbe, als ob er eine Ahnung von dem gehabt, was vorging, entflohen war. So genau daher das Haus und was zu demselben gehörte, durchsucht wurde, fand man doch keine Spur von dem, was man suchte. Der Alcalde war äußerst ergrimmt, denn da er gewiß wußte, daß Simon einen Mann bei sich versteckt hatte und er doch denselben nicht fand, so war vorauszusehen, daß seine Haussuchung von Allen wie eine despotische Willkür betrachtet werden würde.

„Ich habe gestern Abend einen Menschen hier

hineingehen sehen, er ist nicht zu finden; das beweist aber nur, daß er wieder weggegangen ist, und bis sich dies aufklärt, bleibst Du verhaftet, Simon Verde," sagte der Alcalde.

„Señor, um Gotteswillen!" erwiederte der arme Mann bestürzt; „wer soll mir denn morgen mein Brot verdienen? Wer eine Ladung Gemüse, das schon gepflückt ist, zum Verkauf bringen?"

Die Mutter fing an zu weinen, und alle Anwesenden baten für Simon.

„Wenn er frei bleiben soll," sagte der Alcalde, „so muß er einen Bürgen stellen oder wenigstens Bürgschaft in Geld leisten, bis ich Bericht erstattet habe."

„Daran soll's nicht liegen," erwiederte Simon Verde. „Nehmt die dreitausend Realen, Mutter, die Ihr im Kasten habt, und gebt sie dem Herrn."

Die Mutter stand schnell auf, öffnete den Kasten und stieß einen Schrei aus. Das Geld war verschwunden.

„Was ist, Mutter?" fragte Simon Verde, „was erschreckt Ihr so?"

„Mein Sohn!" rief die Alte trostlos aus, „wir sind beraubt!"

Dies Unglück war zu hart und zu unerwartet, und Simon und seine Mutter waren zu offen, um

sein Vorhandensein und seinen nicht zu bezweifelnden Ursprung verhehlen zu können.

„Das kann nur jener Mensch gewesen sein," rief die Alte in einem unbedachtsamen Anfalle von Schmerz aus.

„Ich Esel!" fügte Simon, sich mit der Faust vor die Stirn schlagend, hinzu, „der ich ihm sagte, daß ich dieses Geld hätte! Verrückt ist das Schaf, das dem Wolfe beichtet."

„Also Du hast doch einen Fremden in Deinem Hause gehabt?" fragte der Alcalde triumphirend.

„Leider ja, Herr," antwortete Simon. „Ich fand den Unglücklichen — die Schlange, muß ich sagen — halb verhungert und nahe daran, vier Flintenschüsse zu bekommen; mich jammerte seiner, ja, Herr, ich gab ihm zu essen, ja, Herr, ich nahm ihn auf und versteckte ihn, ja, Herr! Das — mögen Ew. Gestrengen sagen was Sie wollen — ist ein gutes Werk, ja, Herr. Und seht, so hat er mir's gelohnt! Das heißt ein schlechtes Herz haben, ja, Herr."

„Und Du kanntest ihn?"

„Nein! Ich wußte nicht das Mindeste von ihm."

„Aber Du wußtest, daß er ein räuberischer Rebell war?"

„Natürlich wußte ich, daß er ein Verbrechen begangen hatte, denn die vier Schüsse, die er zu erwarten hatte, wären nicht für's Rosenkranzbeten gewesen."

„Aber Du wußtest, daß er ein Rebell war?"

„Und was ändert das an der Sache?"

„Viel; denn dabei kann Connivenz vorhanden sein, Verzweigungen ... also ist es meine Pflicht ..."

„Was für eine Convenienz hätte für mich dabei vorhanden sein sollen, das sagen mir Ew. Gestrengen doch."

„Ich sage Connivenz, das heißt Einverständniß mit der Partei, Gewährung von Hilfe und Schutz ..."

„Ich habe nichts der Art gewährt, das wissen Ew. Gestrengen so gut wie ich. Ich habe einem Hilflosen ein Obdach gewährt; zum Dank dafür hat er mich bestohlen. Wenn Ew. Gestrengen mich jetzt anklagen, so ist das siedendes Wasser auf die Brennwunde."

„Ich muß meine Pflicht erfüllen," sagte der Alcalde hochtrabend; „wenn ich es nicht thäte, könnte man mich mit in den Handel verwickeln."

„Señor, um Gotteswillen!" rief angstvoll der arme Simon, „will Ew. Gestrengen gegen mich

wüthen, einen Freund verderben und zu Grunde richten?"

„Den Freund begleitet man bis an die Pforte der Hölle und dort verläßt man ihn," antwortete der Alcalde.

Es wäre traurig, dem Processe, der gegen den armen Simon Verde anhängig gemacht wurde, sowie den Spitzbübereien, die Notare und Pharisäer verübten, um ihm Geld abzuzwacken, bis er ruinirt war, Schritt vor Schritt zu folgen. Wie viel solcher heimlichen und geheimnißvollen Intriguen — deren Opfer die Armen auf die eine oder die andere Art werden — kommen in den Dörfern vor! Man sieht die Gerechtigkeit in einer Masse von Proceduren erstickt, die Unschuld umgarnt, das Recht in den eisernen Netzen von Betrügereien und Ränken gefangen, indem man Wahrheit und Redlichkeit zwingt, sich ihren Weg durch eine solche Menge von Beweisen, Actenstücken und Kosten zu bahnen, daß den Betheiligten der Muth ausgeht, wie den Fliegen in den Netzen der Spinnen, und daß denen, die sie beschützen möchten, die Hände gebunden sind. Das Alles hat die freie Presse besprochen; über Alles hat sie bald ihre ungerechte Galle, bald ihren ungerechten Unwillen ausgegossen, und nur die Notare,

die Schriftführer der Ortsobrigkeiten, die — mit einigen ehrenvollen Ausnahmen — die allerschlechtesten, käuflichsten Menschen, die größten Tyrannen und Unterdrücker sind, haben Gnade vor ihren Augen gefunden. Jedwede Macht ist in unserer Zeit gehemmt, bestritten und bekämpft worden, nur diejenige dieser Dorfdespoten nicht, welche vielleicht die größte Macht besitzen und den meisten Kummer verursachen und wogegen sich am wenigsten thun läßt.

Nachdem alle seine Hilfsquellen erschöpft waren, sah Simon, gedrängt von seinen Gläubigern und niedergedrückt durch die Summen, die man ihm abpreßte, um die schlimme Angelegenheit in Vergessenheit zu bringen, sich genöthigt, seinen Garten subhastiren zu lassen, welchen der Alcalde, nachdem er vorher die Mitbewerber verscheucht, zum dritten Theile seines Werthes erstand. Und da der Ertrag zur Bestreitung aller Kosten nicht ausreichte, wurde auch das einzige Eigenthum verkauft, das Simon noch besaß, seine gute alte Gefährtin, die Eselin. Es ist unmöglich, den Schmerz zu schildern, der das Herz des trefflichen Mannes zerriß, als er sah, wie das arme Thier, welches in die Gewalt des Notars gefallen war, aus dem Stalle, in welchem es die Ruhestunden seines ganzen Lebens zugebracht hatte,

hinausgeführt wurde und, barbarisch angetrieben von den Söhnen seines neuen Herrn, zusammenzuckte unter dem Schmerze der Ruthenhiebe, die sie ihm versetzten, und sich im Fortgehen umsah, als suche es seinen Herrn. Agueda weinte bitterlich und Simon entfernte sich, um es ungesehen eben so zu machen.

Ist es glaublich, daß es Leute gibt, die lange Jahre hindurch ein Thier besitzen, dessen Dienste sie benutzen, dessen Liebe sie sich erwerben und dessen Anwesenheit unter ihrem Dache zur Gewohnheit wird und die dennoch keine Anhänglichkeit an dasselbe bekommen, denen es kein Gefühl von Liebe oder Wohlwollen, ja, nicht einmal von Bedauern einflößt? Nein, es ist nicht glaublich. Und dennoch ist die Existenz solcher Menschen eine jener bittern und trostlosen Wahrheiten, welche der Augenschein mit dem Dolche in der Hand einprägt.

Dem Gleichgiltigsten wäre das Herz zersprungen, wenn er gesehen hätte, wie die trostlose alte Frau den Garten verließ.

„Betrübt Euch nicht, Mutter," sagte Simon, seinen Schmerz unterdrückend, um den der guten Alten nicht zu vergrößern. „Matthias, dem ich das Geld geliehen habe, um sein Haus zu decken, und der mich nie hat bezahlen können, hat mir gesagt, in

seinem Hause sei eine Wohnung für uns, so lange das Haus ihm gehöre. Also, seht Ihr, sind wir noch nicht bettelarm und nicht ohne Freunde."

„O Du lieber Gott!" rief die arme, des Ihrigen beraubte Frau aus. „Der Garten, der seit so vielen Jahren vom Vater auf den Sohn vererbt ist, als wäre es ein Majorat! Der Garten, auf welchem Ihr alle geboren seid! Der Garten, in welchem Dein Vater wie ein Heiliger gestorben ist! Der Garten, unter dessen Orangenbäume ich mich setzte und mich mit ihnen tröstete, daß sie die einzigen waren, welche Alles, was uns zu andern Zeiten umgeben, überlebt hatten, sie, indem sie sich mit Blüthen wie mit weißen Haaren schmückten, ich, indem ich mich mit Enkeln wie mit Blumen umgab! Der Garten, dessen Weingeländer die Sommertage durch seinen Schatten so lieblich, die Winterabende durch sein Rebenfeuer so behaglich machte! Wer soll die Blumen begießen, die ich gesäet habe? Wer soll den Vögelchen zu fressen geben, die auf meinen Ruf ohne Furcht herzuflogen?"

„Betrübt Euch nicht, Mutter; wir nehmen das Beste mit, das gute Gewissen, das uns überall, wohin wir gehen, ein Daunenbett bereitet. Zu bedauern sind nur Diejenigen, welche auf weichen

Betten keine Ruhe finden, und das sind Diejenigen, welche schlecht handeln."

Und für sich fügte Simon hinzu:

„Verdammter Räuber! Die Schlange, die unsere Güte benutzt hat, uns zu verderben! Und der Alcalde, der schlechter ist als das irdische Leben und von dem gefallenen Stamme noch Splittern abbricht! Einer so schlecht wie der Andere! Gott stehe ihnen bei!

Mutter," fuhr er laut fort, als er seine Mutter weinen sah, „Gott verläßt Niemanden. Ihr, die Ihr so gottesfürchtig seid, bedenkt, welcher Herrlichkeit Hiob genießt und welche Qualen der reiche Geizhals leidet.

Dieselben wirst Du auszustehen haben," fuhr Simon für sich fort, „Du schlechtherziger Alcalde, den dieses heilige weiße Haar, dem das ganze Dorf, Groß und Klein, seine Ehrfurcht zollt, nicht hat zum Mitleiden bewegen können.

Mutter!" rief er aus, als er sah, daß der Kummer der guten alten Frau nicht nachließ, „um der heiligen Jungfrau willen, weint nicht . . . Ihr brecht mir das Herz! Sieht es doch aus, als wäre jetzt Alles für Euch vorbei. Habt Ihr mich nicht, der ich Euer Stab bin? Habt Ihr das Kind nicht,

das Eure Freude ist? Wohin könntet Ihr gehen, daß ich Euch nicht Euer Brot verdiente, welchen Pfad könntet Ihr einschlagen, den sie Euch nicht mit Blumen bestreuen würde? Wohin könnten wir gehen, daß Gott nicht mit uns wäre?“

Fünftes Capitel.

Einige Jahre waren dahingegangen. Die Familie, mit welcher wir uns beschäftigt haben, hatte gleich einem verpflanzten Baume gelitten und war eine Zeit lang gewelkt. Aber mit Hilfe der großen menschlichen Trösterin, der Zeit, und ihrer sanften Tochter, der Gewohnheit, hatte der Baum allmälig Wurzel geschlagen, und begossen vom Schweiße der Arbeit, war er wieder grün geworden und hatte Blumen getrieben, das heißt, es war Zufriedenheit im Hause. Dazu trug bei, daß Nikolas, der Fuhrmann, eine Erbschaft gethan hatte und sich nun beeilte, dem armen Simon Verde den gestorbenen Ochsen zu bezahlen. Simon benutzte dieses Geld, um Papalina zurückzukaufen, und zwar für das Doppelte dessen, was der Notar dafür gegeben hatte.

„Wie soll's anders sein?“ dachte Simon; „bei Kauf und Wiederkauf geht stets ein Drittheil drauf.“

Dadurch sah er sich in den Stand gesetzt, seinen frühern Broterwerb fortzusetzen. Papalina gab ihre Freude, sich wieder in dem Besitz ihres alten Herrn zu befinden, in sehr kräftiger und aufrichtiger, wenn auch nicht sehr harmonischer Weise kund. Tante Anna begoß wieder ihre Blumenbeete, fütterte die Vögel, spann und betete. Agueda schmückte sich mit Nelken und sang:

„Der Liebe Boten sind die Nelken,
Auch uns're ward durch sie gepflegt.“

So sang sie, weil ihre und Julian's Liebe, unter den Auspicien einer Nelke entstanden, gegenseitig im Schatten des Geheimnisses gewachsen war, wie der Mond in dem Dunkel und der Stille der Nacht rein und glänzend zunimmt. Der Grund dieses Geheimnisses war, außer der instinktmäßigen Schamhaftigkeit der Liebe, die Ueberzeugung Beider, daß ihre Väter niemals ihre Einwilligung zu ihrer Verbindung geben würden, der eine aus angeborener Würde, der andere, der Julian mit der Tochter eines reichen Landmannes aus La Puebla verheirathen wollte, aus Habsucht. Es war noch ein dritter Grund vorhanden, nämlich daß der Alcalde gegen

Simon noch immer den Groll bewahrte, den ein Mensch, welcher schlecht gehandelt hat, gegen Denjenigen hegt, an welchem er so gehandelt, ein Groll, tausendmal bitterer und unauslöschlicher, als der des Beleidigten. Der Beweis davon ist, daß Simon Verde mit seinem schönen Herzen keine Erbitterung gegen seinen Verfolger hegte.

Die gute Großmutter wußte allerdings um diese heimliche Liebe und pflegte zu ihrer Enkelin zu sagen:

„Woran denkt Ihr denn, Agueda, mein Kind?“

„Wir denken uns zu lieben, Mae Anna,“ antwortete Agueda.

„Das führt ja zu nichts, Kind; denkt Ihr denn nicht an den morgenden Tag?“

„Wir denken nur an den heutigen, Großmütterchen.“

„Da sieht man, die Jugend hat keinen Verstand. Siehst Du denn nicht, Kind, daß Du Dir mehr Thränen bereitest als das Meer Perlen hat?“

„Wenn ich sie auf jede Weise doch vergießen muß, dann ist's besser so spät als möglich, Großmütterchen.“

„Nun, wie Gott will!“ seufzte die gute Alte.

„Ja, wie er will, aber nicht wie der Alcalde

will. Um recht zu genießen, muß man viel hoffen, Großmütterchen," antwortete Agueda.

Da öffneten eines schönen Tages die Einwohner von Gelves Augen und Mund ungewöhnlich weit, denn der leere und einsame Palast gab Zeichen des Lebens von sich. Balcons und Fenster öffneten sich, wie Augen, die erwachen, und das große Hausthor ging sperrweit auf, wie ein Mund, der gähnt. Die Reinlichkeit in ihrem weißen, flecken- und geruchlosen Kleide stellte sich ein und nahm Besitz von jenen einsamen und verlassenen Gemächern. Ein Heer von Verbündeten schritt ihr voran: der fleißige und gewandte Besen heftete sich auf den Boden, um keinem lebenden Gewürm Quartier zu geben, der schlappe Scheuerlappen steckte die Nase in alle Ecken, die Strohwische streckten eine Anzahl drohender Klauen aus, die Seife betrachtete die Wasserkübel mit demselben Entsetzen, wie der Mensch das Grab, das ihn verschlingen wird, die Fegelumpen und Wischlappen öffneten die Arme und schüttelten sich, bevor sie ihre Arbeit begannen.

Beim Anblick dieses feindlichen Heeres und seiner Manöver erschraken die Asseln oder Tausendfüße, verloren den Kopf, und in ihrem tollen Laufe wurden sie von den Besen erfaßt und ein schreckliches Blutbad

unter ihnen angerichtet. Die Spinnen setzten ihre langen Beine in beschleunigte Bewegung und flohen weinend und erschrocken aus ihrer ruhigen Thebais, einen letzten zärtlichen Blick auf die Netze werfend, die sie so geschickt ohne Bindfaden und Filetnadel gestrickt hatten. Die Fledermäuse, entsetzt bei dem Anblick von Lichtern und Lampen, flüchteten sich in den Kirchthurm und sprachen die Eule um Gastfreundschaft an. Diese, die Misanthropin, empfing sie nicht sehr zuvorkommend. Die Ratten hörten auf zu lärmen, und der Staub, welcher seine weltliche Kleidung anlegte, warf sich, gezwungen, sein Lager abzubrechen, unbesonnener Weise seinem Feinde, dem Winde, in die Arme; man sah ihn lustig auf einem Sonnenstrahle tanzen und sich dann durch ein offenes Fenster in den Raum stürzen.

„Was mag denn den Palast anfechten, daß er sich so schüttelt und lüftet?“ sagten die Leute im Dorfe; „sollte die Infantin kommen?“

An demselben Abend landete am Ufer des Flusses ein Boot, welches einige Hausgeräthschaften brachte und in welchem ein Herr und eine Dame saßen.

Der Herr, der einige vierzig Jahre alt sein mochte, war groß und stark. Er trug einen gewaltigen ungarischen Hut und einen Mantel vom wunder-

lichsten Schnitt und den unpassendsten Farben. Er hatte einen Blick wie ein römischer Kaiser, einen Gang wie ein germanischer Eroberer, rauchte eine kolossale Havannahcigarre, die unter einem analogen Schnurrbart hervorsteckte, sprach laut, nannte alle Leute „Kleiner" und warf mehr mit Prunk als mit Geld um sich, wie man daraus abnehmen konnte, daß er sich mit dem Kahnführer um einen Real herumstritt.

Die Dame war, ungeachtet man aus ihrer Bläſſe und ihrer großen Schmächtigkeit sah, daß sie krank war, lebhaft, heftig und unruhig, aber heiter. Sie trug einen rosa Hut, der so außerordentlich weit nach hinten saß, als ob es ihr Page wäre, ein hellgrünes Mäntelchen mit einer großen Menge Franzen und Trobbeln, ein seidenes carrirtes Kleid, in welchem jedes Carree seine besondere Farbe hatte, wie die Politiker, und helle Stiefelchen, Alles aber, wie die Besitzerin selbst, verschossen. Sie hatte eine Brosche, die funkelte, ein Armband, das glänzte, einen Fächer, der strahlte, und einen kleinen Hund, der bellte.

In der Schenke befanden sich einige Bewohner und Bewohnerinnen des Dorfes, welche nebst Joachim „mein Söhnchen" die Ausschiffung mit an-

sahen und außer sich vor Erstaunen waren beim Anblicke dieses wunderlichen, fremdartigen, ungewöhnlichen und zur Schau getragenen Luxus.

„Hab' ich Dir nicht gesagt, die Infantin würde kommen? Das ist sie," sagte die alberne Mutter Joachim's des Söhnchens.

„Wie soll die das sein, die eine Mütze wie ein Netz trägt!" erwiederte ein Mann. „Ihre Hoheit trägt nur eine Mantille, wie eine echte Spanierin."

„Gott segne ihre Seele!" riefen die Frauen.

„Ihr müßt wissen, daß Ihre Hoheit nur vier Gedanken hat," sagte der Mann.

„Vier? O Jesus!" rief die Mutter Wirthin aus.

„Zählt sie uns her, keinen mehr, keinen weniger."

„Höre, José, weißt Du, welche es sind?"

„Wie soll denn der Narr die Gedanken der Infantin kennen!" meinte „mein Söhnchen" mit seiner Baßstimme.

„Ich kenne sie aber, „mein Söhnchen," und ganz Spanien, ganz Frankreich und ganz England kennt sie, und der Narr wirst Du sein, wenn Du sie nicht kennst."

„Nun, so sag' sie uns, wenn Du sie kennst," riefen die Frauen einstimmig dem Erzähler zu.

„Sie sind," antwortete dieser, „Gott, ihr

Gemahl, ihre Kinderchen und die Armen. Und das Beste, was Ihr thun könnt, ist, ihrem Beispiele zu folgen. Verstanden?"

„Und der Infant?"

„Ebenso, natürlich; er hat das ja von seiner Mutter geerbt, die eine heilige und vollkommene Königin sein soll, wie die heilige Königin Elisabeth von Ungarn und die heilige Clothilde, Königin von Frankreich. Und das ist die reine Wahrheit und man muß sie laut ausschreien, damit sie durch die ganze Welt tönt."

„Aber, José, wenn Du sie nicht kennst, woher weißt Du denn, daß es diese nicht ist?" fragte „mein Söhnchen's" Schwester, welche die Hoffnung nicht aufgeben wollte, daß die Gelandete die Infantin sei.

„Siehst Du denn nicht, Kleine, daß sie kein Gefolge bei sich hat?"

„Was ist das, Gefolge?" fragte das Mädchen.

„Was weiß ich's? Es wird wohl so eine Art von Schleppe sein," antwortete die Mutter Wirthin.

„Unsinn!" sagte „mein Söhnchen;" es sind die Kutschen.

Die Gelandeten begaben sich nach dem Schlosse und machten es sich daselbst bequem, er, indem er

sich lang in einen Sessel ausstreckte, sie, indem sie der Reihe nach an alle Balcons des Schlosses trat und Stellen aus den neuesten Opern sang, wobei sie mit italienischem Accent ausrief:

„Bello, bellissimo!“

Gewiß dürfte sich schwer eine schönere Aussicht finden als die, deren man von den Balcons des Schlosses von Gelves aus genießt; denn dort vereinigt sich das Liebliche mit dem Großartigen, das Hübsche im Detail mit dem Weiten und Schönen in der Fernsicht. Zu den Füßen des Schlosses senkt sich der Boden zwischen den Gärten hinab, verweilt dann einen Augenblick, um den Rindern Futter zu geben, und stürzt sich hierauf in den Fluß, um am entgegengesetzten Ufer, geschmückt mit Buschwerk und Weidenbäumen, wieder aufzutauchen und sich nachher in Saatfelder, Orangenwälder und Anger zu vertheilen, deren Grenzen durch dichtbelaubte Erdwälle, mit Bäumen gleich Federbüschen geziert, bezeichnet sind.

Der Fluß strömt so majestätisch und so ruhig durch diese Ufer, daß man ihn für unbeweglich halten würde, wenn nicht dann und wann ein Dampfschiff mit seiner stürmischen Hast seine Wasser bewegte und deren Glanz trübte. Die Aussicht gelangt

wie ein schwach werdender Ton bis zu den fernen Bergen von Ronda, die sich mit den Wolken vermischen würden, wenn es an jenem Himmel im Frühling Wolken gäbe. Zur Linken sieht man Sevilla zu den Füßen seiner Giralda liegen, ohne es zu hören, was seinem schon so großartigen Anblick noch die Feierlichkeit des Schweigens gibt.

„Singe nicht, Fornarina," sagte der auf seinem Sessel hingestreckte Raucher, „denn die Aerzte haben es Dir verboten."

„Und Du legst Werth auf das, was die Aerzte sagen?" antwortete mit markirt italienischem Accent die Fornarina Genannte.

Was den Herrn anlangt, so nannte er sich selbst Oberst Titan. Das Patent seines Grades aber hatte Niemand gesehen, nicht einmal im Zahlmeisteramt, denn dem Anschein nach war er so uneigennützig, keinen Sold zu beziehen.

Wir haben nicht in Erfahrung bringen können, welcher Mittel sich diese erlauchten Gäste bedient hatten, um zu erlangen, daß ihnen das Schloß vorzugsweise und zum Nachtheil des andern in selbigem wohnhaften Geschmeißes überlassen worden war. Aber darauf kommt es nicht an; gewiß ist, daß die reine Luft und das berühmte Wasser von Gelves

Fornarina gut bekamen, wenn man aus der allmäligen Zunahme ihres blühenden Aussehens, ihres lauten Lachens und ihres Geschreies, wenn sie mit dem Achtung gebietenden Obersten Titan zankte, schließen durfte.

Das Volk von Andalusien besitzt die angeborene Gabe, Individuen zu beurtheilen, besonders wenn sie einer höhern Sphäre als der seinigen angehören. Die Gäste waren erst wenige Tage im Schlosse von Gelves, als die Frauen den Mund verzogen und die Männer lachten.

„Es will mir scheinen," sagte der Eine, „als wären diese „Herrschaften" nicht echt, mindestens nicht ganz reinen Stammes."

„Dieser Don Orondo," fügte eine Frau hinzu, „der mit seinem Schnurrbart einen Wasserkrug zerbrechen kann, hat ein Ketzergesicht, schlimmer als die Henkersknechte im Leiden Christi. Sie sieht aus wie die wahnsinnige Königin*) und ist so unruhig wie ein Eidechsenschwanz; man sieht wohl, daß sie eine ausgemachte Närrin ist. Ich weiß

*) Ohne Zweifel ist die Königin Johanna von Castilien, Mutter Kaiser Karl's V., gemeint, die bekanntlich wahnsinnig war. Wir sind dieser Anspielung schon mehrmals in F. Caballero's Werken begegnet. Anm. d. Uebers.

nicht, wie Simon Verde zugeben kann, daß seine Tochter dort zu jeder Stunde des Tages steckt."

„Na, für Simon Verde werden es wohl vortreffliche Leute sein; er denkt immer nur Gutes," sagte ein Mann.

„Weil sein Herz gesunder ist als der Nordostwind," meinte eine Frau.

„Das ist wahr," erwiederte der Mann. „Hier aber wirst Du sehen, wie nöthig in dieser bösen Welt ein wenig Vorsicht ist, und daß man langsam und bedächtig handeln muß."

Wirklich ging Simon Verde, als gewöhnlicher Bote nach Sevilla, täglich zum Oberst Titan in's Haus, um die Eßwaaren hinzubringen, welche im Dorfe nicht zu haben waren. Da es daselbst weder einen Markt, noch einen Fleischscharren, noch gut versehene Läden gab, so pflegte der Oberst zu Simon Verde zu sagen:

„Da es in Deinem Dorfe nichts gibt als die stehende Redensart: „Gibt's nicht," so bringe Du Alles, Kleiner."

Außerdem war Simon beauftragt, die fortwährende Correspondenz zu vermitteln, die der Oberst mit einem gewissen Capitän Bulle unterhielt, einem jungen, leichtfertigen, lebhaften und entschlossenen

Menschen, der überall gewesen war, Jedermann kannte, Alles gesehen hatte und sich rühmte, ein feuriger Republikaner, ein hitziger Spieler und ein glühender Frauenverehrer zu sein, und der schließlich seinen Patriotismus dadurch glänzend bekundete, daß er sich später den Piraten anschloß, welche unsere Insel Cuba angriffen.

Simon Verde's gutmüthiges und joviales Wesen hatte der Fornarina gefallen, die sich gern mit ihm unterhielt, ihm Fragen vorlegte und sich nach den Einzelheiten seiner Existenz erkundigte.

„Herr Simon," sagte sie eines Abends zu ihm, als er kam, um sich die Aufträge für den folgenden Morgen zu holen, „wie viel verdient Ihr täglich?"

„Ich habe keinen festen Verdienst, Señora. Aber einen Tag in den andern gerechnet werde ich eine Peseta*) erübrigen," antwortete Simon.

„Nur eine Peseta?" rief Fornarina mit ihrem italienischen Accente und einer Geberde des Erstaunens aus. „O armer Herr Simon! O welch elendes Dasein! Sie müssen ein verzweiflungsvolles Leben führen, guter Mann."

*) Etwa fünf Silbergroschen.

Anm. d. Uebers.

„Ich? Nein, Señora, „ich lebe sehr zufrieden, Gott sei Dank!"

„Mit einer Peseta?"

„Möge sie mir nie fehlen."

„Aber sie reicht ja doch nicht hin zum Leben."

„Nicht? Ei, und noch für manches Andere, Señora."

„O! Zum Beispiel ... ich bin doch neugierig."

„Nun, Señora, mit einer Peseta, wissen Sie, komme ich meinen Verpflichtungen nach, bezahle eine Schuld, leihe auf Zinsen und lege in eine Sparbüchse."

„O, Sie scherzen."

„Nein, Señora, passen Sie nur auf. Ich erhalte mich und mein Haus, das sind meine Verpflichtungen, ich ernähre meine Mutter, damit bezahle ich eine Schuld, ich gebe auf Zinsen, denn ich erziehe meine Tochter, die es mir zahlen wird, wenn ich alt bin und nicht mehr arbeiten kann, und ich lege in eine Sparbüchse, denn ich verweigere einem Armen nie ein Almosen, und wär's ein Stückchen von dem Brote, das ich grade esse."

Die Fornarina blieb einen Augenblick in Gedanken, dann wandte sie sich zu dem Obersten und sagte:

„Er hat Recht, ja, ja, er hat Recht! Und wenn man bedenkt, daß so viele fette Renten vergeudet werden, ohne daß damit gethan wird, was dieser gute Mann mit einer Peseta thut.“

„Du schwärmst,“ antwortete der große Oberst, ein helles Gelächter aufschlagend. „Schreib' eine Ekloge, setze sie in Musik und singe sie zum Ergötzen treuer Schäfer, der Amyntusse und Meliböusse. Aber mich laß mit diesen albernen Sentimentalitäten ungeschoren.“

„Du bist kein Mensch, Du bist eine Kanone,“ erwiederte Fornarina zornig.

„Und ein Vierundzwanzigpfünder,“ fügte Simon in Gedanken hinzu.

Der Oberst, dem das Scheltwort, weit entfernt, ihn zu verletzen, schmeichelte, sagte mit jenem Lächeln, mit welchem Jupiter unter der Gestalt eines Stieres der Jungfrau Europa den Hof machte:

„Nun, diva donna, Du weißt, daß an Dir mir Alles gefällt, der Schäferinnenstab wie die Königskrone. Du bist reizend in jedweder Gestalt.“

„An Dir aber gefällt mir nichts, weder Deine Complimente, die nach Taback riechen, noch Dein moschusduftender Schnurrbart,“ erwiederte die Fornarina, und sich zu Simon wendend, fragte sie ihn:

„Also Ihr habt eine Tochter?“

„Ja wohl, aber eine Tochter wie die Blumen des Tages, eine Tochter, deren Vater zu sein ich nicht verdiene! Wenn Ew. Gnaden sie sähen, würden Sie dasselbe sagen und mit doppeltem Munde, wenn Sie einen hätten.“

„O, ich will sie sehen!“ rief Fornarina mit plötzlicher Begeisterung aus; „kann sie nähen?“

„Ei,“ antwortete Simon, „sie versteht Alles; sie hat Hände, die man in Gold fassen müßte.“

„Dann bringt sie mir, Señor Simon, bringt sie mir, ich wünsche sie kennen zu lernen und will ihr zu nähen geben. Ach, alle meine Kleider sind zerrissen hier auf dem Lande, wo es so viele Dornen und so viel Gestrüpp gibt.“

Simon Verde, dem es eine bedeutende Anstrengung kostete, nein zu sagen, und der nichts Unpassendes darin fand, daß seine Tochter dahin ging, willigte ein und brachte Agueda mit, welche von Anfang an der Fornarina so gefiel, daß sie ihr den ersten Tag einen sehr schönen, aber zerrissenen Perlmutterfächer und ein schönes goldenes Armband, das seinen Zwillingsbruder verloren hatte, schenkte.

Es war damit eine kleine Periode heiterer Tage für Simon Verde eingetreten, der sich äußerst

eifrig im Dienste des schrecklichen Obersten Titan zeigte.

Derjenige aber, welchem diese neuen Beziehungen nicht gefielen, war Julian.

Eines Abends, wo der Alcalde sich entfernt hatte und Simon wie gewöhnlich in Sevilla war, sprachen sich die Liebenden an einem entfernten Gitterfenster des Hofes, der nach dem Felde hinaus lag.

„Agueda," sagte Julian, „was hast Du außer Deinem Hause, in welchem Du eingezogen lebst, wie ein Frauenzimmer, das auf ihren Ruf hält, bei den fremden Leuten zu thun? Ich sage Dir, sie mit ihrem Firlefanz und Flitterkram, der aussieht wie einer, der falsch schwört, und er mit seiner aufgeblasenen und hochmüthigen Miene kommen mir vor wie Leute, mit denen es nicht ganz richtig ist. Und bedenke, was das Sprichwort sagt: Der schlechteste Umgang sind angebliche vornehme Leute."

„Ich gehe hin," erwiederte Agueda, „weil mein Vater es mir gesagt hat und ich ein paar Cuartos dort verdiene, damit ich ihm etwas Zeug anschaffen kann, denn das hat der arme Mann sehr nöthig! Und ich möchte wissen, Julian, ob das gegen die Eingezogenheit auch des allervorsichtigsten Mädchens verstößt."

„Du machst mir Kummer damit, wenn Du hingehst.“

„Das thut mir leid, Julian, aber was soll ich thun? Was für eine Entschuldigung soll ich gegen meinen Vater vorbringen, nicht hingehen zu wollen?“

„Wenn die Frauenzimmer nicht wollen, holen sie die Gründe aus dem Mittelpunkte der Erde.“

„Das heißt also, wegen einer Grille von Dir sollen wir uns großen Schaden thun? Laß mich wenigstens hingehen, bis ich genug zusammenhabe zu einem Kittel für meinen Vater und zu einem Unterrock für Großmutter Anna.“

„Wenn wir uns verheirathen, soll es ihnen nicht daran fehlen.“

„Ach was, dummes Zeug; das ist ja Alles Geschwätz, Julian, und eitle Hoffnungen; es wird dann nicht anders sein wie jetzt. Nach dem Schaden, den Dein Vater uns zugefügt hat, ist es nicht in der Ordnung, daß Du auch noch kommst, uns welchen zu machen, indem Du darauf bestehst, daß ich nicht nach dem Schlosse gehen soll.“

Julian schwieg, schmerzlich berührt, als Agueda die Erinnerung an das Betragen seines Vaters gegen Simon Verde wieder wach rief.

„Agueda,“ sagte er, „es wird ein Tag kommen...“

„Gut, lassen wir ihn kommen, ohne seine Ankunft zu beschleunigen.“

„Und wirst Du mich immer lieben, Agueda?“

„Julian, diese Frage beleidigt mich.“

„Warum?“

„Weil sie beweist, daß Du an mir zweifelst.“

„Je größer die Liebe, desto größer die Furcht, Agueda.“

„Je größer die Achtung, desto größer das Vertrauen, Julian.“

Der Alcalde hatte, mehr aus Neugierde als aus einem andern Grunde, den wichtigen Obersten Titan besucht. Aber dieser große Mann, der Vetter von sieben Marquis, Onkel von fünf Gräfinnen und Intimus von drei Herzoginnen war, hatte sich nicht herabgelassen, den Besuch eines Dorfalcalden zu erwiedern. Der beleidigte Mann der Autorität hegte daher einen tiefen Groll gegen den aufgeblasenen großen Herrn, der die Achtung vor derselben außer Augen setzte, und beschloß, dessen Schritte zu beobachten. Jedesmal, wenn der wachsame Argos einen neuen Besucher heterogenen Aussehens nicht auf dem gewöhnlichen Wege, sondern durch die Olivenpflanzungen ankommen sah, sagte er zu sich selbst:

„Diese Leute gehören nicht zu den gewöhn-

lichen; der Eine ist immer noch abgerissener und zerlumpter als der Andere. Sie haben etwas vor, mich hintergeht man nicht; sie sind mir ein Dorn im Auge. Mit Gutem haben sie nicht hören wollen, nun sollen sie es im Bösen. Also kommen wir der Sache auf den Grund."

Der größte Dorn im Auge war dem Alcalden der Capitän Bulle, dem er immer zu begegnen suchte, der aber ohne ihn zu grüßen und mit impertinenter Miene an ihm vorüberging, weil er denselben Haß, welchen er einflößte, gegen den zudringlichen und angeberischen Alcalden hegte. Er pflegte daher, wenn er ihm begegnete, folgende nach den Umständen von ihm eingerichtete Strophe zu singen:

„Es lebe der Soldatenstand
Und das ganze Heer,
Pfarrer und Alcalden
Brauchen wir nicht mehr."

Es war indessen nicht allein der Oberst, dieser Großpriester des Ordens, zu welchem der Capitän Bulle gehörte, was letztern so oft nach Gelves zog, sondern Agueda, in welche er sich mit seiner bewußten wahnsinnigen Verehrung für das andere Geschlecht verliebt hatte. Gewiß wären auch weniger entzündliche Naturen als er in den Flammen des revolu-

tionären Cupido entbrannt beim Anblick des hübschen, stillen und bescheidenen Mädchens, welches nähend am Fenster des Vorzimmers saß, mit ihrem rosigen Antlitz, das Haar zurückgekämmt aus der kleinen Stirn und nur geschmückt mit zwei winzigen Löckchen an den Schläfen und einer rothen Nelke im schönen Haare. Da jedoch einige ohne viele Umstände gemachte Complimente nur Schweigen zur Antwort erhielten und Agueda bei der ersten Kundgebung, die der Capitän von seinen kühnen Gedanken machte, aufstand, um sich zu entfernen, und nur seine Versicherung, daß er sie nicht wieder belästigen würde, sie zurückhalten konnte, so fuhr der Capitän fort, anzuschauen, ohne wieder angeschaut zu werden, und zu seufzen, ohne erhört zu werden.

Sechstes Capitel.

Die Zeit, in welcher diese wahrhaftige Geschichte spielt, war eine jener Zeiten revolutionärer Bewegungen, die man mit Recht „Putsche“ genannt hat und die sich gleich dumpfem Donner zwischen den Wolken kundgeben, bald hier, bald dort wetterleuchtend, bis ein Mann voll Energie und blendenden Gaben sie von einem Boden verbannte, der ihnen zuwider ist. Zu solchen Zeiten pflegen, gewaltig ermuthigt, Fierabrasse von dem Schlage des genannten Obersten Titan aufzutauchen, Mitglieder und Begünstigte jener kosmopolitischen Propaganda, die von keiner Partei anerkannt noch autorisirt ist, die aber dennoch sich einflußreiche Mitglieder der ihrigen nennen. Das weltverbessernde Programm dieser Aufgeblasenen besteht darin, alle Religion zu verachten, allen Glauben zu zerstören, jede Macht zu hassen,

jede Ueberlegenheit gering zu schätzen und jeden Zügel abzuschütteln, wodurch ihre regenerirte Menschheit gradezu wieder in den Zustand der Wildheit versetzt werden würde.

Eines Tages verbreitete sich die Nachricht, in Sevilla sei der Plan zu einem „Putsche" entdeckt und in Folge dessen einige Verhaftungen vorgenommen. Der Alcalde stellte sich auf die Lauer und sah den Capitän Bulle ankommen; er sah erschrocken aus und sang nicht. Der Alcalde machte wieder eine Combination.

Zur Zeit der Abendmette, als Simon Verde eben seine Suppe aß, erhielt er eine Aufforderung vom Obersten, zu ihm zu kommen.

„Geh' nicht hin," sagte seine Mutter; „diese Leute können nichts Gutes von Dir wollen um diese Stunde."

„Ei was, Mutter," antwortete Simon, „sie werden irgend einen Auftrag nach Sevilla vergessen haben und mir den noch geben wollen."

Simon ging nach dem Schlosse und fand den großen Titan aufgeregt in dem geräumigen Wohnzimmer auf- und niedergehen, während der Capitän Bulle sich sehr niedergeschlagen auf einen Sessel geworfen hatte.

„Simon," sagte der Erstere, das republicanische Du für eine bessere Gelegenheit aufsparend, „Ihr seid ein würdiger Patriot und ein ehrenwerther Bürger."

„Ich bin ein Landmann, Herr," antwortete Simon.

„Das ist dasselbe; ich ehre Euch als Bürger."

Simon hörte mit Erstaunen dieses Geständniß der Hochachtung aus dem Munde eines Mannes, der ihn bis dahin mit dem unverschämtesten Hochmuthe behandelt hatte.

„Ich glaube," fuhr Titan fort, „daß ich Euch ohne Gefahr eine ehrenvolle und einträgliche Mission auftragen kann."

„Señor," erwiederte Simon Verde, der zu argwohnen anfing, daß man ihn bei irgend etwas compromittiren wollte, „ich weiß von keinen andern Missionen als von denen der Väter Capuziner."

Titan stampfte heftig auf den Boden, murmelte zwischen den Zähnen: „Heuchler, Hinterlistige, Schlauköpfe" und fuhr dann mit lauter Stimme fort:

„Ihr müßt den Herrn da" — und dabei zeigte er auf den Capitän — „der ein glorreiches Opfer des Despotismus ist, welcher uns knechtet, verstecken.

Nehmt diese Unzen *) hier," fügte er hinzu, einige vor Simon's Augen auf den Tisch legend; „sobald der Herr in Sicherheit ist, sollt Ihr noch einmal so viel erhalten."

Simon Verde kratzte sich hinter'm Ohr, ohne die Unzen anzusehen.

„Ihr schwankt?" rief Oberst Titan mit Emphase aus. „Also vermögen edler Patriotismus, die unterdrückte Menschheit, die heilige Freiheit, die in der Person dieses Herrn mit Füßen getreten ist, nichts gegen elende Feigheit?"

Simon Verde schüttelte den Kopf und sagte:

„Euer Gnaden müssen wissen, daß ich schon einmal Einen versteckt habe, der auch vom Wohle des Vaterlandes und von andern schönen Dingen sprach, wie jetzt Euer Gnaden — dann aber . . . kurz, Señor, der Spaß kam mir theuer zu stehen, und das Sprichwort sagt: Durch die Thür, wo Dich einmal ein Hund gebissen hat, geh' nicht zum zweiten Male."

„Beleidigt den Herrn nicht durch Vergleichungen. Er ist ein Mann, der sich der großen Sache der beleidigten Menschheit gewidmet hat, und eben so

*) Eine Goldmünze, etwa zwanzig Thaler an Werth.
Anm. d. Uebers.

tapfer und unerschrocken, wenn er zum Degen greift, als wenn er eine Rede hält."

„Geht mir mit den Reden, Herr; was der Menschheit Noth thut, sind Predigten."

„O Aberglaube! O Fanatismus! Armes Spanien!" murmelte der Oberst Titan und fügte dann laut hinzu: „Bedenkt, daß der Herr da ein Märtyrer der Freiheit, ein Vertheidiger der Rechte des Volkes ist, und daß das Volk es ist, welches . . ."

„Laßt die kauderwälschen Ausdrücke bei Seite, Señor, denn ich verstehe sie nicht, und was ich nicht verstehe, das überzeugt mich nicht. Ich mag mit der Geschichte nichts zu thun haben, denn der Herr da, wie ich wohl einsehe, steht außer dem Gesetze, wie Jener damals, und in unreine Sachen mag ich mich nicht stecken."

Simon wollte hinausgehen. In diesem Augenblick aber stürzte die Fornarina mit aufgelösten Haaren und in Thränen schwimmend in's Zimmer und warf sich auf die tragischste Weise Simon zu Füßen, Dieser, der noch keinen andern Ausdruck heftigen Schmerzes gesehen hatte, als die wehmüthigen und sanften Thränen seiner Mutter, als sie von ihrem Herde vertrieben wurde, erschrak anfangs über den theatralischen Lärm und verstummte zuletzt gänzlich.

„Ihr wollt einen von grausamen Häschern verfolgten Helden nicht retten?!“ rief sie mit krampfhafter Stimme aus und fuhr so lange Zeit fort, bis sie endlich, nachdem das Thema erschöpft war, mit einigen O's und Ach's und einem geflüsterten: „Guter Simon, habt Erbarmen“ schloß.

Die angehende Rachel fiel in Ohnmacht.

Der treffliche Mensch, an den sie sich gewandt hatte, erschrocken, gerührt, bestürzt und verwirrt zu gleicher Zeit, versprach Alles, was man von ihm verlangte. Indessen, einmal gewitzigt, nahm er seine Vorsichtsmaßregeln. Er ließ den Capitän Bulle sich als Frau verkleiden, durch ein Fenster des Hofes aus dem Hause steigen und durch eine heimliche Thür in das seinige gehen, wo er ihn alsdann auf dem Boden, zu welchem man auf einer Leiter gelangte, die Simon, nachdem der Flüchtling hinaufgestiegen war, sogleich zurückzog, verbarg.

Die Unzen nahm Simon nicht mit und dachte auch gar nicht mehr daran. Um die Orangen, die er verkaufte, handelte er bis auf den letzten Maravedi, auf Werke der Barmherzigkeit aber setzte der instinktmäßige Adel seines Gewissens gar keinen Preis. Belohnung anzunehmen für eine Gefälligkeit, die er erwies, schien ihm unehrenhaft, wie es

unehrenhaft für die Frau ist, sich ihre Liebe bezahlen zu lassen.

Trotz seines Umherspionirens sah der Alcalde nichts und hatte den Schmerz, sich bei Eintritt der Nacht zurückziehen zu müssen, ohne eine neue Combination gemacht zu haben.

Am folgenden Morgen waren der Oberst Titan und die Fornarina verschwunden, und eine Abtheilung Soldaten, welche kam, das Schloß zu durchsuchen, fand daher nichts als dessen frühere Bewohner, welche dank der Stille und Einsamkeit, die sie gewahr wurden, zu ihrem gelobten Lande zurückgekehrt waren und im Chor ein französisches Lied anstimmten, welches Fornarina gesungen und das Echo der Gemächer sie gelehrt hatte:

„A tous les cœurs bien nés,
Que la patrie est chère!“

Simon fuhr einige Tage lang fort, nach Sevilla und wieder zurückzugehen, und der Capitän blieb auf dem Boden versteckt.

„Und doch möcht' ich ein Pferd gegen eine Henne wetten,“ sagte der Alcalde, „daß Simon Verde mit in der Geschichte steckt!“

„Warum nicht gar, Señor!“ wurde ihm geantwortet, „was hat der Simon mit solchen Schwin-

deleien zu thun? Weshalb sollte er sich da hinein-
stecken?"

„Weshalb geht die Alte nach der Münze?
Weil etwas für sie davon abfällt. — Nun, nun,
die Zeit wird's lehren," antwortete der Alcalde mit
seinem bösen Herzen und seinem ewigen Groll; „da
ich ihn schon einmal ertappt habe, traue ich ihm
jetzt um so weniger. Er hat sich mit ihnen einge-
lassen, und wer Pech angreift, besudelt sich." *)

Wer aber in Verzweiflung war, das war Ju-
lian, dem Agueda es nicht hatte verheimlichen
wollen, daß der Capitän in ihrem Hause versteckt
war, wenngleich sie zu vorsichtig war, ihm die hart-
näckigen Liebesnachstellungen des kühnen und heftigen
Bewerbers anzuvertrauen.

Julian hatte einen Freund, oder besser gesagt,
einen eifrigen Anhänger, und das war der Gast-
wirth „mein Söhnchen." Dieser hatte im Hause
seines Vaters gedient und hegte eine herzliche Zu-
neigung zu Julian, den er nachzuahmen bestrebt
war wie ein Brunnenrohr den Bach.

„Mein Söhnchen," sagte Julian eines

*) Im Original: quien aceite mesura, las manos se
anta, wörtlich: Wer Oel mißt, beschmiert sich die Finger.
Anm. d. Uebers.

Tages zu ihm, „bist Du geneigt, für mich zu thun, um was ich Dich bitte?“

„Soll ich mich kopfüber in den Fluß stürzen?“ antwortete „mein Söhnchen,“ indem er einige seiner ungeheuern Schritte nach jener Richtung hin that.

„Nein, Mann, darum handelt sich's nicht.“

„Um was handelt sich's denn, wenn ich fragen darf?“

„Ich frage Dich nur, um es zu wissen, für den möglichen Fall.“

Unterdessen sah die arme Agueda die Sorgen und Aengste ihres Vaters, litt von der Eifersucht ihres Geliebten und war, da sie dem Capitän sein Essen bringen mußte, obwohl sie es ihm in einiger Entfernung auf der Leiter hinaufreichte, gezwungen, die albernen Erklärungen seiner Leidenschaft anzuhören, die durch den Zustand des Nichtsthuns, der Einsamkeit und des gänzlichen Mangels an Zerstreuung, worin er sich befand, noch zugenommen hatte.

Der Capitän schrieb täglich Briefe und empfing täglich Antworten auf dieselben. Eines Abends, nachdem er den eben erhaltenen Brief gelesen hatte, sagte er zu Simon Verde:

„Herr Simon Verde, man schreibt mir, daß morgen meine Begnadigung ankommen wird.“

„Frohe Botschaft!“ rief der gute Simon erfreut aus.

„Die Begnadigung,“ fuhr der Gast fort, „muß durch mehrere Instanzen gehen; aber man hofft, sie mir schon morgen senden zu können.“

„Das gebe Gott und die heilige Jungfrau.“

„Aber Sie werden nur im Wirthshause warten müssen, bis Sie Ihnen gebracht wird, und das wird nicht vor Abend geschehen können.“

„Mit tausend Freuden will ich dort warten,“ erwiederte Simon, der den Augenblick nahe sah, wo er von einem Handel, der ihm täglich mehr Sorgen machte, befreit und sein Gast gerettet sein würde.

„Aber Sie müssen mir eidlich versprechen, nichts zu sagen, bis ich fern von hier bin; so verlangt man es von mir.“

„Ich habe keinen Mund,“ antwortete Simon sehr zufrieden.

Trotzdem wartete Simon am folgenden Tage vergebens bis zur verabredeten Stunde; Niemand erschien mit der angekündigten Begnadigung. Verdrießlich trat er daher seinen Rückweg an. Der Weg wurde ihm lang, sowohl wegen der Widerwärtigkeit, die er gehabt hatte, als auch, weil die Nacht sehr dunkel war.

„Mit was für Dingen umgibt uns das Geschick!“ dachte er im Gehen. „Der Alcalde ist auf der Lauer, er thut nichts als spioniren und bei dieser Geschichte kommt das dicke Ende noch hinten.*) Na, nur den Muth nicht verloren, Simon Verde, denn wenn die Begnadigung heute nicht gekommen ist, kommt sie, so Gott will, morgen.“

Unter diesen Betrachtungen war Simon Verde nach Gelves gekommen und näherte sich seinem Hause. Aber ehe er noch bei demselben ankam, hörte er schon seine Mutter erschrocken rufen:

„Sohn, Sohn! Er ist entflohen!“

„Still, Mutter, um der heiligen Jungfrau willen!“ antwortete Simon; „wenn er entflohen ist, so sei Gott mit ihm.“

„Aber . . . aber . . . ach! mein Herzenssohn!“

Das Weinen, in welches die Nachbarinnen einstimmten, hinderte sie, fortzufahren.

„Aber! . . . was aber?“ fragte Simon Verde erschrocken.

„Aber . . . er hat das Mädchen entführt!“

„Heilige Jungfrau! Mein Gott, Barmherzig-

*) Im Original sprichwörtlich: aun queda el rabo por desollar, wörtlich: es bleibt noch der Schwanz abzuhäuten. Anm. d. Uebers.

keit!“ rief der verzweifelte Vater außer sich, „wohin sind sie geflohen? Wann war es? Sprecht, sprecht schnell! Welchen Weg haben sie genommen?“

„Ach, mein Herzenssohn,“ antwortete seine Mutter schluchzend, „Niemand hat sie gesehen oder gehört!“

Simon schleuderte seinen Hut auf den Boden, erhob die Hände nach dem Kopfe und raufte sich das Haar.

„Kind!“ rief er aus, „Kind meines Herzens! Und Dein Vater kann Dir nicht helfen! Kind meines Herzens! Du wirst Deinen Vater rufen und er wird Dir nicht zu Hilfe kommen. Mein Gott! Gäben mir doch die Vögel ihre Flügel, der Luchs sein Gesicht und die wilden Thiere ihre Krallen! Ein Pferd! Ein Pferd! Eine Flinte!“ Und Simon lief, um zu suchen, was er haben wollte. „Nachbarn! Genossen!“ rief er durch die Straßen; „Juan! Antonio! Nikolas! Jeder Ehrenmann helfe mir eine der niederträchtigsten Schändlichkeiten verhindern, welche gottvergessene Buben ausdenken! Wenn Ihr Christen seid, Leute, helft einem Vater, dem man die Tochter aus seinem Hause, das Herz aus seiner Brust reißt.“

Die Nachbarn liefen herbei und umringten den

Vater, der vor Schmerz ganz von Sinnen war, und die Entrüstung malte sich energisch in den redlichen Gesichtern. Von den Frauen hörte man nur Verwünschungen, abwechselnd mit Ausdrücken des Bedauerns. Man hatte schon Pferde geholt, Flinten herbeigebracht, und viele Männer rüsteten sich mit jenem unter dem Landvolke so allgemeinen Eifer, der immer bereit ist, sein Leben zu wagen, Simon zu begleiten und ihm zu helfen, als man rasches und starkes Pferdegetrappel hörte.

„Soldaten! Das sind Soldaten! Vielleicht Bürgerwehr! Die schickt Gott!“ riefen Alle aus, und die Frauen beeilten sich, Laternen an die Thüren zu bringen. Diese beleuchteten eine Scene, die Allen ein einstimmiges Jubelgeschrei entriß. Agueda lag in den Armen ihres Vaters; neben ihr zu Pferde, über die heilige Gruppe gebeugt, hielt Julian und hinter ihm, sich den Schweiß von der Stirne wischend, stand Joachim „mein Söhnchen.“

„Vater,“ flüsterte Agueda Simon in's Ohr, „Julian hat mich gerettet.“

„Julian,“ rief Simon Verde aus, „Du hast mich verloren und hast mich gewonnen; ich will die Erde unter Deinen Füßen küssen. Zeichne mir ein

S in's Gesicht;*) denn Dein Sclave bin ich, so lange noch in meinen Adern dieses Blut fließt, das ich Dir bis zum letzten Tropfen anbiete."

Es ist nicht möglich, das Vorgefallene so verworren, aufgeregt und unterbrochen zu erzählen, wie Agueda es that, die aus den Armen ihres Vaters in die ihrer Großmutter und aus diesen in die der Nachbarinnen wanderte. Aber wir wollen es in kurzen Worten thun.

Bei Einbruch der Nacht sagte der Capitän zu Agueda, er erwarte um diese Stunde die Ankunft seiner Freunde, und bat sie, indem er ihr vom Boden aus eine in Papier gewickelte silberne Pfeife zuwarf, doch nachzusehen, ob sie schon in der Olivenpflanzung neben dem Hofe wären; sie möge an die Thür desselben gehen und das verabredete Zeichen geben. Freudig überrascht, beeilte sich Agueda, zu thun, was der Capitän ihr sagte, und sofort erschien ein Mann. Agueda kehrte schnell wieder um, benachrichtigte davon den Wartenden und stellte darauf die Handleiter an sein Versteck, damit er hinuntersteigen könnte. Der Capitän that es, ohne ein Wort zu sagen, und Agueda, froh und ruhig, folgte ihm in den Hof,

*) Als Anfangsbuchstabe des Wortes Siervo, Sclave.
Anm. d. Uebers.

um die Thür zu verschließen, nachdem er hinaus=gegangen wäre. Kaum aber hatte Agueda sie ge=öffnet, als zwei Männer, die auf der Lauer standen, über sie herfielen und sie festhielten, während der Capitän ihr ein Tuch um den Mund und mit zwei anderen die Hände auf den Rücken und die Füße zusammenband. Hierauf sprang er auf's Pferd, die andern hoben das unglückliche junge Mädchen in die Höhe und legten sie vor ihn. Hierauf bestiegen sie ihre Pferde, setzten sie in Trab und verschwanden zwischen den Oliven.

Eine halbe Stunde nachher ging Julian an der Thür von Simon Verde's Hause vorbei, als er das Jammern der armen alten Anna und die Stimmen der Nachbarinnen hörte, welche Agueda's Entfüh=rung schon bemerkt hatten und ihr Nachricht davon gaben. Julian stürzte nach seinem Hause, aus wel=chem zufällig eben der Gastwirth heraustrat.

„Mein Söhnchen," sagte er mit bewegter, aber fester und entschiedener Stimme; „steig' auf's nackte Pferd und halte mir den Klepper bereit, wäh=rend ich Waffen hole."

„Mein Söhnchen" that, ohne weiter zu fragen, Alles, was ihm geheißen ward, kehrte dann sogleich zu Julian zurück und fragte:

„Wohin geht's?"

„Nach Porsuna, um den Weg nach Benaocaz zu suchen; die Canaillen wollen die portugiesische Grenze gewinnen."

Mit diesen Worten gab Julian seinem Pferde die Sporen und „mein Söhnchen" folgte ihm, wie der Donner dem Blitz.

Die Flüchtlinge hatten kaum eine Meile gemacht, als sie Pferdegalopp hörten.

„Wir sind verloren," sagte der Capitän; „es ist die Bürgermiliz."

„Treibt Euer Pferd an," erwiederten die Anderen, welche erkannten, daß die Pferde, die sich näherten, besser waren als die ihrigen und sie daher von Augenblick zu Augenblick an Vorsprung verloren.

„Laßt das Frauenzimmer los, Capitän, sie hält Euer Fortkommen auf," fügte ein anderer der Gefährten erschrocken hinzu; „Ihr verliert sie doch auf alle Weise, verliert wenigstens nicht Eure Freiheit mit."

Der Galopp der Verfolger kam näher und näher, der Capitän setzte daher Agueda am Rande des Weges ab und sprengte davon, um seine Gefährten wieder einzuholen, die es bereits gethan

hatten. Kaum sah sich Agueda frei, als es ihr gelang, durch eine kräftige Anstrengung eine ihrer Hände frei zu machen, sich mit derselben das Tuch vom Munde zu reißen und in dem Augenblicke, wo die Reiter ankamen, um Hilfe zu rufen! Es war aber keine Bürgermiliz, die zu ihrem Beistande herbeieilte, es war — wer beschreibt ihr Erstaunen! — Julian.

Verwundert über den Lärmen, der zu seinen Ohren gelangte, und herbeigelockt durch das Geschrei verließ der Alcalde sein Haus und wandte sich nach dem Orte, wo die beschriebenen Auftritte stattfanden. Wie groß war sein Erstaunen und sein Aerger, als er seinen Sohn als heldenmüthigen Befreier der Tochter Simon Verde's figuriren und seine Pferde, schweißbedeckt und keuchend, als Opfer dieser unentgeltlichen Romanritterthat dastehen sah.

Er beeilte seinen Schritt, und da der Erste, der ihm aufstieß, „mein Söhnchen" war, packte er ihn beim Halse und sagte:

„Wer hat Dir denn erlaubt, Du Barbar, Du unverschämter, frecher Bursche, mein Pferd aus dem Stalle zu ziehen und ihm Deine zehn Arroben Gewicht auf den Rücken zu werfen?"

„Mein Söhnchen's" Schrecken und Erstaunen

waren der Art, daß er stumm und unbeweglich dastand.

„Ich hab' es ihm gesagt, Vater," antwortete Julian in respectvollem Tone, aber ohne verlegen zu werden.

„Marsch, nach Hause, und bring' die Pferde wieder hin," befahl der Alcalde, der seinen Sohn nicht vor Zeugen schelten wollte, „wir werden uns nachher sprechen."

Julian gehorchte.

„Fort aus meinen Augen!" fuhr der Alcalde zu „mein Söhnchen" gewandt fort, der noch immer wie ein Pfahl dastand, „damit ich nicht meine Selbstbeherrschung verliere und Dich so lahm prügele, wie Du meinen Hengst gemacht hast."

Joachim „mein Söhnchen" bediente sich flink seiner langen Schritte, um in der Nacht zu verschwinden, wie der durch die Hexe von Endor heraufgerufene Schatten Samuel's.

„Die Dirne des Rebellen mag sich vor Scham verbergen," fuhr der Alcalde fort, „und sein Hehler wandert in's Gefängniß."

Ein tiefes Schweigen war dem süßen und rührenden Auftritte gefolgt, bei welchem kurz vorher die Herzen geschlagen, die Augen Thränen vergossen und

die Lippen Worte des Jubels ausgeströmt hatten. Die Lichter verschwanden, die Thüren schlossen sich; Dunkelheit, Einsamkeit und Schweigen traten an die Stelle des Schönsten, was es auf Erden gibt, der Freude Aller über das Glück eines Einzigen.

Siebentes Capitel.

Ueber ein Jahr war vergangen. Es war ein trüber, wolkiger Decembermorgen; es regnete und stürmte, als wollte der Tag damit seiner übeln Laune Luft machen. Er verlieh der Landschaft seine trüben Färbungen, verscheuchte die Schmetterlinge, ließ die Vögelchen verstummen und bewirkte, daß den Blumen, welche nicht frostig sind und auch im Winter die Gefilde Andalusiens schmücken, die Köpfe hingen. Der Strom floß trübe und zwischen den Zähnen murmelnd dahin, einige Beute mit sich führend, welche die Gewässer, die sich in ihn ergießen, ihm von ihren Streifzügen mitgebracht hatten. Schaaren von Krähen gaben in ihrer heisern Sprache krächzend zu verstehen, daß sie die Sonne nicht vermißten und daß doch für jeden Vogel einmal sein Martinstag komme. Kurz, es war einer jener

Tage, welche dem reichen und behäbigen Menschen die Bequemlichkeiten und Genüsse seines häuslichen Herdes so angenehm und dem Armen die Entblößung und Kälte des seinigen so hart machen.

Auf dem Wege, der von Triana am Flußufer entlang nach Gelves führt, ging gebeugt und langsam ein Mann daher. Sein Gesicht trug jene tiefen Spuren, welche die Leiden auf das Antlitz des Menschen drücken, den sie zwar martern, aber veredeln; sein Haar war grau und sein Blick, obwohl sanft und gutmüthig, war so traurig, daß er beredter zum Mitleid aufforderte als Worte. Der Mann war Simon Verde, der aus dem Gefängnisse kam, in welchem er ein Jahr gesessen hatte. Simon wußte, was er in seinem Hause finden würde, nämlich eine Tochter, welche die Verleumdung entehrt hatte (denn auf dem Lande wird die Ehre auch durch den leisesten Hauch getrübt) und deren Leben Schmerz und Scham langsam, aber sicher untergruben, und eine Mutter, die vom Weinen blind geworden war, und beide erhalten durch das kärgliche, aber ununterbrochene Almosen des Armen; denn von zwei Töchtern, welche die Alte gehabt hatte, war eine damals grade Wittwe geworden und die andere im Wochenbette.

Wie das erste Wiedersehen der unglücklichen Familie war, kann man sich leicht vorstellen. Aber bei dieser, wie bei allen großen Gelegenheiten, war es die Frau, welche den Mann aufrecht erhielt.

„Simon, mein Sohn," sagte die arme Blinde, „sei nicht kleinmüthig. Hast Du mir nicht gesagt, ein gutes Gewissen sei ein Daunenbett? Das ist wahr, das ist wahr! Und wahrlich, das unsrige wird uns nicht mit seinen Stacheln aus dem Schlaf aufschrecken. Also, laß Dich nicht niederschlagen, mein Sohn, und denke an das, was Du selbst gesagt hast."

„Als ich das sagte, Mutter, und mich stark gegen das Unglück fühlte, da besaßen wir auch die beiden großen Güter des Armen, guten Ruf und Gesundheit. Mein Kind, die Tochter meines Herzens, hat beide verloren; Euch, Mutter, hat das Weinen die Augen ausgetrocknet, und das Alles durch meine Schuld!"

„Still, mein Sohn, still! Welche Schuld hast denn Du? Sage, was geschehen ist, ist Gottes Wille gewesen, und Du wirst sehen, welche Ergebung und welcher Trost Dir durch diese Ueberzeugung wird!"

„Ergeben bin ich, Mutter, aber laßt mich em-

pfinden und weinen, denn das verbietet Gottes Gesetz nicht. Laßt mich dem Kinde meines Herzens meine Thränen weihen, da ich ihr nichts Anderes geben kann; sie geht ja durch ihr Leiden der ewigen Herrlichkeit entgegen, wie die heiligen Märtyrer."

Simon weinte bitterlich, indem er seine Blicke bald auf seine Mutter richtete, die ihn nicht mehr sehen konnte und in ihrem Herzen Worte des Trostes suchte, um sie ihm reichlich zu spenden, wie er, als Kind, sie mit Liebkosungen überhäuft hatte, bald auf seine Tochter, die bleich und abgezehrt sich zwang, ihm zuzulächeln, wie sie als Kind gethan hatte.

„Nichtswürdiger, verfluchter Alcalde!" sagte eine Nachbarin, deren thränenvolles Gesicht ihre lebhafte Theilnahme und ihr tiefes Mitleid bewies, — „er hat eine Natur wie ein Kaiman, der eine gefräßige und hinterlistige Bestie sein soll. — Gott ißt und trinkt nicht, aber er richtet, was er sieht, und er hat ihn schon gezüchtigt, Simon. Denn wenn er Dich in's Gefängniß gesperrt hat, so hat ihn Gott in ein anderes gesperrt. Seit einem Jahre zerfrißt ihm der Krebs das Gesicht, und je mehr Mittel er dagegen braucht, desto weniger Erleichterung hat er. Das sind Gottes Gerichte, Mann! Denn wenn Du, der Du mehr gelitten als in Ge-

danken gesündigt hast, auf Deinen Füßen aus dem Gefängnisse gekommen bist, so wird der Bösewicht aus dem seinigen nur auf fremden Füßen kommen und die werden vor ihm hergehen. Warte nur ruhig das endliche Schicksal des Bösen ab, Simon."

„Fremdes Leiden heilt das meinige nicht, Beatriz; und Gott verhüte, daß ich auch meinem schlimmsten Feinde Böses wünsche!"

„Recht so, Simon," rief seine Mutter aus. „Man verliert die Frucht der Trübsal, wenn man so unbarmherzig ist, demjenigen Böses zu wünschen, der uns Böses gethan hat. Gott gebe dem Unglücklichen alle Gesundheit, die ich meinen Kindern wünsche."

„Geht doch! Hole ihn der Teufel!" erwiederte Beatriz; „den Menschen wird selbst die Mutter, die ihn gebar, nicht bedauern."

Und sich Agueda nähernd, sagte sie leise zu ihr:

„Wenn der Schuft kalt ist, dann heirathest Du Julian und dann ist Alles wieder gut."

„Ich! Ich!" rief Agueda aus, deren bleiches Gesicht plötzlich hochroth wurde, „ich, ein Mädchen, an welchem ein Flecken haftet, Julian heirathen! Denkt das nicht, denke das Niemand! Julian verdient etwas Besseres, Tante Beatriz. Früher war

ich arm und er reich, und ich hielt mich für eben so gut wie er war, denn Armuth schändet nicht. Jetzt aber, wo ich, dank dem falschen Zeugnisse seines Vaters, meinen guten Ruf verloren habe, kann mich Niemand heirathen, ohne sich zu erniedrigen. Und durch mich soll Niemand verlieren, nein!"

„Ei, Agueda, Du bist nicht recht gescheit, wie es scheint; was Du da sagst, ist ja reiner Hochmuth, Kind; wegen Demuth wirst Du nicht gelobt werden."

„Ich sage nicht, daß ich demüthig bin, aber Ihr beurtheilt, was ich thue, falsch, wenn Ihr es Stolz nennt, es ist Scham."

„Aber siehst Du denn nicht, Mädchen, daß er, wenn er Dich heirathet, Deinen Ruf wiederherstellt?"

„Das ist unmöglich, den Schandfleck kann mir nur der wieder abnehmen, der ihn mir angeheftet hat. Julian würde ihn mir nicht abnehmen und ich würde ihn damit anstecken; denn wer die Seinigen mit seinem Aussatz besudelt, macht sie krank und wird dadurch nicht gesund, Tante Beatriz. Deshalb werden wir beide in's Grab steigen, derjenige, welcher mich beschimpft hat, mit dem Krebse, der ihm das Gesicht zerfrißt, und ich, die Beschimpfte, mit dem, welcher mir das Herz zernagt."

Alles, was Agueda sagte, empfand sie tief; seitdem daher der Alcalde ihr die Schande in's Gesicht geworfen, hatte sie sich, groß in ihrer Demüthigung wie die Palme in der dürren Wüste, ganz isolirt und jede Verbindung mit Julian abgebrochen. So sehr dieser auch gebeten, Agueda hatte ihm jede Zusammenkunft mit ihr verweigert. Wenn die Unglückliche Julian's Stimme hörte, der vor dem Hoffenster vorübergehend, wie um seine Gegenwart kundzuthun und sie herbeizulocken, die folgenden und andere Verse sang:

„Die Blume, die Du mir am Tage
Der Himmelsfahrt des Herrn geschenkt,
War keine Nelke, war ein Näglein,
Das tief sich mir in's Herz gedrängt.

Im Jänner gibt es keine Nelken,
Weil sie der Frost entlaubt,
Auf Deinem Antlitz blüh'n sie immer,
Weil Gott es so erlaubt.“

dann weinte Agueda bitterlich, küßte die perennirende Nelke, welche der Stock ihr von Zeit zu Zeit schenkte, als wollte sie sie an jenes erste Pfand erinnern, welches ihre Liebe dem Geliebten gegeben hatte! — Aber das Fenster blieb verschlossen.

Julian war in Verzweiflung, da er kein directes

Mittel fand, Agueda's Weigerung zu bekämpfen und sich mit ihr zu verständigen. Aber, wie das Sprichwort sagt: ein Verliebter findet mehr aus als hundert Advocaten, und so verfiel er endlich auf das Folgende:

Eines Tages trat „mein Söhnchen" in Simon's Haus, wo er, seitdem er bei Agueda's Rettung mitgeholfen, mit der größten Freundlichkeit aufgenommen wurde. Er kam unter einem Vorwande, der eben so unbehilflich war wie er selbst, und sich Agueda nähernd, sagte er ihr mit einer Stimme, die leise sein sollte, aber wie das Summen einer großen Fliege klang:

„Agueda, Julian hat mir aufgetragen, Dir zu sagen, daß die Art, wie Du mit ihm verfährst, nicht recht ist."

„Sag' ihm," antwortete Agueda dem olympischen Mercur, „daß sein Vater mir zwar die Ehre genommen, mich aber nicht schamlos gemacht hat."

„Und kann denn Julian dafür, das sag' mir doch, daß sein Schuft von einem Vater eine Zunge hat wie ein Beil, ein Herz von Stein und Klauen von Eisen? Mich haßt er gründlich, seit ich ihm den Hengst lahm geritten habe, und nennt mich

einen Barbaren und noch mehr; aber darum kümmere ich mich nicht so viel!"

„Mein Söhnchen" steckte seinen großen Daumennagel unter einen seiner großen Zähne und brachte damit einen schnalzenden Ton hervor.

„Er kann nicht dafür, das weiß ich, wie ich auch weiß, daß er das Böse, was sein Vater an uns gethan, nicht wieder gut machen kann, denn „ein ausgesprochenes Wort und eine abgeschossene Kugel kommen nicht zurück." Also sag' ihm," fügte das arme Mädchen, welcher der Schmerz Thränen in die schwarzen Augen und der Unwille ein bitteres Lächeln auf die blassen Lippen trieb, hinzu, „daß das beschimpfte Mädchen kein anderes Brautbett hat als die Erde."

„Heilige Jungfrau! was sind das für Todesgedanken! Wenn Du beschimpft bist, wird er Dir den Schimpf abnehmen, indem er Dich heirathet, verstehst Du?"

„Das kann nicht sein, Joachim; wer die Spinne nicht tödtet, zerstört das Netz nicht."

„Bedenke doch, daß er verzweifeln wird, Agueda."

„Dann haben wir gleiches Schicksal," antwortete das arme Mädchen.

„Bedenke, daß er Dich nicht vergißt, das kann

ich bezeugen," sagte „mein Söhnchen," sich einen gewaltigen Schlag auf seine breite Brust versetzend.

„Ich glaube es," erwiederte Agueda; „das Vergessen stellt sich nicht so plötzlich ein wie das Scharlachfieber. Die Erinnerung aber wandelt mit uns bis auf den Kirchhof, und dort bleiben in ein und demselben Grabe die Erinnerung und ihr Gegenstand."

„Wie? Du willst sterben?" fragte „mein Söhnchen" höchst erstaunt.

„Siehst Du mich nicht?" antwortete die arme Kranke.

„Mein Söhnchen" sah sie mit seinen großen, dummen Augen an und sagte in seiner rohen ländlichen Freimüthigkeit:

„Es ist wahr, es sieht „faul" mit Dir aus. Aber sieh, trotzdem das Sprichwort sagt: der Bruder liebt eine gesunde Schwester und der Mann eine gesunde Frau, will Julian, der eigensinnig ist, nun einmal keine andere Braut als Dich. Und das sage ich Dir vorher, wenn Du die Grausamkeit hast zu sterben, so setzt's zwischen Julian und seinem Erzhallunken von Vater etwas, wovon alle Welt reden wird. Du wirst's erleben!"

„Ich werde es nicht erleben," antwortete Agueda.

„Aber wenn der Fall eintritt, so sage Julian, daß er nichts besser damit macht, denn die Todten weckt nur Gott wieder auf.“

„Ich gehe,“ sagte „mein Söhnchen,“ einige lange Schritte nach der Thür machend, „ich gehe, um Dich nicht mehr vom Tode sprechen zu hören, denn heute bist Du wie ein Profundis. Sieh, Agueda, ich bin kein Advocat, obgleich Julian sich *das* gedacht haben mag, habe auch nicht wie die einen Scheffel Gründe bereit und keine Zunge, die so leicht geht wie die Schaufeln eines Dampfschiffes. Also will ich Dir nur einen Rath geben: laß die Bedenken bei Seite und tritt an's Fenster. Dort verständigt Ihr Euch miteinander, und Du wirst sehen, wie gesund Du wieder wirst, und mich läßt Julian in Frieden, denn ich tauge für solche Geschäfte nicht, und damit Adieu!“

Mit diesen Worten wendete ihr „mein Söhnchen“ den Rücken zu und durchmaß in zwei Riesenschritten den Hof. Plötzlich aber that er die Schritte wieder zurück und sagte zu Agueda:

„Ich habe über Deinen Sprechereien vergessen, Dir von Julian zu sagen, daß Du mir die Nelke geben sollst.“

„Sag' ihm,“ antwortete Agueda, „die Nelke,

welche sie an der Brust stecken hatte, verbergend:

Im Jänner gibt es keine Nelken,
Weil sie der Frost entlaubt."

„Das ist wahr," murmelte „mein Söhnchen." „Aber was mir der für eine Commission gibt? Will er sich etwa über mich lustig machen, wie früher?"

Kaum war er fort, als Agueda sich, erstickt von Schluchzen, auf's Bett warf. Die fortgesetzte heldenmüthige Anstrengung ihrer Würde, ihre Liebe zu bekämpfen, die lange Gefangenschaft ihres Vaters, die Erblindung ihrer guten Großmutter und das Elend, worin sie verfallen waren und das beide zwang, von Almosen zu leben — Alles dies hatte die liebliche zarte Pflanze dergestalt geknickt, daß sie die Kraft verlor, sich aufrecht zu erhalten, und erschlafft und welk hinsank.

Auch in dem Hause des frühern Alcalden war wenig Glück. Abgesehen von dem entsetzlichen körperlichen Leiden, das ihn heimsuchte, hatte er sich auch durch seine Handlungsweise aller Liebe seines einzigen Sohnes beraubt, der, wenn er es auch seinem Vater niemals an Respect fehlen ließ, doch durch seine Kälte sich der Art von ihm entfernt hatte, daß man

sagen konnte, er war nur noch dem Namen und dem äußern Gehorsam nach sein Sohn.

Die erzählten Mißgeschicke waren das Werk eines Menschen, und fast alle die, welche wir sehen, haben denselben Ursprung. — Wir sagen, das Leben sei bitter; wir sind die Bittern.

Achtes Capitel.

Simon hatte den Schmerz gehabt, zu sehen, wie sein armer Esel, der zum zweiten Male verkauft worden war, der fortgesetzten schlechten Behandlung, die er auszustehen hatte, erlag! Wie viel hätte er nicht darum gegeben, wenn er ihm lahm, abgemagert, mit geschundenen Stellen bedeckt und niedergebeugt unter schweren Lasten begegnete, ihn von solchen Leiden befreien zu können! Das werden Diejenigen begreifen, welche die Thiere nicht wie Sachen, sondern wie fühlende und leidensfähige Geschöpfe betrachten und sie als solche lieben und bemitleiden! Wie zerreißt doch ein ohnmächtiger Wunsch die Seele, besonders wenn Herz und Gewissen uns antreiben, ihn zu hegen, indem sie uns sagen, daß es ein guter Wunsch ist.

Simon machte nunmehr seine Wege nach Se-

villa zu Fuße, und wie man denken kann, hatte sich der Verdienst aus diesen Gängen sehr geschmälert.

Eines Abends war er ermüdeter als je nach Hause gekommen, denn es regnete und der Weg war beschwerlich und schlüpfrig geworden. Ganz ermattet setzte der unglückliche Mann sich nieder, seine durchnäßten Kleidungsstücke anbehaltend, denn er hatte keine andern, um zu wechseln.

„Agueda, mein Kind, wie fühlst Du Dich?“ sagte er zu seiner Tochter, die sich auf die Schulter ihrer Großmutter gelehnt hatte.

„Gut, Vater,“ antwortete Agueda lächelnd, aber ohne daß sich jetzt in ihren Wangen die Grübchen bildeten, die ihrem Gesicht einen so reizenden jugendlichen Zauber verliehen hatten.

„Hat sie etwas gegessen?“ fragte Simon seine Mutter.

Die Alte antwortete nicht. Keine von Beiden hatte an dem Tage auch nur einen Bissen gegessen!

„Ich habe keinen Appetit gehabt,“ antwortete das Mädchen, als ihr Vater seine Frage wiederholte.

„Kind!“ sagte Simon, der mit großer Mühe seine Thränen zurückhielt, als er sie ansah, „ich ging vor einem Bäckerladen vorbei und sah dort Zwiebäcke, die eben aus dem Ofen gekommen waren;

ich wollte Dir welche mitbringen, das halbe Viertel kostete vier Cuartos, aber . . . ich hatte sie ja nicht. Ich habe heute zwei Realen verdient, die nur knapp hinreichen für einen halben Laib Brot, das Oel und die Kohlen, um uns eine Suppe zu kochen.

In diesem Augenblick ertönte die Glocke der Kirche, welche das Zeichen gab vom Erscheinen des Allerheiligsten. Simon stand auf und nahm den Hut ab.*) Seine Mutter betete ein Vaterunser und fügte zuletzt hinzu: „In Deiner Gnade empfange Dich die Seele, die Dein begehrt."

„Für wen erscheint denn das allerheiligste Sacrament?" fragte Simon, als er sein Gebet vollendet.

„Für den Alcalden, mein Sohn, der sich sehr verschlimmert hat, weil ein Blutsturz dazugekommen ist."

„Wenn ich einen Mantel hätte, ginge ich mit dem Allerheiligsten, obgleich ich es nicht nöthig habe, denn ich bin weder ein Verwandter noch ein Freund dessen, der das Sacrament empfängt," sagte der gute Christ.

„Geh', mein Sohn," erwiederte die christlichgesinnte Mutter, „geh' mit, wenn das Sacrament

*) Die Leute aus dem Volke in Spanien pflegen den Hut auch im Zimmer aufzubehalten. Anm. d. Uebers.

auch zu einem Manne getragen wird, der uns so viel Böses zugefügt hat; geh', mein Sohn, wenn auch ohne Mantel. Da Du keinen hast, bring' Ruhe und Andacht zu der Feierlichkeit mit, daß diese dem Herrn die Ehrerbietung zollen, die Du ihm durch Dein Aeußeres nicht zollen kannst. Gott sieht vor Allem das Herz an, und Deines ist geschmückt durch die Vergebung, die Du Deinem Feinde so sichtlich zeigst. Gott nehme gnädig seine Seele auf."

„Ich bin so erschöpft, Mutter, und das durchnäßte Zeug drückt mich so schwer! Und dabei regnet es, als wollte der Himmel zerreißen; aber . . . ich will gehen."

Simon ging in die Kirche, nahm eine Lampe und begleitete das Sacrament zum Hause des Kranken.

Als die heilige Ceremonie vorüber war, sagte der Pfarrer zu ihm:

„Ich hatte nach Deinem Hause geschickt, Simon, Du möchtest kommen, der Kranke will Dich sehen."

„Mich?" rief Simon erstaunt aus.

„Dich, ja. Laß die Lampe, Miguel wird sie mitnehmen, und tritt ein; es ist hohe Zeit."

Simon ging in das Zimmer des Kranken, in

welchem noch eine große Anzahl Leute versammelt waren. Mit tiefem Mitleid sah er den Mann, der gut aussehend und stark an Körper gewesen war, durch seine Leiden zu einem fleischlosen Gerippe abgemagert, das zerfressene Gesicht mit Binden umwickelt, ohne Kraft, ohne Leben, ohne Hoffnung.... aber noch mit der Seele im Körper! Kaum ward er Simon's ansichtig, als er seine abgezehrten Arme nach ihm ausstreckte und mit heftigem Tone, der aus dem Herzen kam, ausrief:

„Simon, Simon, verzeihe mir!"

Tief war der Eindruck, den diese Bitte des Sterbenden auf alle Anwesenden hervorbrachte. Die Reue, welche bekennt, die Verzeihung, die erbeten und gewährt wird, die Versöhnung, welche zu Stande kommt, diese drei Dinge, die größten unter den großen, die erhabensten unter den erhabenen, die unter allen, die verehrt werden, der höchsten Ehre würdig sind, diese heiligen Früchte des Samens des Evangeliums, dieser glorreiche Triumph der christlichen Demuth über den unchristlichen Hochmuth, sie sind es, vor deren wahrer Erhabenheit alle jene heroischen Erhabenheiten, die der Mensch aus eitlem Flittergolde schmiedet, verschwinden. Und mit ihrem wahren Lichte, welches, gleich dem der Sonne, zu

gleicher Zeit Hoch und Niedrig, Klein und Groß beleuchtet, erfüllen sie jede Vernunft, bewegen sie jedes Herz. Die Religion führt sie mit sich und umgibt mit ihnen das Bett des sterbenden Christen wie mit einem Tropfen des himmlischen Lichtes, welches sie schon in seine Seele geträufelt hat.

Wenn aber jener Ausruf, der aus dem Herzen des Sterbenden kam, alle Anwesenden erschütterte, so versetzte er seinen Sohn, der bis dahin fortwährend, niedergeschlagen und ernst, schweigend am Fußende des Bettes gestanden hatte, in das höchste Entzücken. Jetzt ergriff er mit dem Ausruf: „O, mein Vater!“ eine seiner Hände und bedeckte sie mit Küssen und Thränen.

„Herr Alcalde, um Gottes Willen, was sagt Ihr!“ erwiederte der gute Simon gerührt und überrascht, „wer denkt denn noch an das Vergangene?“

„Ich sage . . . ja, ja . . . ich sage . . . laß mich sprechen, Simon,“ fuhr Jener fort, indem er Simon ein Zeichen gab, ihn nicht zu unterbrechen, „daß ich Dir viel Böses gethan habe! Der Tod öffnet Demjenigen, von dem Gott nicht ganz seine Hand abgezogen hat, die Augen der Seele, weil er auch dem Sünder nicht den Rücken gekehrt hat. So hat Gott mir Zeit gelassen, das Böse, das ich

gethan, zum Theil wieder gut zu machen. Ihr Alle seid Zeugen ..."

„Still, Herr, still, um der heiligen Jungfrau willen, Ihr zerreißt mir das Herz!" rief Simon aus, über dessen Wangen reichliche Thränen rannen.

„Ich will nicht schweigen, Simon, denn ich habe gebeichtet und will als Christ sterben. Da Du es bist, hindere mich nicht daran. So hört denn Alle: ich habe Agueda, das unschuldige Mädchen, verleumdet, beschimpft, und zwar, damit mein Sohn sie nicht heirathen sollte, weil sie arm war; denn der Teufel hielt mich in den Schlingen der Habgier! Die Beschimpfung ist öffentlich gewesen, öffentlich soll auch die Genugthuung sein. Was Dich betrifft, Simon ..."

„Still, Herr, um Gotteswillen seid still," wiederholte Simon, der bemerkte, wie erschöpft der Kranke war, „Ihr habt als Christ schon mehr als genug gethan."

„Nein, Simon, nein! Die Thür des Himmels ist dem Sünder verschlossen, der Thürklopfer ist die Reue. Ich habe ihn schon gefaßt; laß mich klopfen, damit die Menschen mich hören und für mich beten, damit Gott mich höre und mich bei sich aufnehme."

Inzwischen waren Tante Anna und Agueda,

die man geholt hatte, angekommen und standen an der Thür, die arme blinde Frau von der Kranken geführt, das arme kranke Mädchen auf die Blinde gestützt.

Der Versöhnte heftete seine Blicke schmerzlich auf die drei Personen, die er seit einem Jahre nicht gesehen hatte und die er durch Leiden so heruntergekommen sah. Beim Anblicke der grauen Haare Simon's, seiner vom Sturme zerrissenen und vom Regen durchnäßten Kleider, beim Anblicke der früher so sanft und ernst blickenden Augen der Alten, die jetzt todt unter ihren geschlossenen Lidern wie unter einem Leichensteine lagen, beim Anblicke Agueda's, jener einst so schönen und frischen, jetzt geknickten und gewelkten Blume — quollen ätzende Thränen aus seinen sterbenden Augen!

„Das ist mein Werk," murmelte er, „aus Feindschaft! aus Habgier! . . . weil ich nicht bei Zeiten auf dem bösen Wege umkehrte! Ohne meine Missethaten wären wir alle glücklich gewesen und in der Gnade Gottes! Deshalb mögen es Alle wissen: Ich bin der Erste gewesen, dessen Leben bitterer gewesen ist als Ginster. Ich habe den Frieden meiner Seele verloren! Keine Speise schmeckte mir, kein Schlaf erquickte mich mehr. Ich hatte keine Freunde,

nur Schmeichler, denn die unterscheidet das Herz wohl! Ich habe mir meines Sohnes Liebe entfremdet . . ."

„O Vater, sagt das nicht, um Gotteswillen!" rief Julian aus; „wenn ich gegen Euch gefehlt habe, so verzeiht mir!"

„Du hast nicht gegen mich gefehlt, mein theurer Sohn. Aber das Herz unterscheidet wohl zwischen gezwungener und freiwilliger Liebe. Sohn!" fuhr der Alcalde heftig bewegt fort, „da Du mich im Leben nicht lieben konntest, liebe mich im Tode und höre meinen letzten Rath: Hege nie Feindschaft gegen Jemand!"

Der Sterbende hatte sich mit seinen letzten Kräften zu seinem Sohne geneigt und wurde in seinen Armen ohnmächtig.

Nach einiger Zeit öffnete er durch die Hilfe, die ihm reichlich zu Theil wurde, seine gebrochenen Augen, und sie auf den Pfarrer richtend, flüsterte er:

„Das ist der Todeskampf! . . . Das ist der Tod!"

„Seht ihm ruhig in's Auge!" erwiederte der Geistliche, „ergeben in die Buße, vertrauend auf das Heil. Habt Ihr noch etwas zu verfügen?"

Der Sterbende gab Agueda und seinem Sohne

ein schwaches Zeichen und Beide näherten sich schluchzend. Er wollte ihre Hände zusammenlegen, konnte es aber nicht mehr und sah den Pfarrer an, der seinen Wunsch verstand und sie vereint in die starren Hände des Sterbenden legte, der in abgebrochenen Worten murmelte:

„Meine Kinder, seid glücklich . . . ich segne Euch . . . Julian, Simon ist von heute an Dein Vater . . . und Ihr Alle . . . die Ihr gut seid . . . betet für mich . . . für mich Sünder . . . aber . . . durch Gottes Gnade . . . reuig!!"

Epilog.

Anderthalb Jahre nach dem Tode des Alcalden war die Zeit mit ihrem weichen Schwamme über die frühern traurigen Bilder dahingefahren und das wechselnde Leben hatte im Dasein der Personen, mit welchen wir uns beschäftigt, deren andere, sehr verschiedene gezeichnet.

Es war eines Sonntags Abends. Unter unserer alten Freundin, der Weinlaube — welche in jenem Jahr, um die Mode mitzumachen, anstatt ihres grünen Taffetkleides eines von leichterem Gewebe angezogen hatte, das dann der Herbst mit Gold durchwirkte — saß die gute Alte und an ihrer Seite Marie Fleischklößchen, die Hausmädchen geworden war, und zwar der echte Typus eines solchen. Ihr Kindername war daher damals in den Namen Maricota verwandelt worden. Ihre Mutter hatte

mit Schmerz an ihrem wohl gedeihenden Körper Gürtel, Achseln und Aermel ihrer Kleider platzen, ihre längsten Unterröcke sich in Kugeln verwandeln sehen und sie alle vierzehn Tage sich beklagen hören, daß ihr die Schuhe zu eng wären. Sie ersetzte damals Agueda in der Pflege ihrer Großmutter.

Da sie nur bis zehn zählen konnte, war sie in jenem Augenblicke grade in Verlegenheit, weil sie nicht wußte, was sie der Großmutter antworten sollte, welche sie fragte, wie viel Trauben an dem Weinstocke gleich neuen Schwertern des Damokles über ihren Köpfen hingen, mit wie viel Orangen die dunkeln Wipfel der Bäume gleich Sternen übersäet wären, wie viel Vögel sängen, wie viel Hähnchen piepten und wie viel Enkelchen kreischten.

„Mutter, das ist nicht zu zählen und von Allem mehr als die Hälfte zu viel,“ antwortete Simon Verde, der gekräftigt, wieder aufgerichtet und mit seinem fröhlichen Gesichte von früher mit einem Armvoll des bewußten kräftigen Gemüses ankam. — „Maricota, Du bist gewachsen wie der Fluß bei hohem Wasser, stark und schnell. Was aber das Licht Deines Verstandes anbetrifft, so haben Dir's die Jahre nicht geputzt. Denk' Einer an! Nicht zählen zu können! Nicht zählen können ist

so gut als nicht gehen können. Laß die Orangen sitzen, sie sind noch unreif, Du wilde Rebe, und iß nie in Deinem Leben Früchte eher, als bis die Soldaten sie essen."

Da erschien unter der Weinlaube eine muntere junge Frau, strahlend von Gesundheit und Heiterkeit. Sie trug ein Linonkleid mit Falbalas und hatte augenscheinlich einen bauschigen gestärkten Unterrock an. Ueber dem Kopfe trug sie ein Tuch von eigelbem Manillaflor, dessen Franzen ihr bis auf die Füße reichten; sie hatte hübsche Schuhe an und trug auf dem Kopf eine rothe Nelke. Auf den Armen hielt sie mit einer Leichtigkeit, als hätte sie nie etwas Anderes gethan, ein erst kürzlich geborenes Kind in Windeln von feinem Tüll mit baumwollenen Spitzen und seidenem, obwohl zu rothem Kopfende, mit einem Mützchen, das mit Spitzen für zwei besetzt war, und einem Lätzchen von weißem Atlas. Ihr folgte ein hübscher, wohlgebauter junger Mann in einem schönen Mantel von blauem Tuch mit Aufschlägen von carmoisinrothem Sammt.

„Agueda, Kind, bist Du schon ausgewesen?" rief Simon Verde aus, als er sie sah.

„Heute Morgen habe ich meinen ersten Kirchgang gethan, Vater. Und ich konnte nicht aus-

gehen, ohne der Großmama Anna mein Kind zu bringen. „Großmutter,“ fuhr sie fort, das Kind in die Arme der Alten legend, „hier haben Sie meine Tochter. Es ist ein Stern, eine Sonne, ein Seraph.“

In ihren schönen Augen glänzte heilige Mutterfreude und auf ihren Wangen zeichneten sich, bezaubernder als je, die beiden Grübchen, die mit der Gesundheit in ihr Antlitz zurückgekehrt waren.

„Wie schwer es ist! Man sollte denken, es wäre drei Monat alt,“ sagte die arme Blinde, welche ihrer Urenkelin das einzige Lob zollte, das sie ihr zollen konnte. „Gott segne sie!“ fügte sie hinzu, „und wie heißt sie?“

„Anna.“

„Kind, das ist ja ein Name für eine Großmutter.“

„Nun, eben deshalb! Damit sie es wird und Enkel bekommt, die sie so lieben wie Euch die Eurigen.“

„Julian,“ sagte Simon, „warum hast Du denn dem Kinde erlaubt, acht Tage nach der Niederkunft auszugehen? Das ist ja ein dummer Streich.“

„Vater Simon, weil, so lange ich lebe, Agueda nur thun soll, was ihr gefällt!“

„So? Na, sieh, mein Junge, da hast Du

Recht. Am Ende und wenn man's recht besieht, thut das Weibsvolk doch Alles, was ihnen in den Kopf kommt. Wenn man sie also gewähren läßt, erspart man sich das Predigen in der Wüste. – Und Du, „mein Söhnchen," warum trittst Du nicht näher?" fuhr Simon fort, sich zu dem Letztgenannten wendend, der mit Julian gekommen und vor der Weinlaube stehen geblieben war; „sei nicht blöde im Leben, ausgenommen beim Geben." *)

„Er kommt aber, um zu bitten," sagte Julian, „und bringt mich als Beistand mit."

„Bitten? Und um was? Doch hoffentlich nicht um Fleisch oder Gewicht . . . denn davon hat er im Ueberfluß," sagte Simon.

„Es ist Beides," erwiederte Julian, laut auflachend; „denn er will um Maricota anhalten, und da dieselbe keinen Vater hat, muß er es bei Euch thun."

„Mein Söhnchen," sagte Simon, „wenn ich noch eine Tochter hätte, gäbe ich sie Dir, weil ich Dich werthschätze. Da man aber mit einer Tochter keine zwei Schwiegersöhne haben kann, so ist davon

---

*) Im Original ist hier ein unübersetzliches Wortspiel.
Anm. d. Uebers.

nicht zu reden. Was Maricota anbetrifft, so kommt sie, obgleich sie der Dicke nach wie eine Zwillingsschwester des Goldthurmes*) aussieht, doch eben erst auf die Welt, und Du, „mein Söhnchen," bist schon etwas alt. Wie alt bist Du?"

„Mein Söhnchen" kratzte sich hinter den Ohren und antwortete nicht.

„Du bist im Stande, es nicht zu wissen! Denn einen verschlosseneren Verstand als den Deinigen gibt's nicht mehr, „mein Söhnchen." Verzeihe meine Offenheit, ich sage es nicht, um Dich zu beleidigen."

„Ich will meine Mutter fragen," sagte der Bewerber, einige gewaltige Schritte zurückmachend.

„Warte, warte; ich werde es so ungefähr wissen," rief ihm Simon Verde zu. Bei dem ersten Vorfall, wodurch ich der Justiz in die Hände gerieth, warst Du vierundzwanzig Jahre alt, denn das Jahr hattest Du noch nicht gelost. Mariechen Fleischkloß war damals sieben und meine kleine Agueda dreizehn Jahre alt. Das sind neun Jahre her, demnach stehst Du jetzt im Alter Christi und

*) Siehe den zweiten Band dieses Werkes Seite 58.
Anm. d. Uebers.

Maricota ist sechzehn; darin ist keine Proportion. Zum Arbeiten bist Du in der Blüthe des Lebens, aber zum Bräutigam für Maricota bist Du zu alt, „mein Söhnchen.“

„Mein Söhnchen,“ der nie an sein Alter gedacht hatte, war so erschrocken und versteinert, sich alt zu finden, daß eine Wespe in seinen offenen Mund flog.

„Geh', „mein Söhnchen,“ fuhr Simon Verde fort, und heirathe eine Wittwe, das paßt für Dich, denn wer um eine Wittwe freit, dem ist sie sicher. Mir stichst Du nicht in's Auge.“

„Wer soll denn heirathen? Ihr, oder das Mädchen, das er haben will?“ erscholl aus dem Innern des Hauses eine starke und helle Stimme.

„Seh mal Einer das Mädel an!“ rief Simon Verde aus, „die war versteckt, hörte aber besser als ein Hase. Also Ihr seid eines Sinnes? Das heißt, das Fischchen war verliebt. Hat man je so etwas gesehen? Und ich wußte nichts davon, wie das Sprichwort sagt: So sehr Du Dich auch bemühen magst, Du weißt nicht, was in Deinem Hause vorgeht.“

„Vater,“ sagte Agueda lachend, „Ihr hättet darauf kommen müssen, denn seit „mein Söhnchen“

sie liebt, ist Er zerstreuter als je und sie ist so verwirrt, daß sie am Ende noch das Gehen vergessen wird."

„Es ist wahr, ich hätte darauf kommen müssen," sagte Simon lachend. „Indessen, wie man zu sagen pflegt: Gott schafft die Menschen und sie verbinden sich.*) Auch erinnere ich mich jetzt, daß ich Abends, wie halb im Schlafe, eine Stimme wie die der großen Orgelpfeife der Kathedrale immer dieselbe Strophe singen hörte:

Ist 'ne Frau doch allzu klein,
Wozu kann sie nützlich sein?
Thu die kleine Puppe
In den Topf zur Suppe.

Wer hätte denken sollen, daß das der Maricota gelte, die die Orangen grün ißt? Aber damit Du es weißt, mache ich Dich darauf aufmerksam, „mein Söhnchen," daß Maricota nichts hat, als was sie auf dem Leibe trägt, und dazu sind ihr die Unterröcke zu kurz und das Leibchen zu eng."

„Darüber macht Euch keine Sorgen, Vater Simon," sagte Julian, „das ist Agueda's Sache,

*) Im Original ein locales Sprichwort, das in wörtlicher Uebersetzung unverständlich sein würde.

Anm. d. Uebers.

welche die Zeugin der Braut sein wird, da ich der Zeuge des Bräutigams bin."

„Nun gut denn und rasch abgemacht! Heirathe, „mein Söhnchen."

Freie! Und Du hast ein Weib,
Ist sie hübsch, sie zu beschauen,
Häßlich, mag Dir vor ihr grauen,
Ist sie reich, sie zu verehren,
Ist sie arm, sie zu ernähren.
Freie, und Du hast ein Weib!

Und bedenke, daß das Sprichwort sagt: Zwei gute Tage geben die Frauen, den, wo sie in's Ehebett steigen, und den, wo sie in's Grab steigen, und merke Dir: Wer weit sieht, verzichtet auf die Palme aus Furcht vor dem Kreuz!"

„Wollt Ihr denn den Bräutigam abschrecken, Vater?" sagte Agueda.

„Einen Bräutigam abschrecken? Das wäre auch leicht! Eher könnte man im Wasser einen Strich ziehen. Also ... Maricota, soll ich „meinem Söhnchen" das Jawort geben? Antworte!"

Diesmal blieben die Stimme und die Person aus.

„Ei, das Wettermädel, das nicht antworten will," brummte Simon.

„Vater," sagte Agueda lustig, „mit zunehmendem Alter werdet Ihr auch brummig, und Ihr habt vergessen, daß das Jawort nur vom Fenster aus gegeben wird."

„Dein Vater brummig? Was sagst Du, Frau?" rief Julian aus. — „Er ist ja wie die Maisonne, die immer nur lacht."

„Und wißt Ihr warum?" erwiederte Simon Verde. „Das Sprichwort sagt: Warum schilt Dein Herr nicht? Weil er nicht verheirathet ist. Du aber, Agueda, wisse, es wäre nicht zu verwundern, wenn ich brummte, denn wenn der Mensch ganz klein ist, so ist er wie der Hahn und kräht, wenn er größer wird, wie der Esel, der arbeitet, und wenn er alt wird, wie das Schwein, das grunzt. Aber vor allen Dingen, was sagt Ihr, Mutter?"

„Ich sage," antwortete diese, welche „mein Söhnchen" sehr gern hatte, „daß Joachim wegen seines Verstandes alles Mögliche verdient, denn eine Unze Verstand ist besser als ein Centner Talent. Ich sage, daß Gott ihnen eine glückliche Ehe schenke, und sage: gestern eine Taufe, morgen eine Hochzeit! Was bleibt mir sonst noch zu sagen, als: Gesegnet, gelobt und verehrt sei der Herr, der seine Stunden bessert."

Und wir fügen hinzu: Gesegnet und glücklich seien die Seelen, welche durch die Prüfungen dieses Lebens gehen und als Stab und Führer die Gesinnungen nehmen, welche das Gesetz Christi und die Vorschriften seiner katholischen Kirche einflößen.

Ehre

ist mehr werth als Würden.

Die Moral muß man dem Volke nicht vorschreiben, sondern einflößen.

Falconnet.

„Der Stil ist der Mensch," hat Büffon gesagt, und wir fügen hinzu: Die Sprache ist das Volk.

Ein Ungenannter in der „Presse."

Für den denkenden Menschen ist die Welt ein Lustspiel, für den fühlenden ein Trauerspiel.

Horace Walpole.

Erstes Capitel.

Die Natur des Gebirges ist herrlich und voll Abwechslung, seine Vegetation reich und mannigfaltig. Da ist keine ermüdende Monotonie, keine langweilige Einförmigkeit. Das Ländliche bewahrt noch überall seine Unabhängigkeit und seine Stärke, trotz der eindringenden Cultur, die mit ihrem Pfluge und ihren gebändigten Stieren ihm allmälig sein Gebiet entzieht, das Wachsthum seiner Pinien leitet, seine ungezähmten Füllen durch Zäume und seine Wildbäche durch Wehre bändigt und den Korkeichen — den Bartholomäussen der Vegetation und Märtyrern der Industrie — ihre Rinde entreißt. So wechseln denn die cultivirte und die wilde Natur, das Ebene und das Rauhe, das Liebliche und das Wilde auf das Ueberraschendste und Malerischste ab. Dort er-

hebt sich zwischen Dorngebüsch eine edle Eiche, *) umgeben von ihren plebejischen Verwandten, den untersetzten und astigen Stecheichen, nahe bei einem lieblichen und klaren Bache, der einer melancholischen Weide galant die Füße küßt, deren feine, herabhängende Zweige von seinem Wasser kosten und den zarten Duft des Oleanders einathmen, welchen der reine und muntere Sohn des Gebirges mit sich führt. Einem grünen Felde voll gut in Zucht gehaltener Aehren dient das graue Gestein einer Klippe, die jede Vegetation von sich weist, wie der Cyniker jede Art von Scham, zur Lehne.

Der Pfad, welchem der Reisende folgt, führt ihn bald abwärts zwischen hohen und majestätischen Bäumen, die mit Dornengesträuch und Schlinggewächsen verwoben sind, dicht neben einem Thale entlang, welches einem Bache zu seiner Vermählung mit den Blumen zum geräumigen Brautbette dient, während ein vollständiger Chor geflügelter Sänger in verschiedenen Tönen ein Hochzeitslied anstimmt,

---

*) Die Eiche des Gebirges, quercus bellota, ist nicht die Eiche der Dichter. Sie stammt vom Atlas und wurde von Mauren nach Spanien gebracht, welche sie in den von ihnen eroberten Provinzen acclimatisirten. (Fis, philosophische Studien.) Anm. d. Verf.

dergestalt, daß der Reisende glauben könnte, in dem aristokratischsten und sorgfältigst gehaltenen königlichen Parke zu lustwandeln. Plötzlich verengert sich der Pfad, wird rauh und klimmt den dürren Abhang eines abgestumpften, oben flachen Berges hinan. Und dann kann ihn die Einbildungskraft ohne Anstrengung zum traurigen Pilger in einer öden und schweigenden Wüste machen. Selten bietet der Gipfel dieses Berges als Entgelt für die Ermüdung, welche er erzeugt, eine schöne Aussicht. Gewöhnlich ist sein Horizont beschränkt, und andere ähnliche Berge stellen sich auf allen Seiten gleich Lichtschirmen vor die Ferne, diesen großen Gegenstand der Sehnsucht des Auges und der Seele.

Indessen besteht doch zwischen diesen verschiedenen und entgegengesetzten Naturen ein schwesterliches Band, welches sich an den Felsen wie an die Bäume, an den dürren Berg wie an das feuchte Thal, an das einsame Dorngebüsch wie an die thätigen Wohnungen der Menschen liebend anknüpft: der Epheu, das frischeste und üppigste Kind jener fruchtbaren Gegend. Mit der Grazie und dem Wohlwollen der Jugend, mit der Kraft und Ausdauer des Alters heftet er und wurzelt er sich an Alles an. Er hat sich zum dienstbeflissenen Factotum

seines Bezirkes gemacht, bekleidet das Nackte gleich einem Tapezier, verstopft Lücken wie ein Maurer, bringt Reliefguirlanden an den Felsen an wie ein Bildhauer, pflegt die armen leidenden Ruinen wie eine barmherzige Schwester, legt den todten Baum, der sein Freund war, in ein grünes Todtenhemd, und, sich von einem zum andern Zweige der Bäume, durch welche der Pfad des Menschen geht, anhängend, bildet er Bogen, als wollte er ihn wie den König der ganzen Schöpfung ehren. Kurz, der Epheu des Gebirges mit seinen zahlreichen, kleinen Blättern, seinen dichten und prächtigen Ranken ist der Schmuck und Luxus des Gebirges; er bildet seine Schleifen, seine Falbalas, seine Stickerei, seine Bänder. Er ist endlich sein reicher Smaragdschmuck, den keine Hitze verwelkt, keine Feuchtigkeit entfärbt, keine Sonne vertrocknet und dem die Zeit seinen Glanz nicht raubt.

Eines Morgens sah man eine Gruppe von Männern langsam und gemessenen Schrittes einen steinigen Abhang hinuntersteigen. Es waren drei Männer in ihren Mänteln, die, wie bei feierlichen Gelegenheiten, zu beiden Seiten wie lange Gewänder herabhingen. Vor ihnen her ging ein Maulthier, auf welchem ein kleiner, weiß und blauer, mit Blu-

men bedeckter Sarg stand. Die drei Männer sprachen nicht, und das Schweigen wurde nur unterbrochen durch das sanfte Klagen eines Baches, der neben ihnen die Anhöhe hinabfloß, als wollte er ein kleines Brüderchen von ihm, dessen Leben der Frost eines vorzeitigen Winters zum Stillstande gebracht hatte, auf seinem letzten Wege begleiten; durch das schwermüthige Seufzen, das der Wind hören ließ, als er ein Leben geendet sah, das ein Hauch gewesen war, wie er selbst; durch den köstlichen Triller, den dann und wann die Nachtigall schlug, als wollte sie damit ihr harmonisches Herz erleichtern; und durch den tactmäßigen und einförmigen Tritt des Maulthieres, welcher dem Ticken eines Uhrpendels glich und zugleich Zeit und Entfernung abzukürzen schien.

Angekommen bei dem nächsten Dorfe, La Higuera, wandten sie sich dem Campo-Santo*) zu, mit Recht so genannt, weil hier wie in ihren Tempeln die Kirche uns aufnimmt, uns gleich macht und uns segnet.

Die Männer gruben ein Grab in die Erde und legten den weißen und himmelblauen Sarg mit der kleinen Leiche, dem schlafenden Engel, welchem

*) So heißt der Kirchhof, wörtlich: das heilige Feld.
Anm. d. Uebers.



Gott die Ruhe ohne vorhergegangene Ermüdung gewährte, hinein, während die Glocken der benachbarten Kirche dem von Gott Begünstigten einen Glückwunsch nachläuteten.

Als die erste Schaufel voll Erde auf den Sarg fiel, klang derselbe hohl und dumpf, als wolle er sie zurückweisen, und ein Seufzer drang aus der Brust eines der drei Männer, der etwas zurückgeblieben war und den Hut in den Händen herumdrehte, welchen er abgenommen hatte, aus Ehrfurcht vor dem heiligen Orte, wo er sein Söhnchen zurückließ, das einzige, welches zwei ältere, kürzlich verstorbene Söhne überlebt hatte.

Das Lebewohl ist immer eine traurige Formel, auf dem Kirchhofe aber verwandelt es sich in eine feierliche Wahrheit!

Nachdem die drei Männer ihr Werk mit jener Ehrerbietung, jenem Anstande, jener Feierlichkeit, womit man in Spanien die Todten behandelt, beendet hatten, traten sie schweigend den Rückweg an; den Maulesel führte sein Herr am Halfter. Als sie eben am Fuße der Anhöhe angekommen waren, sagte der Aelteste von den dreien zu dem Vater des beerdigten Kindes:

„Nun, Juan, steig auf.“

Der Angeredete schüttelte mit dem Kopfe.

„Willst Du nicht?“ fuhr der Alte, ein jovialer und gesprächiger Maulthiertreiber, fort. — „Nun, so laß es sein; was Du nicht willst, wird ein Anderer wollen. Dann werde ich aufsteigen, denn Du mußt wissen:

Bergauf nehm' ich mein Maulthier gern,
Bergunter steig' ich schon allein.“

So kamen sie, der Maulthiertreiber auf seinem Thiere voran, nach Valdeflores, einem armen kleinen Dörfchen, an dem nichts weiter hübsch ist, als sein Name, und das in einer Ebene wie auf einem Präsentirteller zwischen zwei sanften, waldbewachsenen Abhängen liegt. Auf dem einen steigt der Weg hinauf, der nach Aracena führt, von dem andern kommt der herunter, der nach Higuera geht.

Das Haus, in welches sie eintraten, war, wie alle die wenigen, aus welchen das Dorf besteht, aus Steinen, die ohne Mörtel übereinandergelegt und ohne Kalkbewurf waren, aufgebaut und hatte ein Dach von Pfeilkraut. Das Innere bestand, gleich den Scheuern des Nordens, aus einem einzigen großen Raume. Im Hintergrunde desselben stand ein Herd, der als Küche, Estrade und Eßzimmer diente. Zu beiden Seiten desselben waren

einige bretterne Verschläge zu Schlafzimmern und Vorrathskammern. An der entgegengesetzten Seite waren Krippen für das Vieh, Stangen für die Hühner und frisches Stroh zur Bequemlichkeit der Thiere, die auf dem Felde so treue und nützliche Begleiter des Menschen sind, der so undankbar gegen sie ist.

„Nun, nun, tretet ein," rief ihnen eine muntere und gut aussehende Frau entgegen, welche sie in der großen und immer offenen Hausthür erwartete. „Seht Ihr nicht, daß es regnet und daß Ihr Euch die guten Mäntel naß machen werdet?"

„Das ist ja," erwiederte der Maulthiertreiber, der Onkel Bastian hieß, „ein Regen, der nur den Staub löscht, ein paar Tropfen."

„Ja, aber jeder Tropfen zieht einen Eimer Wasser nach sich. Seht Ihr nicht, wie der Himmel aussieht, was danach kommen wird?"

„Das sieht Alles nur so aus; so lange der Wind sich nicht ändert, regnet's nicht. Es thäte wohl sehr noth, aber Gott, der sonst an Alles denkt, hat den Regen vergessen."

„Kommt, kommt," sagte die Frau, „das Essen ist gar und wird schmecken. Juan," fuhr sie fort, sich zu dem Vater des Kindes, ihrem Schwager,

wendend, „mit der Estephania halt' es der Teufel aus. Kaum hat sie aufgehört zu weinen, so fängt sie wieder von Neuem an, wie die Avemarias am Rosenkranz. Geh', Mann, sprich ihr einmal ordentlich zu, damit sie das Weinen läßt, das ist eine Sünde gegen Gott."

Der Mann trat in das Schlafzimmer, Onkel Bastian brachte sein Maulthier nach der Krippe und Maria Josepha, die Frau, welche eben gesprochen hatte, trug, nachdem sie ihrem Manne, dem dritten der Eingetretenen, den Mantel abgenommen und denselben zusammengelegt hatte, ein ländliches Mahl auf, wie es die Umstände erheischten und die Gewohnheit es mit sich bringt als ein Zeichen der Hochachtung und Dankbarkeit gegen Diejenigen, welche Lebende und Todte mit ihrer Gegenwart beehren.

Das Mahl bestand in einer mit Bockfleisch, das im Gebirge nicht schlecht ist, Blutwurst, Speck und Gemüse zubereiteten Olla, einer Schüssel mit Oliven, einer mit Honig gesüßten Mehlspeise und einem Kruge Wein.

„Endlich," sagte Maria Josepha, als die Gesellschaft vereinigt war, „habe ich Alle zusammenbringen können, nur den Onkel Bastian nicht, der

bei seiner Unterhaltung mit seinen Maulthieren stolz geworden ist."

„Weißt Du nicht, Maria Josepha, Du, die Du mehr weißt als der Katechismus," sagte der aufgeweckte Alte, nachdem er sich an den Tisch gesetzt und sich bekreuzigt hatte, „weißt Du nicht, daß die Maulthiertreiber immer zu spät kommen? Und weißt Du auch warum? — Nun, dann will ich es Dir sagen. Eines Tages, als der liebe Herrgott Audienz gab, kamen zu ihm die Geistlichen und baten um ein gutes Leben, und der Herr gewährte es ihnen. Darauf kamen die Mönche und baten um Dasselbe, aber der Herr sagte ihnen, sie kämen zu spät und er habe diese Gnade schon Anderen gewährt. Da baten sie um einen guten Tod, und den gab ihnen der Herr. Da kamen die Maulthiertreiber und baten den Herrn um ein gutes Leben. — Ihr kommt zu spät, sagte der Herr. — Dann einen guten Tod, Herr! — Ihr kommt zu spät, sagte der Herr, das ist schon erbeten und bewilligt. Seit der Zeit haben nun die Maulthiertreiber weder ein gutes Leben noch einen guten Tod und kommen immer zu spät. — Estephania," fügte er hinzu, sich an die Mutter des beerdigten Kindes wendend, „iß, Frau, denn ein leerer Magen tröstet das Herz nicht. Wenn Du

Deine Sünden so viel beweintest, wie den Tod eines Engels, dann würdest Du gewiß selig, Frau!"

„Mein Kind!" rief die arme Mutter aus, „das wie eine Blume aussah, als ich es gebar! Ihr, Onkel Bastian, dessen Enkel so gesund ist — er wurde um dieselbe Zeit geboren wie mein Kleiner! — wißt nicht, was es heißt, wenn dem Baume seine Blüthe abgerissen wird!"

„Ihr Schutzengel hat die Blume zu andern Gärten gebracht, wo weder die Sonne sie vertrocknen noch der Reif sie verfrieren wird! Hätte der Deinige es ebenso mit Dir gemacht, als Du geboren wurdest, hättest Du nicht so viel Mühseligkeiten durchzumachen und so viel Thränen zu vergießen brauchen."

„Das ist wahr, Onkel Bastian."

„Nun denn . . . wozu wimmerst Du denn so, Frauenzimmer? Weshalb Deinem Gefühle so freien Lauf lassen? Das steht Dir nicht gut an, denn Du bist sonst so gelassen und kannst keine Katze wegjagen."

„Wenn ich nur," antwortete die arme Mutter, „meinem Kinde die Suppe nicht gegeben hätte, dann wäre mir's nicht gestorben; die Suppe hat mir's getödtet!"

„Ei! warum nicht gar, Frau!“ sagte Onkel Bastian. „Und die, welche gestorben sind, ohne Suppe gegessen zu haben? Daß man doch immer den Tod entschuldigen muß! Deshalb erzählt man auch, daß der Tod gar nicht Tod sein wollte und dem lieben Gott rund heraus sagte, er möchte ihn doch seines Amtes entbinden, er habe keine Lust, es zu verrichten. — Warum denn nicht? fragte der ewige Vater. — Weil man mich verabscheuen und mich einen Tyrannen nennen wird. — Sei ohne Sorgen, erwiederte der Herr, ich verspreche Dir, daß man Dich immer entschuldigen soll. — Und das siehst Du nun offenbar; dies Mal ist's die Suppe, ein anderes Mal sind's die Aerzte. Die Sache ist, daß wir uns einbilden, der Tod könne nicht anders herein, als wenn man ihm die Thür öffne. — Gib mir keinen Kürbiß mehr, Maria Josepha, denn wer den ißt, bleibt drei Tage ohne Blut; gib mir Brot, denn das Brot und die Beine halten den Menschen aufrecht.“

„Juan,“ fuhr der Maulthiertreiber zu diesem gewandt fort, „weißt Du, daß ich mit Deinem Herrn gesprochen habe, um zu sehen, ob er Dir helfen wollte? Ich sagte zu ihm so: Señor Don José, ein Mensch bedarf des andern. Ew. Gnaden

könnten wohl dem armen Juan Martin helfen, der ein braver Mann ist und ein tüchtiger Arbeiter und dem Gott mehr Leiden zuschickt, als er Egypten Plagen zuschickte, denn — mit Respect zu melden, Señor Don José — in seinem Hause hat die Noth sich verunreinigt. Sein Maulthier ist ihm an der Darmgicht gestorben, seine Frau ist bei ihrer letzten „Gelegenheit“ ganz auf der Kippe gewesen, seine zwei ältesten Söhne sind ihm an den Pocken gestorben und zuletzt hat er drei Monate still liegen müssen, weil er einen Arm gebrochen hatte beim Feuerlöschen auf Ew. Gnaden Gute.“

„Ja wohl hab' ich Unglück gehabt,“ sagte Juan Martin; „Alles ist mir schief gegangen. Aber was kann ich davon sagen?“ fuhr der brave Mann, sich zu seiner schluchzenden Gattin wendend, fort, „Hiob hat noch mehr gelitten, denn er hatte eine böse Frau. Bedenke, Estephania, daß wir täglich zu Gott im Vaterunser beten: Dein Wille geschehe!“

Dein Wille geschehe! In diesen kurzen Worten, welche Juan Martin sprach, ist in herrlicher Weise Alles enthalten, was über Entsagung, Gelassenheit und Demuth gesagt und geschrieben

worden ist: O erhabene Einfachheit unserer christlichen Lehre!

„Aber was antwortete denn Don José?“ fragte Maria Josepha.

„Was er antwortete? Nichts antwortete er. Er kehrte mir den Rücken und ließ mich stehen. Ich aber machte aus meinem Herzen keine Mördergrube, sondern sagte zu ihm: Potz Wetter, Herr, wenn Sie die Sonne wären, Sie schienen auf Niemanden. Das klang ihm denn wie eine zerbrochene Glocke, und indem er sich zu mir wandte, sagte er zu mir mit seiner hohlklingenden Stimme: Das soll heißen, ich bin ein Geizhals! — Ich sage nicht, daß Ew. Gnaden es sind, aber daß Sie es scheinen, und in Portugal habe ich ein Sprichwort gehört, das heißt: Wer ein Wolfsfell trägt, der wundere sich nicht, wenn man ihn für einen Wolf hält.“

„Ei! Der wird wüthend geworden sein!“ rief Maria Josepha aus, „denn der schlechte Mensch, der im Stande ist, das Wasser des Brunnens zu verschließen, hat die Eitelkeit centnerweise.“

„Natürlich, er hat auch „Möpse“ und ist ein vornehmer Herr!“ meinte Juan Martin's Bruder.

„Wie sollte er das!“ erwiederte Onkel Bastian.

„Würde er denn, wenn er ein so recht echter vornehmer Herr wäre, wohl so ein Großprahler sein und solch einen „Hipotismus" *) ausüben? Ich, der ich mehr Weihnachten auf dem Nacken habe, als mir lieb ist, weiß, was das für Leute sind. Es sind Leute, die nicht lange erst reich sind und aus dem Staube emporgekommen. Mein Vater — er ruhe in Frieden — hat in seiner Jugend den Großvater von diesem da gekannt, der aus dem Gebirge hierher kam und gar nichts hatte. Das niederträchtige Glück war ihm günstig und seine Felder brachten ihm das Zwanzigfache ein. Als der jetzige nun das Geld geerbt hatte, heirathete er eine häßliche Person. Aber wenn sie auch schwarz war, so waren doch ihre Pesetas weiß. Da meinte er, als Bergbewohner käme ihm das Don zu und setzte sich's mit der größten Dreistigkeit vor. Und deshalb hat er im Dorfe den Beinamen Don José der Erste bekommen, wie der König hieß, den die Franzosen von damals herbrachten und nachher im Tornister wieder mitnahmen."

„Nun," bemerkte Maria Josepha, „darum sagt auch das Sprichwort:

*) Er will sagen Despotismus.

Die Leut' aus dem Gebirge tragen
Den Adelsbrief im Kopfe.

Und ist es wahr, Onkel Bastian, daß sie alle adlig sind?"

„Wie sollten sie denn?" antwortete der Gefragte. „Ebenso wie Du und ich, die wir von gutem Herkommen sind und reines Blut haben, Gott sei Dank! Denn alle können wir nicht reich und adlig sein, wie wir nicht alle gesund, dick und hübsch sein können. In der Welt muß es von Allem etwas geben und Reiche und Arme hat es immer gegeben, und wer es ist, dem bekomm' es wohl, und wem Gott es gab, dem segne es der heilige Petrus. Denn Du mußt bedenken:

Selbst das Holz hat seine Trennung,
Das wir vom Gebirge holen,
Aus dem einen schnitzt man Heil'ge,
Aus dem andern brennt man Kohlen.

Den echten Reichen und Adligen liegt's im Blute. Denn Ihr müßt wissen, daß die Apostel den Herrn eines Tages um Erlaubniß baten, ihm ihre Kinder zu bringen, und der Herr gewährte es ihnen. Da brachten sie ihm denn die größten und schon ordentlich gekleideten, und der Herr sah sie und beschenkte sie. Als das nun aber die jüngeren und noch

nackten erfuhren, da wollten sie auch hin, und die Apostel kamen wieder mit dieser Bitte zu dem Herrn, aber der Herr antwortete ihnen: Nein, die mögen bleiben und die andern bedienen. Und daraus seht Ihr, warum Einige geboren werden zu dienen, und Andere, um bedient zu werden. Um aber wieder auf das zurückzukommen, wovon wir sprechen, so will ich Dir sagen, weshalb die eiteln Leute aus dem Gebirge — und ich rede von denjenigen, welche wie Du und ich zu den nackten Kindern der Apostel gehören — so darauf versessen sind, adlig zu sein. Als der König von Spanien in jenen Bergen war, glaubten die Einfaltspinsel, sie könnten Seine Majestät nicht feiner begrüßen und nicht höher ehren, als wenn sie sich mit dem Gesichte nach unten auf den Boden würfen, und so thaten sie auch. Als der König diese Barbarei sah, fing er an zu lachen und sagte: Steht auf, Windhunde! Sie aber verstanden, Seine Majestät hätte gesagt: Steht auf, Ritter! und seitdem sind sie vollkommen überzeugt, daß sie Ritter sind." *)

*) Leider ist dieses allerliebste Wortspiel im Deutschen unübersetzlich. Galgos heißen Windhunde, die Bergbewohner verstehen hidalgos (Ritter, Adlige).

Anm. d. Uebers.

„Und deshalb trägt der Don José der Erste die Nase höher als ein Infant von Spanien,“ rief Maria Josepha wüthend aus, „er will den feinen Mann spielen und ist doch gröber als ein Haufen Steingut von Triana,*) herber als eine große Mispel und so geizig, daß er nicht im Stande ist, einem Unglücklichen, mag er es auch noch so nöthig haben, etwas Anderes zu geben, als das, was der Arme seinem Hunde gibt: Licht und die Thür!“

„Ei, über Dein Maul!“ rief ihr Mann ihr zu; „der Teufel fällt Holz im Walde, wenn Du Dein Amt nicht verstehst. Deine Zunge ist immer fertig, Gott steh uns bei! Aber Du mußt wissen, wenn die Zunge auch selbst keine Knochen hat, kann sie doch Knochen zerbrechen.“

„Das Wetter auch mit Dir!“ antwortete seine Frau, „der immer schweigsamer ist als ein Häring, und dem's nie einfällt zu reden, als um mir Grobheiten zu sagen! Das fehlte bloß noch! Davon ist keine Rede! Weder Du noch der Stern des Morgens sollen mir den Fuß auf den Nacken setzen.“

---

*) Eine Vorstadt von Sevilla.

Anm. d. Uebers.

„Geromo," sagte der Maulthiertreiber zu dem Manne, „verständigen Männern gehen die Worte der Frauen zu einem Ohre hinein und zum andern heraus."

„Nein, Mann," antwortete der hartnäckige Geromo, „sie gehen nicht durch's andere Ohr hinaus, denn sie gehen durch keins hinein."

„Und Du, Maria Josepha," fuhr der Onkel Bastian fort, „wenn Du glücklich leben und eine gute Ehe führen willst, so denke an das, was der Vers sagt:

Schmier die Axe, Häuschen,
Denn der Wagen schreit;
Selbst ein fühllos Wesen
Liebt die Freundlichkeit."

„Ach was," sagte sie, „Ihr steckt heute, wie Euer Heiliger, ganz voller Pfeile." *)

„Die Maria Josepha hat noch einen geheimen Groll gegen Don José," dachte der pfiffige Alte.

*) Der heilige Sebastian wurde bekanntlich mit tausend Pfeilschüssen durchbohrt.

Anm. d. Uebers.

Onkel Bastian hatte es errathen. Maria Josepha war aufgebracht gegen Don José den Ersten und damit der Leser das Folgende versteht, müssen wir ihn mit der Ursache ihrer Entrüstung bekannt machen.

Zweites Capitel.

Vor drei Monaten war Maria Josepha, welche im Hause des reichen Don José Sanchez, eines Bekannten Don José des Ersten, beim Schlachten zu helfen pflegte, von letzterem in sein Geschäftszimmer gerufen worden. Nachdem er die Thür verschlossen, fragte er sie, da sie erst kürzlich niedergekommen war, ob sie wohl für einen monatlichen Gehalt von sechs Piastern die Pflege eines kleinen Kindes übernehmen wolle. Maria Josepha, die kräftig war und auch gern etwas verdiente, nahm sogleich den Vorschlag an und wenige Tage nachher kam in einer dunkeln Nacht ein Mann vor ihre Thür und übergab ihr, ohne in's Haus zu treten, ein Kind, wobei er ihr sagte, es heiße Gabriel. Drei Monate lang hatte sie das Kind gewartet und pünktlich ihren Lohn erhalten, wenige Tage vor dem

Anfange dieser Geschichte jedoch, als sie sich in Aracena ihr Quartal holen wollte, hatte Don José der Erste sich geweigert, sie zu befriedigen, indem er anführte, daß die ihm zu diesem Zweck übergebenen Gelder zu Ende wären und daß er, da man ihm keine andern übermacht, nichts mehr mit der Pflege des Kindes zu thun haben wolle; sie möge dasselbe daher nur nach dem Findelhause bringen oder damit machen, was ihr gutdünke. Man kann sich leicht denken, welchen Sturm diese Worte in Maria Josepha's lebhaftem und heftigem Gemüthe hervorbrachten und welcher Kampf in ihr zwischen ihrer Nährmutterliebe zu dem unglücklichen, hilflosen kleinen Wesen und ihrem eigennützigen Charakter entstand. Denn es handelte sich nicht bloß für den Augenblick um die Fortführung der doppelten Pflege, die in dem Maße, wie die beiden Kinder heranwuchsen, schwieriger wurde, sondern sie hatte auch, wenn diese beendet war, noch für ein zweites Kind zu sorgen und zwar ohne irgend einen Entgelt; das war für arme Leute sehr hart. Andererseits aber, wie konnte sie den kleinen Engel, der lächelnd auf ihrem Schooße lag, verlassen? Das konnte sie sich, eine Frau vom Volke und vom Lande, nicht einmal denken, geschweige denn thun. Um dieselbe Zeit

starb das Kind ihrer Schwägerin und Maria Josepha entwarf den Plan, welchen wir sie werden ausführen sehen bei dem Nachtisch des Gastmahls, bei welchem wir die in dieser Geschichte spielenden Personen versammelt gelassen haben.

„Ich begreife nicht," sagte Onkel Bastian zu Maria Josepha, „warum Du Dich gegen Don José den Ersten so gewaltig erhitzest, denn da Du sehr schlau bist und Wasser zu holen verstehst, wo gar keine Quelle ist, so bist Du in der Lage, ihn unter dem Vorwande des Kindes, das Du aufziehst, tüchtig zu schröpfen, und davor bekreuzigen sie sich alle."

„Das ist eine ungeheure Lüge," rief die Angeredete aus. „Wie wohlfeil doch die Lügen sind! Der Filz hat mir in seinem ganzen Leben nichts weiter gegeben, als das Bedungene. Wenn dies falsche Zeugniß den, der es vorbringt, ersticken sollte . . ."

„Nun, nun, und was wäre denn daran Böses? Dein Vermögen wächst ja wie der Reis."

„Wächst? Ja, wie dem Affen der Schwanz; die Sache ist, daß ich es anzugreifen weiß. Und wißt, Onkel Bastian, als ich mich verheirathete, brachte mein Mann eine Schuld von dreißig Piastern mit in die Wirthschaft, die ihm die Hochzeit

gekostet hatte, und nachher mußte ich mir die Hochzeit am Munde abdarben; 's Jahr drauf aber war ich nichts mehr schuldig, als Gott das Leben."

„Das war ja das Wunder Mohamed's, daß sie ihn in die Sonne stellten und daß er im Schatten blieb; denn damals lebtest und aßest Du bei Deiner Mutter. Und wer machte Dich reich? Der Dir den Schnabel fütterte."

„Damit Ihr sehet," fuhr Maria Josepha fort, „wie viel Gutes mir mit dem Kinde in's Haus gekommen ist, so wisset, daß ich es Estephanien übergeben will, weil ich es jetzt nicht aufziehen kann, denn mein Kind und ich leiden darunter; sie werden allgemach groß und saugen mir das Mark aus den Knochen. Ich habe ihr gesagt, daß es schädlich ist, sich plötzlich die Milch zu vertreiben. Daran starb die Gertrudis aus der Mühle. Jetzt habt Ihr die Gelegenheit; was sagst', Juan?"

„Meinetwegen," antwortete dieser, „mag Estephania thun, was ihr gefällt, nur will ich Dir bemerklich machen, daß das Sprichwort sagt: Wer ein fremdes Kind aufzieht, sammelt sich glühende Kohlen im Busen."

„Ei!" rief Maria Josepha aus, „machst Du

noch lange Einwendungen, da ich Euch einen Gefallen thue?"

„Wenn der Jude sich aufgehängt hat, wird er wohl Profit davon gehabt haben," brummte Onkel Bastian zwischen den Zähnen.

„Aber sagt doch," fragte Maria Josepha den Letztern, „sagt doch, Onkel Bastian, Ihr, der mehr weiß als ein alter Soldat, habt Ihr denn nicht herausbringen können, wem das Kind eigentlich gehört?"

„Du glaubst, daß ich viel weiß? Nun, meine Tochter, Du stehst mir nicht nach, also:

Was soll ich Dir sagen,
Maria Josepha?
Was soll ich Dir sagen,
Das Du nicht weißt?"

„Ich weiß es aber wahrlich nicht! Ich hab' bei dem Don José wohl so obenhin auf den Busch geklopft, hab' aber nichts aus dem Fuchs herausbringen können, der eine Schale hat wie eine Schildkröte, und es war das nichts, wobei man so mit der Thür in's Haus fallen konnte. Da Ihr aber, wie mir's scheint, schon im Mutterleibe geweint habt — denn was Ihr nicht wißt, das errathet

Ihr — so bin ich überzeugt, Ihr wißt's und wollt's nur nicht von Euch geben."

„Ich weiß es nicht! Dummes Zeug! Das weiß man nicht und wird's auch nicht erfahren."

„Da irrt Ihr Euch, Onkel Bastian, denn die Wahrheit kommt immer an den Tag, so sehr man sie auch im tiefsten Grunde der Erde mag verbergen wollen."

„Nun denn," erwiederte der Maulthiertreiber, „dann frage nicht, was neu geschehn, es wird einst alt, dann wirst Du's sehn. Drum forsche nicht mehr nach, „steck' nicht die Nase in fremde Häuser und nicht die Hand in fremde Kasten." Dich aber, die Du klüger bist als alle Schlangen," fügte der Alte mit markirter Absicht hinzu, „einschließlich derjenigen, welche sich in's Paradies einschmuggelte, plagt stets der Teufel, wenn Du nicht herausbringen kannst, was Du wissen möchtest, und die Neugier juckt Dich wie die Krätze."

„Ihr seid heute darauf versessen, mich ärgerlich zu machen, Onkel Bastian," sagte Maria Josepha, „aber es gelingt Euch nicht, versteht Ihr? Denn mich brennt nichts als das Feuer und das Wasser, wenn's überkocht."

„Ach!" rief plötzlich Estephania aus, „hab' ich

doch in meinem Schmerz vergessen, dem Onkel Matthias das Essen hinzubringen. Maria Josepha, gib mir doch den Löffel da."

Diese ging, den verlangten Buchsbaumlöffel zu holen, und er fiel ihr aus der Hand.

„Ei!" rief sie aus, „wer mag jetzt von mir sprechen?"

„Schlecht gefaßt," sagte Onkel Bastian. — „Wetter!" fügte er hinzu, als er sah, wie Estephania den Teller füllte, „Wetter! was gibst Du auf! Da sieht man, der Onkel „Almosen" ist wie der Ochse Limon, kurz von Schritten, trägt aber viel weg."

„Señor," antwortete die treffliche Frau, „in meinem Hause wird nicht alle Tage Olla gekocht. Laßt's den armen Menschen genießen und sich satt essen."

Der Onkel Matthias, der den Beinamen Onkel Almosen führte, war ein armer, schwacher, zerlumpter und halb blödsinniger Mann, den Juan Martin und Estephania aus Barmherzigkeit in ihr Haus aufgenommen hatten, als er einmal krank war, und seitdem war er nicht wieder weggegangen. Der arme dankbare Greis wußte nicht, wie er diese That der christlichen Liebe vergelten sollte; um doch aber wenigstens seinen guten Willen zu beweisen, beeilte

er sich, die wenigen Dienste zu leisten, die er vermochte. Der bedeutendste derselben war der, mit einem Reisbesen den einzigen Fußboden des Hauses immer rein zu fegen, und das that er zur Vollkommenheit troß des gewöhnlichen Spruches, „daß selbst zum Fegen Talent gehört.“ Wir glauben, daß die Erfahrung grade das Gegentheil lehrt und daß man zu gar nichts Talent braucht.

„Hier, Onkel Matthias,“ sagte Estephania, „hier ist Euer Teller; nehmt Euer Fleisch und Eure Wurst mit.“

„Gott lohne Dir's!“ antwortete Onkel Matthias, seine wohlthätige Beschützerin dutzend, indem er sich des unbestrittenen Vorrechtes bediente, welches auf dem Lande das Alter vor der Jugend hat, „Gott lohne Dir's, denn er ist ein guter Lohner. So viel Du gibst, so viel nimmst Du mit Dir, denn wer wohl thut, thut's für sich.“

„Onkel Matthias,“ sagte Estephania, indem sie bitterlich an zu weinen fing, „da Ihr nicht mit zu Tisch kommen wolltet, als mein kleiner Juan noch lebte, da war er's, der Euch das Essen brachte.“

Der arme alte Mann, der die Kinder im Allgemeinen leidenschaftlich liebte und die seiner Wohlthäter insbesondere, fing bei diesen Worten laut an

zu weinen und rief aus: „Sie gehen und ich bleibe hier!“

Estephania verstand den ganzen Sinn dieser Worte und antwortete eben so bezeichnend:

„Onkel Matthias, Gott weiß, was er thut; die starken Schläge an's Herz sind ein Anklopfen; ein langes Leben ist eine Last, die wir in Geduld tragen müssen.“

„Gott steh' mir bei!“ sagte inzwischen Onkel Bastian zu Denen, welche am Tische geblieben waren, „wer hat nicht den Onkel Matthias in *tempos ilis* *) gekannt, so gesprächig, so aufgeweckt! Wie ist der verloschen! Er scheint ein Haufen Asche! Du hast ein schönes Werk der Barmherzigkeit gethan, Juan, daß Du ihn aufgenommen hast; was wäre ohne Dich aus ihm geworden?“

„Was, Onkel Bastian?“ erwiederte Juan; „ein Grab und ein Haus findet Jeder.“

„Er war,“ fuhr der Maulthiertreiber fort, „von jeher das Prosulta **) des Unglücks, deshalb hat man ihm auch den Beinamen „Almosen“ gegeben.

---

*) Soll heißen: zu jenen Zeiten, damals. Der Onkel Bastian will Latein sprechen. Anm. d. Uebers.

**) Er will sagen: Non plus ultra. Anm. d. Uebers.

Seine Frau starb ihm bei der Entbindung, als er eben seinen Abschied erhalten und hierhergekommen war nach den Kriegen mit den Franzosen. Der arme Mann zog das Kind langsam und unter tausend Nöthen auf, indem er es von Thür zu Thür zu allen Frauen trug, welche stillten. Als er größer wurde, nahm er ihn mit sich zum Betteln, und vom Bauerhof zum Edelgute, und da er so bekannt und so spaßig war, so amüsirte er die Arbeiter und Knechte. Deshalb hießen sie ihn, wenn er kam, sich mit ihnen zum Essen zu setzen und als der Aelteste den Segen sprechen. Aber sein Sohn, der schlimmer war als Brijan, *) wuchs heran und wurde ein fauler Geselle, der sich vor der Arbeit mehr fürchtete als der Teufel vor dem Kreuz. Da thaten sich Alle zusammen und sagten dem Vater, daß er als alter Mann, der auch seit dem Franzosenkriege verkrüppelt war, immer sein Brot finden solle, seinen Sohn aber, der es sich sehr gut verdienen könne, zu erhalten, das hieße seine Faulheit unterstützen, und deshalb möge er sich seinen Lebensunterhalt suchen.

Der Vater sagte das dem jungen Menschen, aber der achtete nicht darauf. Das Sprichwort sagt

*) Sprichwörtliche Redensart, deren Ursprung ich nicht anzugeben weiß. Anm. d. Uebers.

mit Recht: Des Herrn Würdigkeit macht den Diener ehrerbietig, und dasselbe gilt von den Söhnen. Denn wer sich in dieser bösen Welt zu Honig macht, den fressen die Fliegen, und der Onkel Matthias hatte dem schlechten Vogel die Flügel wachsen lassen, und da er sie ihm beschneiden wollte, konnte er es nicht mehr. Eines Tages kamen Beide an die Thür eines Bauerhofes zur Essenszeit, aber ehe der Vater eintrat, versteckte er den Sohn hinter einem Strohhaufen und ging dann allein hinein.

Willkommen, Onkel „Almosen," riefen ihm *die* Knechte entgegen, kommt her zum Essen und sprecht den Segen! Der pfiffige Alte aber, als er das Zeichen des Kreuzes machte, sagte: Im Namen des Vaters und des heiligen Geistes! — Was ist das, Onkel Almosen? riefen die Knechte; faselt Ihr? Und der Sohn? Wo bleibt der Sohn? — Da fing der Onkel Matthias an zu rufen: Sohn, Sohn, komm herein, die Herren hier vermissen Dich. Alle lachten und der Sohn aß mit ihnen wie gewöhnlich."

Als nun aber der Vater darauf bestand, daß *sein* Sohn arbeiten sollte, da lief der Taugenichts davon und man hat kein Sterbenswörtchen wieder von ihm gehört. Von da an fiel der arme Onkel Matthias zusammen wie ein Kohlenmeiler, denn der

Unglückliche hatte an den aus der Art geschlagenen Blutsauger von Sohn, den er mit solcher Mühe auferzogen hatte, sein ganzes Herz gehängt, und als dieser es ihm vergelten konnte und es seine Pflicht gewesen wäre, seinen Vater zu erhalten, setzte er alle Verpflichtungen aus den Augen und machte sich, ohne ein Wort zu sagen, davon. Von dem ruchlosen Menschen kann man sagen, — wie man von Paquiro Montes gesagt hat, daß ihn eine Kuh geboren — daß ihn eine Schlange geboren hat.

Wer doch wohl die Mutter war,
Die den Judas einst gebar?
Und welchen gottvergess'nen Sohn
Gebar doch manche Mutter schon!"

„Das macht, weil die Söhne, welche die Frauen gebären, Söhne der Männer sind," bemerkte Maria Josepha.

„Ja," antwortete Onkel Bastian, der nie eine Antwort schuldig blieb:

„Alle Männer sonder Zweifel,
Sprecht Ihr Frauen, sind wahre Teufel.
Folglich denkt Ihr stets: Ich wollte,
Daß mich bald ein Teufel holte.

Na," fügte er hinzu, indem er aufstand, „bleib' mit Gott, Juan; der Berg bräunt sich schon und

mein Haus ist nicht dicht um die Ecke! Gehab' Dich wohl, Estephania," sagte er zu dieser, als er an der Thür mit ihr zusammentraf; „sieh, ich bin ein alter Hund und sage Dir: Nimm den Jungen nicht, das ist eine lebenslängliche Steuer. Es gibt kein gutes Kind weiter als das Christuskind. Und bedenke: Vorsicht ist besser als Nachsicht."

Der lustige Alte bestieg sein Maulthier, das der Onkel „Almosen" ihm zugeführt hatte, und ritt davon indem er sang:

„Weinend kam ich auf die Welt,
Singend will ich scheiden,
Denn mich traf ja nur ein Theil
Ihrer vielen Leiden."

Inzwischen hatte Maria Josepha den Knaben geholt, den sie nährte, und ihn in Estephaniens Arme gelegt. Die treffliche Frau nahm ihn schluchzend hin, denn er erinnerte sie an ihren Sohn, dessen Aeuglein sich für immer geschlossen hatten, dessen Mündchen die Brust seiner Mutter nicht mehr suchte, dessen Wiege leer stand, dessen Kleiderchen schlaff und kalt über einem Räucherapparat von Weidengeflecht hing, ohne daß die sorgliche Hand seiner Mutter auf das Feuerbecken den unschuldigen, duftenden und volksthümlichen Lavendel streute, ur

die Wäsche, welche sein zartes Fleisch berühren sollte, zu wärmen und zu durchräuchern. Alles lag mit dem traurigen Gepräge der Nutzlosigkeit, schwermüthige Erinnerungen erweckend, da. Estephania sah ihren Mann an, der sich über das Feuer gebeugt hatte, um sich eine Cigarre anzuzünden, da er auf den Entschluß seiner Frau nicht einwirken wollte. Estephania verstand dies, drückte den Knaben in ihre Arme und legte ihn an ihre Brust. Von dem Augenblicke an nahm sie ihn als Sohn an.

„Du hast keine Mutter, ich habe keinen Sohn, und beide können wir nicht sein, wie wir sind, weder ich ohne Sohn, dem ich die überflüssige Milch meiner Brust und die überströmende Liebe meines Herzens schenken kann, noch Du ohne Arme, die Dich tragen, ohne Brust, die Dich nährt, ohne Liebe, die Dich schützt, Nachts an Deinem Bette wacht und bei Tage Dich aufrecht hält! — Komm also, Du, den Alle von sich stoßen, für den Niemand, Du selbst nicht, um Hilfe fleht! Komm, komm, Du, der Du sterben würdest, ohne es zu wissen, wie Du lebst, ohne zu wissen, daß Du den ersten und süßesten Schatz des Kindes, ein Mutterherz, gefunden hast! — Mein verlassener Engel!

Wenn Gott, unser Herr, Euch alle so hilflos gemacht hat, so geschah es, weil er es nicht für möglich hielt, daß das Weib Euch verlassen könnte!"

Alles dies empfand Estephania so, wie diese Worte es ausdrücken, und noch viel mehr, als die kalten und kraftlosen Worte, welche die Feder niederschreibt, ausdrücken können, das aber deutlich zu lesen war in ihrem bewegten Antlitz, in ihren Thränen, in der Heftigkeit, womit sie den Knaben an ihre Brust drückte. In Worte aber hätte die gute, natürliche Estephania ihre Gefühle nicht fassen können. Deshalb thut es — gut oder schlecht — die Feder dessen, der Euch mit Liebe und Begeisterung beobachtete und studirte, Euch, Ihr Frauen aus dem unverdorbenen, katholischen spanischen Volke, Euch auserwählte Herzen, Fundgruben reiner und heiliger Liebe, Muster von Gattinnen und Müttern!

Onkel Matthias betrachtete, auf seinen Reisbesen gestützt, jene Gruppe der Liebe und Barmherzigkeit und murmelte mit seiner schwachen Stimme:

„Sei gesegnet, Estephania! — Und das wirst Du sein, denn wer Gutes thut, thut es für sich."

Drittes Capitel.

Wer hat je seinen Sinn und seinen Blick auf ein neugeborenes schlafendes Kind richten können? Hilfloses Sinnbild der Gebrechlichkeit, Leben, das anfängt, die Luft dieses Dunstkreises mit einem Seufzer einzuathmen, mit Stöhnen sein Dasein zu empfinden, mit Schrecken sich zu bewegen! Luft, Licht, Berührung, Geräusch, Alles macht ihm Qual, Alles thut ihm wehe. Wird sein gebrechliches Wesen widerstehen? — Ja, denn Gott hat ihm ein Asyl, einen Schutz, einen Zufluchtsort auf dem Schooße seiner Mutter bereitet.

Wenn das Kind sich in ihre Arme gedrückt fühlt, beruhigt es sich, tröstet es sich, und wenn es die süßen Melodien vernimmt, die, wie durch Inspiration, aus den Lippen Derjenigen hervorquellen, die es schützt, und die, wie Alles, was tief und zart ist, süß und

traurig zu gleicher Zeit sind, — dann schließen sich seine Aeugelchen und es schläft ein. Dann nimmt das kleine Antlitz, das eben noch so verzerrt war, einen ruhigen Ausdruck an, und wenn man fortfährt, es zu beobachten, so sieht man verschiedene Empfindungen sich in ihm malen. Bald erhebt es, wie erschreckt, die kleinen Augenbrauen, bald runzelt es, wie verdrießlich, die Stirn, bald, wieder ruhig werdend, bewegt es den kleinen Mund, und es erscheint ein Lächeln, das, anfangs sanft, allmälig heiter und auch wohl zum Lachen wird. Was sieht es denn in seinem Geiste, es, dessen Augen noch nichts gesehen haben? Welch ein Traum kann sich in diesem Kopfe abspiegeln, der noch kein Bewußtsein hat? Welche Gedanken bewegen seine Empfindungen, da es doch im wachen Zustande weder empfinden noch denken kann?

Wir gestehen, daß wir uns dieses Räthsel nicht erklären können, und daß wir, so oft wir diese unschuldigen Geschöpfe in unsern Armen beobachtet, uns von Engeln umgeben geglaubt haben, unsichtbar für unsere Augen, aber sichtbar für die seinigen. Mit ihnen reden sie von Dingen aus einer andern, bessern Welt, welche sie in *dieser* vergessen werden, in dem Maße, wie mit der Unschuld,

Süßigkeit und Reinheit jener Seele, die schon früh die bösen Einflüsse des materiellen Theiles, mit welchem sie für's Leben verknüpft ist, fühlt, auch die Engel entfliehen. — „Lebe wohl, arme, in dieses elende Gefängniß gebannte Seele!“ werden die Engel zu ihm sagen, und das Gesicht des Kindes wird ängstlich. — „Wir gehen, aber vergiß uns nicht;“ und das Kind stöhnt und wird unruhig. — „Sei unserm Vater und Schöpfer treu und wir kommen bald wieder zusammen,“ und das Kind wird wieder ruhig. — „Und dann wollen wir glücklich vor seinem Throne sein Lob singen,“ und das Kind lächelt, wie der Engel, der es tröstet!

Kann man aber nicht ohne Rührung ein hilfloses Kind betrachten, so auch eben so wenig das Weib, das voll von Liebe, Selbstverleugnung, Geduld und Sanftmuth es auf ihrem Schooße schützt, an ihrer Brust nährt, es auf Kosten des eigenen Schlafes bewacht und es durch ihre Sorge erhält. Und kann man begreifen, daß dieses hilflose und schwache Wesen, das es nur jenem heiligen und wachsamen Schutze verdankt, wenn es nicht jeden Augenblick unterliegt, stark und unabhängig werden und am Ende gar einen Dolch in die Brust stoßen kann, die es mit so erhabener Zärtlichkeit nährte?

Undankbarkeit! Du Ausrotterin heiliger Pflichten, verderblicher Samum des Herzens, gleichzeitig Mutter und Tochter des Egoismus und des Stolzes, wie grausam mißhandelst Du, was Du verehren und lieben solltest! Wie schändlich verwundest Du das edle und liebende Mutterherz, aus welchem zugleich mit dem Blute seiner Wunden Verzeihung für Dich quillt! Denn nur ein Mutterherz vermag ohne Mühe dem großen Beispiele zu folgen, das am Kreuze gegeben ist!

Alles dies — zwar unentwickelt in seinem Verstande, aber klar in seinem Herzen — füllte die Augen des armen Onkel Matthias mit Thränen, als er sah, wie Estephania, auf einem Schemel an der Thür sitzend, ein Kind in den Armen hielt, das sie in den Schlaf zu bringen suchte. Es war ein kleines Mädchen, das Estephania vor Kurzem bekommen hatte, nicht Gabriel, der zur Zeit vier Jahre alt war.

Neben Estephania auf dem Boden stand ein Nähkörbchen, in welchem die Näherei lag, die sie weggelegt hatte, um ihr Kind hinzunehmen. Ihr gegenüber, an der Außenseite der Thür stand Onkel Matthias, beschäftigt, für Gabriel eine Halmflöte zu machen. Der Knabe, der, ohne grade hübsch zu

sein, doch ein angenehmes Aeußere besaß und für sein Alter ziemlich entwickelt war, heftete sein kluges Auge, ohne nur einmal zu blinzeln, auf die Arbeit des Alten, der, im Leben allein stehend, das Kind zärtlich liebte, weil die innige Vaterliebe, welche die Undankbarkeit so grausam aus seinem Herzen gerissen, Wurzeln in demselben gelassen hatte, die von selbst in jenem verödeten Herzen wieder ausschlugen. Beide, in die Arbeit vertieft, schwiegen.

Es war eine Scene der Häuslichkeit, ruhig wie das Leben derer, die dort vereint waren. Die Hennen gaben sich im Wohlgefühle der warmen Aprilsonne und des von ihrer guten Herrin eben erhaltenen Futters dem süßen Nichtsthun hin, nachdem sie mit den Füßen Löcher in die Erde gescharrt, in welchen sie sich nun behaglich ausstreckten, wie Odalisken auf ihren Ottomanen. Diejenigen, welche Küchlein hatten, bedeckten dieselben mit ihren Flügeln wie mit einem Sonnenschirm von Federn. Der Hahn, zierlich und gravitätisch, bewachte seine Familie als kluger Hahn mit aufmerksamem Auge und als muthiger Hahn mit erhobenem Kopfe. Der Hund schlief ruhig auf dem heiligen Boden wie ein Soldat im Frieden, die Katze hatte sich, um ihre feinen Strümpfe und ihre saubere Kleidung mit der

ihrem Geschlechte eigenen Reinlichkeitsliebe zu schützen, auf das Hemd gelegt, das Estephania nähte, und gab durch ein friedfertiges und behagliches Schnurren ihre Freude zu erkennen über die Gewißheit, bis zum nächsten Januar nicht durch verstimmte Kehlen und falschsingende Troubadours gestört zu werden. Selbst die Schwalben, die Baumeisterinnen, die als Freundinnen friedlicher und glücklicher Häuser in großer Zahl hierherkamen, hielten den Schnabel, weil derselbe mit der Mörtelbereitung beschäftigt war. Daher hörte man nur das Geräusch des siedenden Topfes auf dem Herde und das der Zähne eines Maulthieres, welches an der Krippe sein Fressen einnahm, als Estephania ihre sanfte und helle Stimme erhob und die süße und traurige Melodie jenes Schlafliedes begann, das viele Leute, gebildete und ungebildete, nicht hören können, ohne daß sich ihnen unwillkürlich die Augen mit Thränen füllen: *)

„Die Kinder, die schlafen,
Segnet der Herr,

*) Wir wissen wohl, daß das, was wir hier sagen, für die meisten Leute lächerlich oder allermindestens unverständlich ist. Aber wir schreiben für Diejenigen, welche es verstehen. Zum Glück fehlt es an solchen nicht. Anm. d. Verf.

Und die Mütter, die wachen,
Beschützet er.

Oft denk' ich, Dich tragend,
In meinem Sinn,
Was wird aus Dir, Kind,
Wenn ich nicht mehr bin?

Es sang die Jungfrau,
Das Christkind in Armen:
Hab' mit dem Sünder,
O Sohn, Erbarmen!

Am Himmelsthore
Viel Schuhe steh'n,
Sind für die Englein,
Die barfuß geh'n."

Inzwischen war Onkel Matthias mit seiner Flöte fertig geworden und hatte sie Gabriel gegeben, der voller Freude pfeifend zu seiner Mutter lief und nur auf Augenblicke aufhörte, um eine Art monotonen, aber lustigen Sprechgesang zu wiederholen:

„Flöte, Flöte, pfeife wacker,
Deine Mutter ist auf dem Acker,
Hat sie erst die gelbe Farbe,
Binden sie sie in die Garbe,
Auf der Tenne wird sie rein,
Dann frißt sie das Eselein.
Pfeifst Du nicht, so tödt' ich Dich
Gleich mit einem Messerstich."

„Still doch, Kind," sagte Estephania. „Siehst Du nicht, daß Du Dein Schwesterchen aufwecken wirst?"

Wirklich wachte die Kleine auf, erhob lebhaft ihr reizendes Gesichtchen und fing, als sie ihren Bruder sah, lebhaft an zu lachen.

„Was der Engel Gottes für einen leisen Schlaf hat!" sagte die Mutter, das Kind auf ihren Schooß setzend.

Die Kleine streckte Gabriel ihre Händchen entgegen; dieser näherte sich, schlang seine Arme um ihren Hals und fing an, sie zu küssen.

„Wie sie sich lieben!" sagte Onkel Matthias, sie liebevoll betrachtend; „es ist, als ob sie Geschwister wären!"

„Sind sie es denn nicht?" erwiederte Estephania, die beinahe davon überzeugt war.

„Gott grüß' Dich, Estephania," sagte der Onkel Bastian, in die Thür tretend; „ist Juan nicht hier?"

„Nein, aber er kann nicht lange mehr ausbleiben," antwortete Estephania. „Setzt Euch und ruht Euch aus; das Ausruhen bekommt gut und schmeckt noch besser."

„Ich hab's aber eilig . . . meine Maulthiere gehen voran unter der Obhut meines Enkels An-

dreas, der neun Jahre alt ist, also bedenke, was das heißt! — Nun," fuhr er fort, die Kinder betrachtend, „Deine Kleinen gedeihen ja, daß es eine Pracht ist. Mein Pathchen wird herrlich, Gott segne sie; ja, ich habe eine glückliche Hand."

„Das ist wahr; aber das Credo habt Ihr bei der Taufe nicht ordentlich gebetet, denn ich habe nie ein unruhigeres Kind gesehen."

„Na, was ist denn das für ein Unglück, Frau? unruhig sind alle Kinder. — Sag' doch, hat Dir denn, seit Du den Knaben hingenommen hast, Don José nichts angeboten?"

„Was sollte der mir bieten? Guten Tag hätte er mir vielleicht geboten!"

„Ist das ein schamloser Geizhals!"

„Unsere schlimme Zeit haben wir hinter uns; heut' haben wir's, Gott sei Dank! nicht mehr nöthig. Seit wir von meinem Onkel das Stück Feld hier geerbt haben und das Haus in Aracena, leben wir Gott sei Dank ruhig."

„Das ist aber nicht das Verdienst des schlechten Kerls, der die Leute zu etwas verleitet und sie dann sitzen läßt. — Sieh, da kommt Juan; ich freue mich, ihn noch zu sehen, bevor ich gehe."

Nachdem sich Beide begrüßt hatten, sagte der Onkel Bastian:

„Du Glücklicher, Juan, mit Deinem prachtvollen Stück Land! So gut wird mir's nicht; jetzt muß ich schon meinen Beutel ausfegen, wenn ich das meinige nicht verlieren will.“

„Wie so, Onkel Bastian?“

„Mein Land rührt her von einem Anger von schlechtem Boden, der unten am Hügel des Fleckens liegt, welcher den Mönchen und dem Marquis von Zabuco gehörte. Wegen der Nähe des Ortes baten vor langen, langen Zeiten die armen Leute um Ueberlassung des Grundstückes und sowohl der Marquis wie die Mönche traten es ihnen ab; es wurde daher parcellirt und jedes Stück mit einer kleinen Abgabe belegt. Die armen Leute fingen nun an, das Land umzubrechen und urbar zu machen, und Jahre über Jahre gingen hin und die Leute konnten ihr Lebtage die Abgabe nicht bezahlen. Aber weder die Marquis noch die Mönche drängten sie jemals, denn sie sahen wohl, daß die Unglücklichen nicht bezahlen konnten, denn damals, Juan, gab's noch Christenliebe in der Welt! *)

*) Historisch. Anm. d. Verf.

Als aber das neue Gesetz kam, wurden den Mönchen ihre Güter genommen und für wenig mehr als nichts verkauft. Don José der Erste, der verfluchte Fanghund, der seine Zähne in jeden Knochen schlägt, kaufte das Stück, welches den Mönchen gehörte, und da in Folge des neuen Gesetzes, welches keine Majorate mehr haben will, diese vertheilt werden, so kam die Besitzung in Aracena an einen Taugenichts, der eine Tochter des Marquis geheirathet hatte, und der hat das Erbe zerstückelt und Don José kaufte das, was er hier besaß, für ein Butterbrot. Jetzt verlangt nun der Pirat, der keine Nächstenliebe und kein Gewissen hat, von den unglücklichen Leuten nicht nur die laufenden Abgaben, sondern auch die Rückstände, die sie seinem Vater und Großvater hätten bezahlen müssen; denn, wie der Erzjude sagt, sind die Grundstücke einträglich. Es geht Einem durch's Herz, Juan, wenn man sieht, wie die armen Leute in Verzweiflung sind und ihre bittern Thränen nach den Mönchen und nach dem Marquis weinen! Fast alle haben ihre Grundstücke hergegeben, die Grundstücke, welche ihre Väter und Großväter mit sauerm Schweiße umgebrochen und urbar gemacht haben, denn der Boden war nichts werth! Ist das nicht himmelschreiend? So kommt nun der Caraibe,

der Räuber Don José in den Besitz eines Gutes, an dem das Blut der Armen klebt! Der Hallunke der! Wenn Flüche austrockneten, müßte der trockener als eine Binse sein! — Darum ist er nach Madrid gegangen und wiedergekommen — kannst Du's glauben, Juan? — mit einem Ordenskreuz!. . . ."

„Womit hat denn der Galgenstrick einen Orden verdient?" fragte Juan Martin erstaunt.

„Na, die Frage wird Dir Miguel Cañas beantworten, der gedient und die Welt gesehen hat und ein tüchtiger Versemacher ist; der hat ein Gedicht auf den Orden des Don José gemacht, das sehr hübsch ist und so anfängt:

Es wurden sonst, in finstern Tagen,
Die Schufte an das Kreuz geschlagen,
Jetzt wird, dieweil man aufgeklärter denkt,
Das Kreuz den Schuften angehängt." *)

„Wahr ist's," antwortete Juan lachend, „daß Andern mit weniger Grund die Kehle zugeschnürt worden ist. Nun, und die Gemälde aus dem Kloster, die er in seinem Hause hat? Und die Juwelen der heiligen Jungfrau, die seine Frau vor Aller

*) Alles wahre Begebenheit, nur der Name des Ortes ist verändert. Anm. d. Verf.

Augen trägt? Es gibt ein Sprichwort, das so alt ist wie die Welt und das noch jetzt auf Don José paßt wie zwei Kerzen auf einen Altar: Das Kreuz auf der Brust und den Teufel in den Thaten, Onkel Bastian."

„Nun seht," fuhr der Maulthiertreiber fort, „was der schlechte Mensch aus der Erbschaft seines Schwiegervaters gemacht hat! Er und der Notar haben Alles für sich genommen und seinen armen Schwager, den unschuldigen Einfaltspinsel, haben sie gelassen, wie seine Mutter ihn gebar."

„Wie? der unglückliche Mensch hat nichts behalten und sein Vater war doch einer der reichsten Leute des Ortes?" fragte Estephania mitleidig.

„Einen Piaster täglich," antwortete Onkel Bastian.

„Nun," antwortete Estephania, „damit kann er doch sorgenfrei leben."

„Er meint ja, weil er bucklig war!" *) sagte Juan Martin lachend.

„Als er nun," fuhr der Maulthiertreiber fort, „sein Ende herannahen fühlte, ließ er seinen Schwager und den Notar holen, und als sie kamen, ließ

*) Unübersetzliches Wortspiel. Peso heißt: der Piaster und auch: das Gewicht, die Last. Anm. d. Uebers.

er jeden zu einer Seite seines Bettes niedersitzen und sagte nichts. Als Don José sah, daß er immerfort schwieg, fragte er ihn, weshalb er sie denn hätte rufen und an jeder Seite seines Kopfendes niedersetzen lassen? — Weil ich wie unser Herr Christus sterben wollte, zwischen zwei Schächern, antwortete der Schwager.

Auf Wiedersehen, Juan; Adieu, Estephania; Gott erhalte Euch, Onkel Matthias!" — Und damit ging der rüstige Alte schnellen Schrittes davon.

Viertes Capitel.

Viele Jahre gingen hin. Die Bewohner des Dorfes Valdeflores zählten sie nicht. Wir aber müssen es thun. Es waren siebzehn dahingegangen oder sanft dahingeflogen.

Gabriel war zur Zeit ein Mann. Seine Gestalt hatte nichts, was die Aufmerksamkeit erregte, aber im Ausdrucke seines Gesichtes lag eine ruhige Kraft, eine stille Entschiedenheit und eine mit Gutmüthigkeit gepaarte Würde, die zu gleicher Zeit Liebe und Interesse erweckten, und Dreistigkeit und Spötterei fernhielten. Er hatte daher, von frühester Jugend auf, jene unziemlichen Scherze zum Schweigen gebracht, die seine Spielgefährten sich über seine Geburt erlaubt hatten, mit jener unbegreiflichen Grausamkeit des Kindesalters, welches zu beweisen scheint, daß der wilde Instinkt, die Grausamkeit,

dem Menschen angeboren ist und daß es eben so nothwendig, wie Pflicht der Eltern ist, denselben von dem Augenblick an, wo die Vernunft in ihren Kindern aufdämmert, zu bekämpfen.

Der Beiname „Findling,“ den Gabriel in seiner Kindheit sich hatte beilegen hören, hatte diese hohe Seele, dieses edle Naturell, welche sich unter dem Einfluß der strengen und unbeugsamen Gesetze entwickelt hatten, die das spanische Volk über die Ehre hat und die gemeinsam auf seinen religiösen Gesinnungen und seinen ritterlichen Gefühlen beruhen, geweckt. Der Einfluß dieser Gesetze mußte aber um so stärker und sichtbarer auf Gabriel sein, da er von Juan Martin erzogen worden war, dem vollkommensten Typus jener ehrenhaften und stolzen Leute, die in solchen Dingen nicht mit sich handeln lassen.

In Gabriel's Charakter hatte sich daher eine Färbung von Trübsinn festgesetzt, welcher ihn in sich gekehrt und zu Betrachtungen geneigt gemacht hatte. Aber diese Betrachtungen selbst, im Verein mit seinem gleichzeitig zarten und kräftigen Gemüthe, hatten bewirkt, daß er mit ganzer Seele an der trefflichen Familie hing, die ihm aus christlicher Liebe und persönlicher Zuneigung mit vollen Händen und vollem

Herzen das gab, was die Eltern, die ihn erzeugt hatten, ihm versagten. Seine Hochachtung vor dem ehrenwerthen Juan Martin, seine Liebe zu der engelgleichen Frau, die ihn an ihrer Brust genährt, waren so groß, daß er dem Einen hätte einen Altar errichten, die andere in einem Reliquienkästchen auf sein Herz hätte stellen mögen. Nur ein Gefühl lebte in seiner Seele, das an Zärtlichkeit und Tiefe mit denen, welche er für seine Adoptiveltern fühlte, hätte wetteifern können, und das war seine innige Liebe zu Anna, der herrlichen, sanften, liebevollen Tochter Estephaniens, die in allen Stücken ein Ebenbild ihrer Mutter war. Diese ihrerseits liebte Gabriel mit aller Hingebung und Zärtlichkeit, die ihrer auserlesenen weiblichen Natur eigen waren.

Juan Martin und Estephania hatten den Beweisen von Liebe, womit sie Gabriel überhäuften, dadurch die Krone aufgesetzt, daß sie das Haus, welches sie im Dorfe geerbt, verkauft hatten, um ihn von der Subscription zu befreien. Jetzt besaßen sie nur noch den Acker, auf welchem Gabriel so fleißig und unablässig arbeitete, als wollte er die Opfer, welche für ihn gebracht worden waren, mit dem Schweiße seines Angesichts bezahlen.

Estephania, die ihr ruhiges Dasein und gut-

müthiger Charakter vor starken Gemüthsbewegungen und Aufregungen bewahrten, war noch schön; der ruhige, sanfte und offene Ausdruck ihres Gesichtes ersetzte mit Vortheil die Frische der Jugend. Juan Martin gehörte zu jenen soliden und besonnenen Leuten, die bei Zeiten auf den rechten Weg gelangen, auf demselben fortgehen und ihn nie verlassen. Dem Onkel Matthias sah man die Jahre, welche über ihn hingegangen waren, nicht sehr an, weil seine vergangenen Schmerzen und Leiden ihm schon im voraus das Gepräge des Alters aufgedrückt hatten.

Der arme Hund war vor Alter gestorben, sehr beweint von Gabriel und Anna, die ihn begruben. Die Katze aber lebte noch und machte noch in ihrem vorgerückten Alter Ansprüche, jung und hübsch zu sein, Ansprüche, welche dadurch berechtigt waren, daß diese Sarah unter den Katzen alljährlich einem Sprößling ihres verfolgten Geschlechtes das Dasein gab.

So glitt ruhig und unbemerkt das Leben dieser guten und glücklichen Menschen dahin. Dennoch aber gab es Tage, wo die süße Harmonie und die friedliche Ruhe, welche in jener Behausung herrschten, in Estephania's Gemüthe gestört worden war. Das kam daher, weil ihre Schwägerin Maria Jo=

sepha, die zu der großen Phalanx der Leute, welche ihre Nase in Alles stecken, zu der nicht weniger zahlreichen derjenigen, welche Alles besser wissen wollen, und zu der Corporation der aufdringlichen Rathgeber gehörte, Estephanien versichert hatte, Anna und Gabriel liebten einander. Der Anfang dieses Verhältnisses datire schon von langer Zeit her und der Ausgang sei augenscheinlich.

„Nun?“ sagte Estephania, „und was wäre dabei Schlimmes?“

Maria Josepha sah sie erstaunt an und antwortete:

„Hör' einmal, Estephania, bist Du dumm oder willst Du Dich über mich lustig machen? Oder, Frau, schämst Du Dich gar nicht? Ja, ja, der Juan Martin ist auch der Mann, der seine Tochter einen Findling wird heirathen lassen! Na, wenn Du eine von denen wirst, welche die heilige Anna vom Wagen herunterwarf! . . .“

„Aber, Maria Josepha,“ erwiederte Estephania, „Gabriel ist ja so gut, ist ja ein Arbeiter, wie man ihn sich nur wünschen kann, der das Haus allein erhalten hat, als Juan die Masern hatte. Und wir sollten ihn zurückweisen, ihm einen Korb geben? Das wäre doch unrecht.“

„Ich gehe, um Dich nicht mehr anzuhören," rief Maria Josepha aus. „Habt Ihr etwa nicht genug für ihn gethan? Was er thut, ist nicht mehr als seine Pflicht. Na, das wäre mir etwas!... Du aber, Estephania, bist wie die Tante Sinforosa, die aus lauter Gutmüthigkeit zu gar nichts in der Welt taugte."

Die arme Mutter war nach dieser Unterredung so betrübt und verstimmt geworden, daß sie mehrere Nächte schlaflos zubrachte und Gott von ganzem Herzen bat, er möchte die Dinge zu einem glücklichen Ende führen; denn sie sah wohl ein, daß sie selbst nicht anders handeln konnte. Ihrem Manne wollte sie nichts sagen; ihr sanftes, duldendes und schüchternes Gemüth ließ es ihr wünschenswerth erscheinen, daß der Zufall den Gegenstand in Anregung bringe.

Es war am Tage vor Johannis, als am Morgen der Onkel Bastian zu Estephania, die allein war, eintrat.

„Gott segne Dich, meine Tochter," sagte er beim Eintreten.

„Und Euch auch, Onkel Bastian. Wie geht's Euch?"

„Ich habe einen Schmerz in diesem Arme ge-

habt, einen leiblichen Vetter von dem, den ich voriges Jahr in diesem Beine hatte. Die Uhr habe ich vom Wechselfieber her behalten; es sind Vorboten dessen, was allen Menschen gewiß ist. Aber mag der Tod kommen, wenn er Lust hat; mit einem Pater an meinem Bette fürchte ich ihn nicht. Jetzt aber bin ich am Ende doch noch wohl auf. — Und das Mädel?"

„Ist mit den andern aus dem Dorfe in's Feld gegangen, Blumen zu pflücken."

Im Gebirge von Aracena gehen die jungen Mädchen am Tage vor Johannis in's Feld und pflücken Blumen. Diese kochen sie und waschen sich damit, nicht um das ganze Jahr hübsch zu sein, sondern um das ganze Jahr gesund zu bleiben. Wenn in diesem reizenden traditionellen Volksglauben, wonach die Mädchen die Gesundheit in den Blumen suchen, weniger Grazie und Coketterie liegt, als wenn sie in denselben Schönheit suchten, so liegt unbestreitbar mehr Unschuld und gesunder Verstand darin, und diese sind weit vorzuziehen.

„Und Juan Martin?" fragte der Maulthiertreiber wieder.

„Mit Gabriel auf dem Felde."

„Was ich zu sagen habe," sprach Onkel Bastian,

möchte ich Euch beiden sagen. Da ich aber alle Tage älter werde und es mir nicht geht wie dem Brote — das je älter desto härter wird — so bin ich nicht mehr so flink auf den Beinen wie sonst. Da ich also den Weg nicht zweimal machen will, will ich es Dir sagen, damit Du es ihm sagst. Ich komme allein und einschließlich*) nur, um für meinen Enkel Andres um Eure Tochter Anna anzuhalten. Mein Andres ist ein kreuzbraver Junge, das wißt Ihr ja. Er hat sein eigenes Haus und lebt ganz gemächlich, braucht keinem Herrn zu dienen und nicht um Tagelohn zu arbeiten. Wenn ich einmal die Beine ausstrecke,**) die mir allgemach schon steif werden, bekommt er auch das Meinige. Also ist mein Andres ein Bräutigam, wie man ihn sich nicht besser malen kann, und ich werbe für ihn mit großer Freude um die Braut, weil sie Deine Tochter ist, Estephania. Denn es hat immer geheißen: „Wähle das Zeug nach dem Gewebe und die Tochter nach der Mutter."

Bei Onkel Bastian's Worten erschrak Estephania, wie der Schiffer, wenn er den Sturm, den

*) Er will sagen „ausschließlich." Anm. d. Uebers.

**) Ein spanischer vulgärer Ausdruck für sterben. Anm. d. Uebers.

das Wetterglas ihm verkündet hat, am Horizonte aufsteigen sieht. Sie wurde verwirrt und konnte nur antworten:

„Aber, Onkel Bastian, wißt Ihr denn, ob die jungen Leute sich lieben?"

„Habe ich Dir denn nicht gesagt, daß ich komme, weil Andres selbst es mir insinnuwirt*) hat?"

„Ja . . . aber Anna?"

„Wenn er mich schickt, um sie zu werben, so wird er wohl wissen, daß er es thun kann ohne Furcht vor einem Nein."

„Ach, Onkel Bastian, ich fürchte, er bekommt eins."

„Wie? Ist denn Anna verliebt?"

„Ich glaube, ja; ich weiß es zwar nicht gewiß, aber ich habe so einige Vermuthungen, die mich schon viele Nächte nicht haben schlafen lassen."

„Aber . . . in wen denn?"

„Ich glaube in Gabriel."

„Heilige Jungfrau! In einen Findling?"

„Wenn sie ihn liebt, Onkel Bastian, was kümmert es sie, was er ist? Hätte ich nicht meinen

*) Er will sagen insinuirt. Anm. d. Uebers.

Juan auch geliebt, wenn er ein Findling gewesen wäre?"

„Und Dein Vater hätte Dich nicht heirathen lassen, damit Du kein Kind ohne Großvater bekommen hättest. Dasselbe wird Juan Martin thun; verstehst Du?"

„Das ist grade mein Kummer!" rief die gute, liebevolle Mutter aus.

„Dein Kummer! Dein Kummer?" sagte der Onkel Bastian ärgerlich.

„Aber soll ich denn meine Kinder weinen sehen und nicht mit ihnen weinen? Ein Bursch wie Gabriel, wie es keinen weiter in der Welt gibt!"

„Dagegen läßt sich nichts sagen," erwiederte der Maulthiertreiber; „Gabriel ist kein Thunichtgut, er ist ein solider und tüchtiger Mensch und wird gut von Juan geleitet. Das sagt Jedermann. Er wird daher zu Allem taugen, nur nicht zum Manne Deiner Tochter, Frau, denn wenn sich's um Verschwägerung handelt, sieht man auf das Blut, und das Blut muß nicht nur gut, es muß auch rein sein. Das wird Dir Juan schon sagen; der hat Ehrgefühl. Aber Ihr Frauen habt, hol's der Teufel! Euer Ehrgefühl nur in den Strümpfen. Diese Liebe zu begünstigen! . . . Das thust nur Du, die im

Stande ist, sich von den Hühnern den Weizen auf-
fressen zu lassen, um nur nicht zu sagen: husch!"

„Ich habe nichts begünstigt, Onkel Bastian."

Estephania schwieg, denn in diesem Augenblick
erschien Anna in der Thür, mit der einen Hand die
Schürze in die Höhe haltend, die voll von Blumen
war. Man konnte nichts Lieblicheres sehen. Die
Natur hatte über dieses einfache Bauernmädchen mit
vollen Händen ihre Reize ausgeschüttet, und man
wußte nicht, was man mehr bewundern sollte, ihren
eleganten Wuchs, ihre feinen und schönen Züge oder
die kindliche und bescheidene Anmuth, die jede ihrer
Bewegungen begleitete.

Onkel Bastian's Verdruß verschwand beim An-
blicke der lieblichen Erscheinung wie der Nebel vor
der Sonne.

„Hollah!" sagte er, als Anna näher trat;
„Paterna ist kein übles Oertchen! Teufel! Wenn
ich anstatt drei und einen halben Piaster einen
hätte, *) so sollte Niemand als meines Vaters Sohn
diesen Korb voll Rosen davontragen.

*) Das heißt: wenn ich anstatt siebzig Jahre zwanzig alt
wäre. Das spanische Volk pflegt die Jahre nach dem Gelde
zu zählen; der Piaster hat zwanzig Kupferrealen.

Anm. d. Uebers.

Hast das Ansehn einer Fürstin,
Hast den Wuchs aus Catalonien,
Hast den Gang aus Arragonien
Und das Antlitz vom Gebirge."

„Ei! Wollt Ihr Euch über das arme Landmädchen lustig machen?" sagte Anna lächelnd.

„Ja, Landmädchen! Vom Lande ist auch die Henne und wird doch in Sevilla gegessen! Und wisse, daß ich nicht der Einzige bin, dem Du, Kleine, als kein Strohsack erscheinst; denn ich komme, um Dich zu werben, und der, welcher mich schickt, ist ein wackerer Bräutigam, wie es wenige gibt, vollkommen. Es ist ein Mann, wie er sein muß, stark wie ein Baustein, hoch wie ein Thurm, und hat Kraft, daß er davon abgeben und doch noch was übrig behalten kann. Hübsch von Gesicht ist er zwar nicht, aber . . . was thut das? Der Ochs und der Mann . . ."

Die arme Anna hatte bei diesen Worten die schöne Farbe verloren, durch welche bei ihrem Eintritt ihr Antlitz mit den Rosen, welche sie trug, wetteiferte. Das sanfte Lächeln war von ihren Lippen entflohen, wie die Schmetterlinge von den Blumen, und ihre schönen Augen blickten ängstlich auf ihre Mutter.

„Onkel Bastian,“ sagte diese, „was Ihr da thut, ist nicht schicklich und nicht in der Ordnung. Man treibt den jungen Mädchen nicht das Blut in's Gesicht, indem man mit ihnen vom Heirathen spricht; das macht man nur mit den Eltern ab. Seht Ihr nicht, daß Ihr sie damit kränkt?“

„Hör' Einer! Also man kränkt die jungen Mädchen damit, wenn man ihnen einen Bräutigam anbietet? Ei, Estephania, Du fängst an, alt zu werden und hast Deine fünfzehn Jahre vergessen. Also . . . zur Sache, Anna,“ fuhr der Alte, ohne sich einschüchtern zu lassen, fort, „Du liebst meinen Andres, der von gutem Herkommen und gutem Stamme ist, der Dich höher halten wird als eine Ordenspfründe und in dessen Hause Du ruhiger leben wirst als eine Heilige in ihrer Nische?“

Anna schlug die Augen nieder, die sich mit Thränen füllten.

„Onkel Bastian, warum haltet Ihr das Mädchen auf glühenden Kohlen, wie den heiligen Lorenz? Seht Ihr nicht deutlich, daß sie nicht will?“ sagte die gute Mutter, ihrer Tochter zu Hilfe kommend.

„Frau,“ erwiederte der Maulthiertreiber, „willst Du Jeden seine Angelegenheiten selbst besorgen lassen, wie Gott es ihm eingibt? Ehe ich meinem Enkel

sage: Verzeihe um Gott, aber ... will ich doch suchen, ihm sagen zu können: Da nimm, Bruder ... Was sagst Du, Anna?"

Anna verharrte in ihrem Schweigen, kraftlos, widerstandslos und ohne Klage, wie die süßen und frischen Töchter des April in ihrer Schürze.

„Ich hätte nicht gedacht," sagte der Maulthiertreiber mit männlicher Rauhheit und jenem Zorne, der sich seiner als des Großvaters von Andres und als Freund Juan Martin's bemächtigte, „daß eine Tochter guter Eltern, die ehr- und sittsam erzogen ist, ihren rechtschaffenen Eltern den Kummer machen würde, einen der angesehensten jungen Burschen des Dorfes zu verschmähen, und die Schande, einen Findling heirathen zu wollen. Das heißt, Du unbesonnenes Ding, keine Scham im Gesichte haben."

Bei diesen rauhen und harten Worten fühlte sich Anna, die immer ein sanftes, folgsames und gutgesinntes Geschöpf gewesen war und von ihrer sanften Mutter und ihrem gutmüthigen Vater nie ein rauhes Wort oder einen Vorwurf gehört hatte, so schmerzlich verwundet und beschämt, daß sie die Schürze fallen ließ, um sich mit beiden Händen das Gesicht zu bedecken, und schluchzend auf einen Stuhl

sank, umgeben von den Blumen, die auch, wie von demselben Schmerz getroffen, zu Boden fielen.

„Onkel Bastian! Onkel Bastian!" rief Estephania aus, auf ihre Tochter zulaufend und ihren Kopf mit ihren Armen umschlingend, „welch ein Recht habt Ihr, der Tochter meines Herzens Vorwürfe zu machen und ihr das Herz zu zerreißen? Ist das recht? Ist das ein Freundschaftsstück? Meinem Herzchen zu sagen, daß sie keine Scham hat! Und das, weil sie Euern Enkel nicht heirathen will! Es läge weniger Scham und weniger Gewissenhaftigkeit darin, wenn sie ihn heirathen wollte, bloß weil er sein gutes Auskommen hat, aber ohne ihn zu lieben, und einen Andern, den sie liebt, verließe, weil er unglücklich ist. Anna, mein Leben, mein Herz, . . . weine nicht, . . . nein!"

Die gute Estephania mischte ihre Thränen mit denen ihrer Tochter, welche den Kopf in den Schooß ihrer Mutter verbarg.

Onkel Bastian, der ein vortreffliches Herz hatte und Mutter und Tochter außerordentlich liebte, war verdutzt, betrübt und zerknirscht, als er sah, was für eine Wirkung sein grober und brüsker Ausfall auf das zarte weibliche Gemüth hervorgebracht hatte. Voll Reue sagte er daher rasch:

„Na, na, weine nicht, Kind! Um der heiligen Jungfrau willen, weine nicht! Was ich gesagt habe, war ja nur so eine Redensart. Das fällt ja nur der Zunge zur Last und nicht dem Willen; also rechne mir's nicht an. Thue, was Dir gefällt, und denke Dir, ich hätte nichts gesagt. So wie so, Mädchen, kann ich nicht leugnen, daß mein Andres ein ziemlicher Esel ist; er hat zwar einen größern Kopf als ein Apostel, aber das Gehirn fehlt ihm drin. Und das sieht man ja. Denn wenn der Dummkopf nicht mit Dir eins war, wozu schickt er mich aus nach Wolle, daß ich geschoren nach Haus komme? Also thust Du wohl, wenn Du dem Lümmel sagst, daß er sich packen soll. Na, weine nicht! Das ist ja jetzt vorbei. Was soll ich denn mehr thun? Soll ich mit Deinem Vater sprechen, daß er Dich Gabriel heirathen läßt, der ein braver Junge ist? Dagegen ist nichts zu sagen. — Nun sieh, bei diesem hier, den ich mir rasire," fuhr der Maulthiertreiber fort, an seinen Bart greifend, „Derjenige, welcher mit Deinem Vater sprechen wird, daß Ihr Euch heirathet, das werde ich sein, mit diesem Munde, dem Gott zwar das Gebiß genommen hat, dem aber noch eine flinke Zunge geblieben ist. Na, na, Anna, Estephania, laßt uns Frieden machen

und der Teufel schere sich in die Hölle. Komm, Pathchen, richte Dein Gesichtchen auf, Deine Sache ist in guten Händen; denn wenn ihn der Onkel Bastian nicht herumkriegt, so gelingt's selbst dem Priester Johann aus Indien nicht. Aber der Erzlümmel, der Andres, soll mir für Alles büßen. Der soll mir außer dem Korbe noch einen tüchtigen Denkzettel haben. *)

---

*) Im Original ein unübersetzliches Wortspiel.
Anm. d. Uebers.

Fünftes Capitel.

Kaum sah Onkel Bastian den Juan Martin kommen, als er mit allem Eifer eines Reuigen sich anschickte, sein Versprechen zu erfüllen. Estephania hatte ihre tief betrübte Tochter in das Schlafzimmer gebracht, Gabriel war hingegangen, für die Maulthiere zu sorgen. So blieben denn Juan Martin und der Maulthiertreiber allein und es entspann sich zwischen ihnen sofort folgendes Gespräch:

„Glaubst Du nicht, Juan, daß Du wohl thun würdest, wenn Du Deine Kinder miteinander verheirathetest?"

„Was sagt Ihr da, Onkel Bastian?"

„Was ich gesagt habe."

„Wenn Ihr aber doch wißt, daß das unmöglich ist, was kommt Ihr mir da mit solchen Reden, die nicht gehauen und nicht gestochen sind?"

„Warum willst Du denn aber nicht? Die Sachen sind ja klar wie das Licht des Tages. Hast Du denn gegen den Gabriel, der ein Schatz ist, etwas Anderes einzuwenden, als daß er ein Findling ist?“

„Als ob das nichts wäre!“

„Natürlich ... da Du ein sehr vornehmer Herr bist, suchst Du Dir einen Schwiegersohn, der recht erlauchtes Blut hat, Du willst einen Don Don haben. Nun sieh, mein Sohn, wenn man heut zu Tage ein reines Hemd an und zwanzig Realen in der Tasche hat, so hat man einen Don wie ein Haus groß, ein Beispiel davon ist Don José der Erste. Heut zu Tage werden die Ehrentitel auf dem Markte feilgeboten und ausgewürfelt. Eine Excellenz kostet zwei Cuartos, ein Ew. Gnaden zwei Maravedis. Es gibt keinen echten Ehrentitel mehr als den Titel Onkel, denn der wird nicht verliehen und läßt sich nicht kaufen, den geben die grauen Haare.“

„Schweift nicht ab, Onkel Bastian, sondern bleibt bei der Stange. Ihr wißt zur Genüge, daß Juan Martin kein Dummkopf ist und daß er weiß, daß man an einem Lederschuh kein seidenes Band trägt. Aber Ihr wißt auch, daß er gutes Blut

geerbt hat und daß er keine Verunreinigung desselben und keinen Makel auf seinem Stamme haben will. Und was Ihr auch für Winkelzüge machen mögt, Ihr werdet mir nicht in's Gesicht bestreiten, daß ich Recht habe."

„Na, Recht hat Jedermann, es ist das Alltäglichste, was es gibt und wird auf die Erde geworfen. Ich sage Dir aber, Juan, Gabriel ist ein Muster und ein anderer, passenderer Schwiegersohn wird Dir nicht kommen."

„Onkel Bastian, in Sachen der Verwandtschaft sehe ich nicht bloß auf den Zweig, sondern auch auf den Stamm."

„Ei was, Mann, laß die Stämme; die Kinder lieben sich und wer kann das ändern?"

„Träumt Ihr? Was thäten sie? Sie liebten sich?"

„Ich sage Dir, ja, und wenn Du also darauf beharrst, sie nicht heirathen lassen zu wollen, so machst Du sie unglücklich oder treibst sie dazu, Dir ungehorsam zu werden."

„Wißt Ihr, was Ihr sprecht, Onkel Bastian? Weder Gabriel noch Anna haben jemals den Respect vor der väterlichen Gewalt aus den Augen gesetzt und werden nicht den Grundsatz vergessen, in dem

sie erzogen sind und der heißt: „Gott im Himmel, den König auf Erden und den Vater im Hause ehrt Jedermann.“

„Mann, das ist ja aber reiner Jspotismus, und der ist in dem aufgeklärten Jahrhundert nicht mehr im Gebrauch,“ sagte der alte Schalk.

„Bleibt mir mit Euern gezierten Redensarten vom Leibe, Onkel Bastian,“ erwiederte Juan Martin; „geht damit zu Don José dem Ersten, der versteht solch Geschwätz.“

„Mann, bedenke, der Gabriel ist wohl gelitten, und wenn Du bei Deiner Weigerung beharrst, so wirst Du zum Gespräch des Dorfes; es wird Dir gehen wie dem Kaninchen, auf das Jeder mit Steinen wirft.“

„Onkel Bastian, wer gradeaus pflügt, dem stößt Keiner den Pflug zurück, und mit meinen Knochen ist noch nie Jemand gegangen und wird Niemand gehen als der Todtengräber, wenn ich todt bin. Verstanden?“

„Zum Kuckuck, Juan, mit Deiner Reinheit des Blutes und Deinem guten Rufe gehst Du über die Sterne hinaus. Wer wird denn im Laufe der Zeit wissen, ob der Großvater Deiner Urenkel seinen Vater gekannt hat oder nicht.“

„Schwarz auf Weiß besagt's. — Was ist der Mensch ohne Taufschein? Das sag' mir einmal. Er ist schlimmer dran als ein Thier von guter Race, das trägt seine Herkunft in seinem Brandzeichen."

„Also, Mann Gottes, Du bestehst darauf, die armen Leute unglücklich zu machen? Bedenke doch, Juan, wer ein fehlerfreies Pferd haben will, der geht nach dem Fuße."

„Ich habe Euch gesagt, daß ich in meinem Blute, das ich von meinen Eltern rein erhalten habe, keine Flecken haben und ihm keinen Makel anheften will."

„Also all mein Reden ist umsonst gewesen, und Du bist wie meine Mütze, die immer kleiner wurde, je mehr Tuch man ansetzte? — Du bist doch sonst nicht so halsstarrig, Juan. Komm, Mann, paß Dich dem Geschmacke Aller und der Vernunft an und sage ja."

„Onkel Bastian," sagte Juan ernst und entschieden, „Jesus wich nicht vom Kreuz und ich nicht von meinem Vorsatze."

„Nun denn, Gott befohlen, Juan," sagte der Maulthiertreiber. „Ei," fügte er ärgerlich hinzu, indem er aufstand, „Du bist ja hochmüthiger als ein Grand, führst eine stolzere Sprache als ein

Marquis und läßt mich mit hängenden Ohren abziehen. Aber Dein Wort ist wie eines Königs Wort und Du glaubst, Du kannst nicht irren, wie der heilige Vater. Und doch bist Du weder König noch Papst, sondern ein Hartkopf und von derselben Schere geschnitten wie mein Maulesel Zancarron."

Der Maulthiertreiber suchte hierauf Estephania auf und sagte zu ihr:

„Solch einen passenden und ausgezeichneten Ehestifter wie ich bin, könnte man sich selbst in Paris nicht machen lassen. Ich komme mit einem Sack voll Neins. Dein Vater, Anna, macht mehr Lärm als ein Schuß und ist entscheidender als ein Kriegsgericht. Und doch haben Daviz und Velarde nicht so viel Batterien aufgepflanzt wie ich. Aber wenn Juan Martin einmal etwas gesagt hat, so bleibt's dabei, und wenn er am Ende Recht behält, was ist da zu machen? Man muß die Ohren hängen lassen und damit gut! Ich meines Theils ziehe ab wie Barrido, muth- und ruhmlos."

Anna fing an zu weinen.

„Was ist da zu machen, Kind?" sagte der Onkel Bastian. „Die Dinge in dieser Welt kommen nie, wie uns scheint, daß sie kommen müßten; sie

sind wie Hörner in einem Sack, man stößt immer an die Spitze."

Gabriel bemerkte wohl, daß Anna geweint hatte. Es war dies ein so neues und ungewöhnliches Ereigniß in der ruhigen und friedlichen Existenz jener Familie, daß er sein Herz von einer ängstlichen Ahnung bedrückt fühlte. Dennoch schlich er sich, als Alles im Hause zur Ruhe war, still und geräuschlos nach dem Fenster seiner Geliebten, um mit ihr zu sprechen. Mit jenem Zartgefühl der Liebe, welche die Schläge, die das Herz des geliebten Gegenstandes treffen, schwerer empfindet als die, welche das eigene Herz erhält, sagte ihm Anna nichts von dem in Bezug auf ihn Vorgefallenen und nahm zum Vorwande ihrer Thränen und ihrer Niedergeschlagenheit die Werbung des Onkels Bastian, welche nach dem Wunsche ihrer Eltern sein, und ihr nothwendig Kummer machen müsse.

„Deine Eltern werden wollen, daß Du den Andres heirathest!" sagte Gabriel.

„Und ich werde es nicht wollen, und ihnen wird dies unangenehm sein, daher mein Kummer," antwortete sie.

„Und daß Du mich heirathest, werden sie nicht wollen?"

„Gesetzt, es wäre so, so würden wir warten.“

„Und was würden wir damit erreichen?“ sagte Gabriel niedergeschlagen.

„Daß wir uns nicht zu trennen brauchten,“ antwortete Anna.

„Und ich soll das Kreuz sein, an welches Du Dein Leben nagelst und leidest?“

„Aus Liebe leiden, heißt nicht leiden, Gabriel.“

„Arme Anna!“

„Die Blume ist nicht arm, wenn man sie nicht aus der Sonne entfernt, welche ihr Leben gibt.“

„Anna, und wenn sie Dich von diesem armen, fremden Menschen, der nirgends eine Heimath hat, zu entfernen suchen, wird es ihnen endlich gelingen ... oder wirst Du mir treu bleiben?“

„Ich werde es bleiben, so lange Du es bleibst, und wenn Du es nicht mehr bist, werde ich es doch noch bleiben. Die Liebe zu Dir ist die Strömung, die mich fortreißt, und hast Du nicht die Bäche der ihrigen folgen sehen im Sturme wie im Angesichte der Sonne? Gehen sie jemals rückwärts? — Und Du, Gabriel, wirst Du standhaft bleiben in Deiner Liebe?“

„Anna, das Meer hat seine Ebbe und Fluth, der Mond seine Phasen, der Wind seine Wechsel. Aber

Du weißt wohl, daß meine Liebe tief ist wie das Meer, doch ohne seine Zeiten, traurig und hoch wie der Mond, doch ohne seine Phasen, rein und beharrlich wie der Wind, doch ohne seine Veränderlichkeit."

Das Vorgefallene verstimmte Gabriel tief und bewirkte, daß er über seine Lage, seine Verhältnisse und seine Pflichten nachdachte. Nie war ihm bei seiner Liebe zu Anna — eine Liebe, die bei Beiden der Ueberlegung vorhergegangen war — der schreckliche Gedanke in den Sinn gekommen, daß ein armer Findling sich Anna's Eltern niemals zum Schwiegersohn anbieten konnte noch durfte. Schmerzliche Reue überkam ihn, als er bedachte, wie unvorsichtig er Anna's Geschick an das seinige geknüpft hatte durch diese geheime, aber tiefe und ausschließliche Liebe, welche bei den Landleuten die ganze Jugend ausfüllt, bei diesen Leuten, deren Leben in dieser schönen Periode — wenn sich auch zuweilen die Armuth in dasselbe verwebt — weit sinniger, poetischer und ausgefüllter ist als das Leben der Jugend in den verfeinerten und sittenlosen Mittelpunkten der Bevölkerung und in einer höhern Sphäre. In diesen fängt der junge Mann gewöhnlich damit an, die Liebe zu einem Laster zu machen und so dieses

ästhetische und süße Gefühl aus seinem Herzen zu verjagen. Deshalb spottet er derselben später, wenn sie rein ist, und verwandelt sie endlich in eine Speculation, indem er von der Ehe die Liebe trennt, die schöne Gehilfin, welche die Vorsehung dem schweren Kreuze des Erneuerers der Menschengattung zugesellte. Daher flieht die Liebe, wenn im Herzen des Menschen das erniedrigende Laster, die elende Zweifelsucht und die gräuliche Habgier ihren Platz einnehmen, wenn sie nicht etwa im Herzen irgend eines unglücklichen Opfers der genannten Laster gefangen und vereinsamt zurückbleibt.

Das Ergebniß von Gabriel's peinlichen Betrachtungen war der Wunsch, seine Herkunft zu kennen. Und da er wußte, daß nur Don José Sanchez ihm hierüber Aufklärung geben konnte, so beschloß er, zu ihm zu gehen und persönlich mit ihm zu sprechen, um zu sehen, ob er, als der Betheiligte, jenem harten und herzlosen Schiedsrichter über sein Geschick mehr Theilnahme abgewinnen und mehr Vertrauen einflößen könnte als Diejenigen, welche es früher versucht hatten.

Den nächsten Sonntag warf er sich daher in seine besten Kleider und ging nach Aracena.

Bevor wir jedoch Gabriel bei dem Manne,

welchen er so begierig aufsuchte, einführen, müssen wir von dem Letztern einen Begriff geben. Leute und Wesen seiner Art sind heut zu Tage in solcher Menge in Spanien vorhanden, daß wir nichts sagen werden, was der Leser nicht schon wüßte. Aber was ist neu in der Welt? In der materiellen die Anwendung des Dampfes. Aber in der moralischen, sehen wir da nicht immer und in allen Dingen dieselben Mönche in andern Kleidern und Alles sich in demselben lasterhaften Kreise bewegen?

Don José Sanchez, dessen wenig interessante Biographie uns der Onkel Bastian erzählt hat, war physisch und moralisch ein gemeiner Mensch. Er gehörte zu der zahlreichen Classe von Leuten, welche wir „Fledermäuse“ nennen wollen, das heißt sehr häßliche Geschöpfe, die keine Vögel sind, weil sie keine Federn haben, und auch keine vierfüßigen Thiere, weil sie es verschmähen, die heilige Erde, auf der sie als Mäuse geboren wurden, zu betreten, indem sie sich ein Paar Flügel angeschafft haben, mit welchen sie sich aber nicht hoch aufzuschwingen verstehen. Sie fliegen daher im Zwielicht schwerfällig zwischen den zwei Sphären, der luftigen und der irdischen, umher. Sie gehören zur bekannten Species jener Säugethiere, welche, nach der Versicherung

Derer, die gewisse Gegenden von Amerika besucht haben, den Unglücklichen, welche sie schlafend finden, das Blut aussaugen, während sie dieselben sanft mit ihren Flügeln fächeln, damit sie nicht aufwachen, bevor sie selbst sich vollständig gesättigt haben. Das Einzige, worin diese beiden Arten von Fledermäusen, die menschliche und die thierische, sich voneinander unterscheiden, ist, daß die letztere, klügere, weiß, daß sie nicht singen kann und es daher nicht versucht, während die andere es mit der geräuschvollsten Frechheit probirt. Ihr mißtöniges Gekrächz hört man von den höchsten öffentlichen Oertlichkeiten bis zu den niedrigsten und unbekanntesten. Es fehlt nicht an Gänserichen, Enterichen und Truthühnern, welche in Begeisterung gerathen, wenn sie sie hören, aber die Singvögel fliehen vor ihnen in die höhern Regionen.

Don José Sanchez war das hervorragendste Muster dieser Gattung. Von Körperbau war er vierschrötig und plump und seine Füße und Schultern waren so breit, daß sie ihrem Besitzer das Ansehen eines Menschen gaben, der fähig und bereit ist, eine schwere Last auf sich zu nehmen, wie ein Piedestal eine Bildsäule. Sein Gesicht war breit, roh, braun und ohne ein Lächeln, wie aus grobem

und unpolirtem Stein gemeißelt. Sein struppiges und sehr kurz geschnittenes Haar war etwas grau und stand aufrecht wie die Borsten einer Schuhbürste. Seine Augenbrauen waren so groß und dicht, daß sie aussahen wie falsche Maskenbrauen, und hinter ihnen lauerten ein Paar glanz- und ausdruckslose Augen, die sicherlich nicht jene berühmten, „gleich Wurfgeschossen durchbohrenden" Blicke warfen, von welchen wir Romanschreiber einen großen Vorrath haben, um unsern Helden damit aufzuwarten, Agamemnon dem Großen sowohl wie Agamemnon dem ganz Kleinen. Don José's Blicke waren hart, wenn er sie kühn, lauernd, wenn er sie durchdringend, und gegen Höherstehende als er scheu, wenn er sie liebenswürdig machen wollte.

Don José, der nicht einmal die Kraft hatte, deren der Stolz bedarf, wenn er sich recht zeigen will, gab den seinigen in unwillkürlichen Grobheiten und absichtlicher Rohheit kund. Da er wußte, wie viel ihm fehlte, um auf der Höhe anderer, civilisirterer Fledermausnotabilitäten zu stehen, welche den Löffel und die Gabel zu halten und in ihrem Hause die Besucher zuerst in's Zimmer treten zu lassen verstanden, so war er gegen Solche kriechend, hüllte sich in die Bescheidenheit wie Jupiter in eine Wolke

und nahm beinahe Miene, Stimme, Blick und Stellung eines Bettlers an. Diese Hülle seines Uebergewichtes und diesen Dämpfer seiner lauten und entschiedenen Sprache legte er in seinem Dorfe und gegen seine Untergebenen ab, die er mit einem so verletzenden Hochmuthe und so grausamer Verachtung behandelte, wie das Volk in Spanien bis auf die gegenwärtige Zeit sie nie gekannt hat, weshalb es auch immer weinend wiederholt: Es gibt keinen schlimmern Keil als den von demselben Holze.

Sechstes Capitel.

Don José war in seiner Schreibstube, als Gabriel nach ihm fragte, und dahin wurde dieser gewiesen.

Bei seinem Eintritt sah er an der Thür einen alten, unglücklichen Gärtner stehen, der zu dem Dorfnabob sagte:

„Herr Alcalde, ich und die andern Besitzer von Gärten rings um Vallellano sind verloren."

„Was ist das für eine Lüge? Und wenn dem so ist, kann ich dafür?" antwortete der Kadi.

„Señor, da die Gärten an den Privatanger grenzen, der früher Gemeindebesitz war, den Ew. Gnaden aber nun verpachten wollen und den Ihr Herr Sohn und die andern jungen Herren des Dorfes zur Jagd genommen und eingefriedigt haben, obwohl sie selbst nicht hingehen, noch irgend eine

Menschenseele einen Schuß dort thun lassen, ist das eine solche Kaninchenhecke geworden, daß sie Alles auffressen, was wir säen, und uns Alle in's Verderben und in Verzweiflung stürzen."

„Macht, daß Ihr fertig werdet; was wollt Ihr? — Zur Sache."

„Ist es billig, Señor, daß das Land, nachdem wir all unsere Mühe, unsern Schweiß, unser Blut darauf verwendet haben, zu nichts weiter dient, als die Kaninchen für die jungen Herren zu mästen? Ist's Recht, daß so viel Unglückliche mit Frau und Kind umkommen für das Vergnügen Derjenigen, welche das Gemeindeland, das früher allen Bewohnern gehörte, gepachtet haben? Verfügen Ew. Gnaden, Herr Alcalde, um der heiligen Jungfrau willen, daß die jungen Herren jagen oder jagen lassen."

„Nun, das fehlte noch!" antwortete Don José hochmüthig. „Wenn Euch die Kaninchen belästigen," fügte er hinzu, indem er dem armen Manne den Rücken kehrte, „so legt ihnen Maulkörbe an."

Der arme Gärtner entfernte sich trostlos und indem er ausrief:

„Als der Anger noch Gemeindeeigenthum war, war er ein Segen für das Volk, jetzt, wo er eingefriedigt ist, wird er ihm zum Verderben!"

Don José, der eben den Branntweinschank verpachtet hatte, war ganz vertieft in seine Rechnungen und hatte sich wieder an seinen Schreibtisch gesetzt, die Feder wieder ergriffen und rechnete, ohne Gabriel's Anwesenheit zu bemerken.

„Señor Don José,“ sagte dieser.

„Wieder etwas!“ sagte der „würdige Beamte,“ ohne den Kopf zu erheben. „Rasch! . . . ich habe keine Zeit zu verlieren. Aber damit Du die Deinige nicht verlierst, mache ich Dir bemerklich, wenn Du es noch nicht wissen solltest, daß ich kein Geld verleihe und daß ich weder Pfänder annehme noch gebe. Jetzt zur Sache.“

Gabriel besaß jenen starken und würdevollen spanischen Charakter, der sich durch keine Grobheit einschüchtern läßt, und jenen, gleichfalls vaterländischen, klaren und scharfen Verstand, den kein Räsonnement, am wenigsten ein unsinniges, irre machen und verwirren kann.

„Señor,“ antwortete er ruhig, „je früher Sie mich abfertigen, desto eher höre ich auf, Ihnen zur Last zu fallen. Vor wenig mehr als zweiundzwanzig Jahren haben Sie der Maria Josepha Moreno ein Kind zur Erziehung gegeben.“

„Nun, und . . . ? Kommst Du, um mir

zu melden, daß es todt ist? Wenig daran verloren!"

Gabriel unterdrückte eine Bewegung des Zornes und der Entrüstung und antwortete in demselben Tone wie vorher:

„Nein, Señor, es ist nicht todt. Denn aus jenem Kinde ist ein Mann geworden und der steht vor Ihnen."

Don José, der bis dahin dem Sprecher beinahe den Rücken zugekehrt gehabt, wendete sich zu ihm um, indem er die Hand der entgegengesetzten Seite auf die Stuhllehne stützte, um sich in dieser Stellung zu erhalten, und fixirte ihn einige Augenblicke, ohne die Lippen zu öffnen oder ihm irgend ein Zeichen von Theilnahme zu geben. Dann, seine frühere Stellung wieder einnehmend, ergriff er die Feder, um fortzuschreiben, und sagte mit der größten Gleichgiltigkeit:

„Nun, und?"

„Ich komme," erwiederte Gabriel, „damit Sie mir sagen, wer meine Eltern sind."

„Ich weiß es nicht," antwortete Don José, ohne in seiner Beschäftigung innezuhalten und bewogen durch seinen ersten natürlichen Impuls, etwas zu sagen, was demüthigen oder verletzen konnte.

Das neunzehnte Jahrhundert hat mit der Aufklärung — vielleicht als Schnuppe der vielen Lichter — eine große Phalanx von Angriffsmitteln erzeugt. Einige derselben sind es von Natur, andere werden es durch Berechnung oder durch Gewohnheit, noch andere durch Eintritt in die Phalanx, welche sicherlich den gewaltigen Vorzug, das ungeheuere Vorrecht, die große Auszeichnung besitzt, ganz und gar in der Mode und der eigentliche moderne Comment zu sein.

Die Friedensgesellschaft — an welche wir uns von ganzem Herzen und von ganzer Seele anschließen würden, wenn uns nicht jedesmal, so oft wir es versuchten, recht unzeitigerweise die Fabel einfiele von dem Wolfe, der, mit einem Oelzweige geschmückt, den Hund bereden wollte, sein Stachelhalsband abzulegen — diese Gesellschaft, so reich an Worten, aber ach! so arm an Resultaten, sollte dort im Lande der Erfindungen einen Preis aussetzen für die Erfindung eines Nichtbrausepulvers zum Niederschlagen der moralischen Galle, welche das Gemüth zum Angreifen aufstachelt, und sie selbst sollte eine gute Dosis davon nehmen. Da Don José diesen seinen Hang durch nichts bekämpft hatte, sagte er nach

einer Weile, als er sah, daß der schmerzlich überraschte Gabriel schwieg:

„Ich habe Dir ja gesagt, daß ich es nicht weiß; was willst Du noch?“

„Sie wissen es nicht?“ fragte Gabriel trostlos.

„Ich weiß es nicht,“ versicherte nochmals der harte und grausame Reiche, der es wohl wußte, der aber jetzt mit Ueberlegung bei der sündlichen Lüge beharrte, die unwillkürlich aus seinem Munde gekommen war.

„Das ist ja aber nicht zu glauben!“ murmelte Gabriel niedergeschlagen und fügte dann laut hinzu:

„Haben Sie nicht die ersten Monate für meine Pflege bezahlt? Sie hatten also doch irgend ein Interesse für mich?“

„Nicht das allergeringste,“ antwortete das Stachelschwein. „Man hat Dich an meiner Thür ausgesetzt; ich nahm Dich auf, bezahlte aus Mitleid die ersten vier Monate Deiner Verpflegung, und daran, scheint mir, hab' ich genug gethan. Wenn Du Viele fändest, die Dich vier Monate lang erhielten, könntest Du gut leben. Ich meines Theils beabsichtige nicht, mehr zu thun.“

„Ich komme nicht,“ erwiederte Gabriel stolz, „um von Ihnen zu verlangen, daß Sie mich erhalten

sollen. Ich habe Arme, Señor, und wem Gott Arme gibt, dem erspart er die Scham, Almosen anzunehmen. Ich komme, Sie um das zu bitten, was Sie wenig kostet und was Sie mir eigentlich geben müssen, um was ich Sie um der Wunden Christi willen bitte — irgend einen Fingerzeig über meine Herkunft."

„Niemand kann geben, was er nicht hat," erwiederte Don José ungeduldig, „und damit gut! Jetzt laß mich in Ruhe, ich bin kein Flachs, den man mürbe klopft." Und mit einer schulmeistermäßigen Miene und einem sententiösen Tone fügte er moralisch und philosophisch hinzu:

„Sei ein rechtschaffener und moralischer Mensch, ein eifriger Vertheidiger der heiligen Rechte des Volkes und der Freiheit des Vaterlandes und Du wirst der Sohn Deiner eigenen Thaten sein; das ist eine Herkunft, die zur Ehre gereicht. Uebrigens magst Du der Sohn des Scharfrichters oder eines Herzogs, eines Mulatten oder eines Granden, ein Kind der Liebe oder der Ehe sein, pah! was liegt daran."

Bei diesen Worten, die ihm wie ein grausamer Spott erschienen, ging Gabriel ohne zu grüßen fort und schlug die Thür heftig hinter sich zu.

„Der Teufel über den unverschämten Bauernlümmel!“ sagte Don José der Erste, aus seinem declamatorischen Ton in ein grobes Grunzen verfallend.

Gabriel kehrte trostlos nach Hause zurück. Tausend Pläne und Gedanken durchkreuzten sein Gemüth.

„Nein,“ sagte er zu sich selbst, „ich will nicht die Schlange sein, die ihren edeln Wohlthätern, welche sie an ihrer Brust geschützt haben, mit Undank vergilt; ich will gehen, ich will mich zum Soldaten anwerben lassen, denn in dieser Laufbahn hat der tapfere Mensch zwei Aussichten, eine, die ihn nicht abschreckt, die andere, die ihn aufmuntert.“

Indessen diese Entschlüsse fielen zu Boden vor dem gewaltigen Schmerze Anna's, als er sie dieser mittheilte.

„Gabriel!“ rief sie aus, „bedenke, was Du thust, Dein Weggehen öffnet mein Grab! Du willst gehen und Du sagst, Du liebst mich? Nicht der liebt stark, der es sagt, sondern der, welcher viel duldet.“

„Anna,“ antwortete Gabriel, „es gibt noch etwas Gebieterischeres und Stärkeres für den Menschen als die Liebe, nämlich seine Pflicht.“

„Deine Pflicht ist, auf mich Rücksicht zu nehmen, Gabriel," antwortete Anna.

In diesem schrecklichen Kampfe brachte Gabriel mehrere Tage zu und entschuldigte immer seinen Vater, wenn Anna sich über dessen Härte beklagte, bis er zuletzt in die tiefste Niedergeschlagenheit verfiel, als er sich in diesem bittern Meere sah, an dessen Horizonte keine Hoffnung für ihn auftauchte.

Kein Zweifel, daß man die Leidenschaften der Seele weit häufiger bei ungebildeten als bei gebildeten Menschen findet. Sei es, weil ihr Gefühl, obwohl weniger verfeinert, tiefer ist, oder sei es, weil sie des großen Linderungsmittels entbehren, welches den Gebildeten die Welt mit ihren Zerstreuungen bietet, genug, die Verwüstungen dieses Leidens treten öfter beim Volke hervor. „Das Herz ist ihm gebrochen!" Diese gewöhnliche Redensart verkündet oder erklärt oft das Ende eines Menschen, den ein großer Schmerz getroffen hat. Der scharfe Blick der Mutterliebe ließ Esthephania ängstlich die täglich größern Fortschritte des Wurmes verfolgen, der an dem Herzen ihres Sohnes Gabriel nagte.

An einem Festtage war die Familie bei Tische versammelt; Gabriel hatte nichts gegessen und Este-

phania heftete ihre thränengefüllten Augen auf das bleiche Gesicht ihres Sohnes, als urplötzlich mit raschen Schritten Señor Don José Sanchez eintrat, einen grimmigen Hund als Vortrab und einen bescheidenen Polizeidiener als Nachhut.

„Ew. Gnaden hier?“ sagte Juan Martin ruhig, indem er ihm entgegenging.

„Wo ist er? . . . Wo ist das Kind, das ich zur Pflege gegeben habe,“ erwiederte Don José, sich verschnaufend . . . „wo ist der Sohn meines besten, geliebtesten Freundes?“

Juan Martin trat auf die Seite, damit Don José Gabriel sehen könnte, welcher, an einen der Pfosten, welche das Dach stützten, gelehnt, den eilfertigen Herrn mit zorniger Verachtung ansah. Es lag eine so kalte Würde in Gabriel's eben so edler wie bescheidener Haltung, daß die Frechheit des Freundes seines Vaters größtentheils dadurch niedergeschlagen wurde.

„Sohn!“ rief er aus, mit einer parlamentarischen Entschuldigung beginnend, „das Geheimniß, welches die Umstände erheischten, hat mich genöthigt, mich von Dir fernzuhalten, um jeden Argwohn zu verscheuchen. Glaube indessen, daß ich Dich nie aus dem Gesichte verloren habe. Ich habe immer das

lebhafteste Interesse für Dich empfunden, aber ich habe dasselbe verhehlen müssen . . ."

„Und das ist Ihnen gelungen," unterbrach ihn Gabriel mit bitterm Lächeln. — „Aber sprechen Sie, sprechen Sie schnell, wer ist mein Vater? wer ist meine Mutter?"

„Dein Vater," erwiederte Don José, „ist der General Labrador, der mir soeben seine kürzliche Ankunft in Madrid angezeigt hat."

„Und meine Mutter, wo ist sie?"

„Die arme Frau starb, als sie Dir das Leben gab. Dein Vater, der sich in eine politische Angelegenheit verwickelt sah, mußte aus Sevilla fliehen; seine Frau, eine musterhafte Gattin, wollte sich von ihrem Gemahl nicht trennen. Bei ihrer Durchreise durch diese Gegend auf ihrer Flucht nach Portugal beherbergte ich sie auf einem meiner Güter, woselbst Du geboren wurdest und Deine Mutter starb. Da Dich Dein Vater nicht mitnehmen konnte, ließ er Dich in meiner Obhut und trug mir auf, über Dich zu wachen, was ich auch mit der nöthigen Verstellung gethan habe. Ich hörte nichts wieder von ihm und hielt ihn für todt, als sein Brief ankam, der mich mit hoher Freude erfüllte und mir nun erlaubt, den Schleier, welchen die Klugheit vorzuziehen ge-

bot, zu lüften. Er trägt mir in seinem Briefe auf, Dich unverzüglich zu ihm zu schicken. Reise daher ab, damit er sieht, daß ich seinen Auftrag vollführt, und daß er durch meine Hilfe sich rühmen kann, einen wohlgerathenen Sohn zu besitzen."

Es wäre schwer, die Wirkung zu beschreiben, welche diese so plötzliche Enthüllung auf die im Zimmer versammelten Personen ausübte, und die Gefühle, welche sie in ihnen erweckte. Es war ein Gemisch von Befriedigung und Schmerz, beide heftig und tief.

„Er geht! Ich verliere ihn! Aber . . . er geht mit Gott! Er wird glücklich sein! . . ." So dachte der redliche Mann und gute Vater Juan Martin, ohne sich im Geringsten darum zu kümmern, daß der Mann, welcher Gabriel so schändlich und grausam im Stiche gelassen hatte, als er ihn für verwaist hielt, sich jetzt das ihm selbst gebührende Verdienst um seine Erziehung anmaßte.

„Er geht! Er geht, der Sohn meines Herzens! Und meine arme Tochter wird er vergessen! Wozu, mein Gott, solch ein hoher Stand?" Diese Gedanken zogen nach dem ersten Erstaunen wie schwarze Wolken vor Estephania's thränenschweren Augen vorüber.

Onkel Matthias sank auf eine Bank und seufzte: „Er geht auch!"

Anna hatte sich in ihr Schlafzimmer zurückgezogen. Nur Eines hat dieses liebende Herz verstanden und sich wohl erklärt, und das war ihr wie ein Messer durch's Herz gegangen, nämlich die Trennung. Sie hatte sich auf ihr Bett geworfen und wiederholte unter Schluchzen: „Er geht! Er geht!"

Nur Gabriel, obwohl maßvoll und würdig, war vollkommen glücklich.

„Mein Sohn Gabriel," fuhr Don José fort, „Alles ist geordnet und bereit, daß Du morgen abreisen kannst. Sag' Deinem Vater, daß ich meine eigenen Reitthiere sowie meine Diener zu Deiner Verfügung gestellt habe. Du siehst, daß ich nicht mehr Eifer und Pünktlichkeit in der Erfüllung seiner Befehle beweisen kann. Nicht wahr?"

Gabriel bejahete die Frage mit einem Kopfnicken.

Eine Weile nachher trat Don José, welcher bemerkte, daß Alle zu bewegt waren, um sich in gebührender Weise mit seiner wichtigen Person beschäftigen zu können, seinen Rückzug an, sein grim-

miger Hund voran und sein demüthiger Gerichts-
diener hinterdrein.

Gabriel's Vater war wirklich ein alter Freund des Don José und diese Freundschaft datirte von gemeinschaftlich in ihrer frühen Jugend begangenen Streichen her.

Als der Erstgenannte, bei einem Aufstande gegen die Behörden in Sevilla compromittirt, nach Portugal fliehen mußte, suchte er, wie oben erzählt, Schutz auf einem Gute Don José's, wo sein Sohn geboren wurde und seine Gattin starb. Der Flüchtling ließ das Kind unter der Obhut seines Freundes nebst einer kleinen Summe, die er grade entbehren konnte, und setzte rasch seine Flucht fort. Nachdem das in den Händen des reichen Geizhalses gebliebene Geld verausgabt war, ließ dieser, wie wir gesehen haben, den Sohn seines Freundes vollständig im Stich, und derselbe wurde wie ein unbekannter Findling von der unendlichen Mildthätigkeit des armen, christlich gesinnten Volkes aufgenommen. Mehr als zwanzig Jahre waren vergangen und in Don José's durch die Habgier versteinertem Herzen war auch nicht einmal die Erinnerung an jenen, seinen Jugendfreund zurückgeblieben, als er einen Brief von ihm erhielt, datirt aus Madrid, wo er soeben ungerufen

angekommen war. Der Freund, der sich zwar etwas darauf einbildete, ein großer Redner, nicht aber ein gewandter Schreiber zu sein, hielt sich nicht damit auf, seine Lebensbeschreibung zu entwerfen, und theilte ihm nur mit, daß er sich auf einem Punkte des zerrütteten Amerika — der Tochter des armen Spanien, das mit seinen Kindern eben so viel Unglück hat, wie mit seinen Vätern! — ausgezeichnet habe, und nun aus jenem Asyl und gelobten Lande aller Abenteurer mit dem Generalsrange — der problematisch war — und einem kleinen Capitale in der Bank — womit es seine Richtigkeit hatte — zurückgekommen sei. Er hoffe, fügte er hinzu, daß Don José für die Erziehung seines Sohnes gesorgt habe, in welchem er einen guten Patrioten zu finden hoffe, und trug ihm schließlich auf, ihm denselben unverzüglich zu schicken.

Wir haben bereits gesehen, wie eifrig und pünktlich Don José den Auftrag ausführte, da er sehr wohl einsah, daß seine Freundschaft mit einem General, der sich in der Hauptstadt befand, ihm vortheilhaft sein konnte und in der That ein neuer Stoff zur Großthuerei war. Don José sah am rosigen Horizonte seiner Hoffnungen — einen Orden schimmern. „Kreuze gibt's zu viel," dachte er; „die

Regierung vertheilt deren von allen Arten allzu freigebig. Ein Orden ist nicht so gemein; er wird gut stehen auf meinem Rocke, welchen derselbe Schneider gemacht hat, der auch für den Senator X, den Herrn von Y, den Minister Z arbeitet. Orden! Orden! Das klingt gut und schmeckt noch besser."

Mit diesen heitern Gedanken vertrieb sich Señor Sanchez auf seiner Rückfahrt die Zeit. Inzwischen war es spät geworden, und ohne daß er es bemerkte, war der Mond, dieser Feind betäubenden Lärms und blendenden Glanzes, aufgegangen und glitt langsam am Himmel dahin, der so ruhig war wie er selbst, Alles, was er erreichen konnte, mit seinem Lichte beleuchtend, so sanft und melancholisch, wie es die Erinnerung thut!

Juan Martin's Hausthür öffnete sich, Gabriel schlüpfte hindurch und rief leise unter Anna's Fenster. Das Fenster öffnete sich geräuschlos, aber bevor noch Gabriel das Gesicht seiner Geliebten unterscheiden konnte, verkündete ihm schon lautes Schluchzen ihre Anwesenheit.

„Weine nicht, Anna," sagte er, „es geht mir durch's Herz."

„Soll ich nicht weinen, wenn Du weggehst?“ antwortete sie.

„Und wäre ich denn nicht auch weggegangen, wenn ich Soldat geworden wäre?“

„Ja, aber dann wärst Du zurückgekommen.“

„Und kannst Du glauben, daß ich jetzt nicht zurückkomme, Anna?“

„Ich fürchte es.“

„Und warum? Sag', warum?“

„Weil Dich Dein Vater nicht wird zurückkehren lassen wollen.“

„Weshalb glaubst Du das?“

„Weil er ein sehr stolzer Herr ist.“

„Wenn dem so wäre, was ich nicht glaube, so würden wir warten.“

„Das ist mir gleich, wenn Du nur zurückkommst.“

„Ich werde zurückkommen.“

„Wann?“

„Wenn nicht früher, so doch wenn ich großjährig bin.“

Anna schüttelte ihr reizendes Köpfchen und sprach mit neuem Weinen:

„Bis dahin wirst Du mich vergessen haben.“

„Sagst Du das im Ernst?“ fragte Gabriel erschrocken.

„Ja, denn der Vers heißt:

Denkst Du's mit mir aufzunehmen?
Sprach zur Liebe einst die Zeit,
Wisse, der Vermessenheit
Sollst Du bald Dich schämen!“

„Nun, wenn Du an die Beständigkeit meiner Liebe nicht glaubst,“ sagte Gabriel empfindlich, „wirst Du meinem Worte glauben, Anna?“

„Nun denn, schwöre mir, daß Du mich nicht vergessen wirst!“

„Genügt Dir mein Ehrenwort nicht?“

„Nein, ich will Gott zum Bürgen und die Engel zu Zeugen.“

„Nun denn,“ sagte Gabriel mit bewegter Stimme, „ich schwöre Dir, nie eine Andere zu lieben und zu heirathen als Dich! Ich schwöre es Dir bei der Brust, die uns beide gesäugt, bei dem Blute, das Jesus für uns vergossen hat! Und wenn ich meinen Schwur breche, so möge mein Schutzengel, der mich hört, mir den Rücken kehren und sich auf immer von mir entfernen. — Und kann ich auf Deine Liebe vertrauen, Anna?“

„Ob Du das kannst? . . . Wie auf den Glauben, durch den Du selig werden sollst, Gabriel! Und wenn ich Dich vergesse, so möge die heilige Jungfrau von den Schmerzen, wenn ich sie als Mutter anrufe, sagen: Ich kenne Dich nicht!“

Siebentes Capitel.

Am folgenden Tage reiste Gabriel ab.

„Lebe wohl, mein Sohn,“ sagte Juan Martin zu ihm beim Abschiede. „Ich habe Dich nicht unterrichten lassen können, wie es in den größern Orten geschieht, wo es Bücher und Lehrer im Ueberflusse gibt und tiefe und schöne Studien. Aber ich habe Dir die christliche Erziehung gegeben, die ich von meinem Vater erhalten habe, und das genügt, um Jemanden zum rechtschaffenen Menschen zu machen, was man in dieser Welt sein muß; denn ein rechtschaffener Mensch kann immer den Hut nach hinten tragen und nicht in's Gesicht gesenkt. Glaube ja nicht, mein Sohn, was heut zu Tage eine Menge ruchloser Menschen sagen, die ihre Lehren vom Engländer und Franzosen haben, daß die göttlichen

Dinge veraltet sind.*) Das sind sie niemals, denn Gott wird stündlich neu geboren; er ißt nicht und trinkt nicht, aber er richtet, was er sieht. Ueberdies hat es immer geheißen: Die Lüge gewinnt nicht dadurch, daß sie noch jung ist, und die Wahrheit verliert nicht durch das Alter. In weltlichen Dingen, mein Sohn, laß Dir zur Richtschnur dienen: Wenn Ehre und Vortheil nicht zusammen in einen Sack gehen, so halte Dich an die Ehre, denn Vortheil ohne Ehre ist für Schufte, und zwei Dinge muß der Mensch haben, um ein rechter Mensch zu sein, Ehre ohne Makel und ein Gewissen ohne einen Wurm. Was die Dinge von dort oben anbelangt, so brauchst Du, um sie Dir immer gegenwärtig zu halten, Dich nur des Spruches zu erinnern:

Seit dem Tag, wo wir geboren,
Gehen wir dem Tod entgegen;
Nichts ist so gewiß uns Allen
Und nichts wird so leicht vergessen.**)

Das ist mein Unterricht, Gabriel. Vergiß ihn

---

*) Das heißt, daß Gott nicht unmittelbaren Antheil an den Dingen nimmt, sondern den Menschen nach freier Willkür handeln läßt. Anm. d. Verf.

**) Was für Grundsätze! Und alle wörtlich den Leuten aus dem Volke abgelauscht und wiedergegeben.

Anm. d. span. Herausgebers.

nicht. Denn so einfach er auch ist, so stammt er doch von Gottes Geboten und vielleicht rechtmäßiger als der erhabenste Unterricht der Schriftgelehrten. Denn die Schriftgelehrten haben den Gerechten verurtheilt, wogegen die einfachen Hirten die Ersten gewesen sind, die ihn angebetet haben, und gemeine Fischer seine ersten Jünger waren. Denn kein hochmüthiger „Ich weiß es“ war's, auf welchen der Herr seine heilige Kirche baute, sondern ein armer reuiger Fischer, dem dieses Glück zu Theil wurde, nicht wegen seines Wissens, sondern wegen seiner Liebe und seiner Thränen.“

„Vater,“ antwortete Gabriel, „zwei Dinge bleiben in meinem Herzen mein Leben lang und werden mir nur mit diesem entrissen werden: die Lehren, die Ihr mir mit Wort und That eingeprägt habt, und die Liebe und Dankbarkeit, die ich gegen Euch hege. Und jetzt, Vater, wo ich einen Namen und eine Herkunft habe, darf ich Euch um eine andere Gunst bitten, welche dem Allen die Krone aufsetzen wird, nämlich: daß Ihr mir Anna zur Frau gebt.“

„Sohn,“ antwortete Juan Martin, „ich wünschte nicht, daß Ihr beieinander bliebet, und gebe meine Zustimmung nicht dazu. Du wirst in ein neues

Leben eintreten und binnen Kurzem wird Dir Alles anders erscheinen als jetzt.“

„Und weil einige Dinge sich verändern, fürchtet Ihr, Vater, daß auch ich mich verändern könne?“

„Das sage ich nicht; ich sage nur, daß Du, ohne Deinen Sinn zu ändern, Deine Ansichten ändern kannst, und dann wirst Du erkennen, daß Anna in jenen hohen Regionen eine Fremde sein würde. Und ich will nicht, daß meine Tochter irgendwo über die Achsel angesehen werde, wenn sie in ihrem Hause bleiben kann, wo sie wie eine Prinzessin betrachtet wird. Denn, mein Sohn, der Vogel lebt und singt nur gern in dem Thale, wo er sein Nest hat.“

„Das glaube ich auch,“ rief mit Herz und Seele Gabriel aus, „und der Vogel bin ich und mein Thal ist Valdeflores; dahin werde ich zurückkehren, so wahr Gott mir Leben und Euch Gesundheit schenke.“

„Legen wir die Zukunft in Gottes Hand, Gabriel,“ erwiederte Juan Martin. „Die Zeit macht Alles ohne Jemandes Hilfe, und magst Du nun zurückkehren oder nicht, der Segen Deines Vaters vom Lande wird immer mit Dir sein.“

Gabriel kam in Madrid an. Das Wiedersehen

zwischen Vater und Sohn war nicht herzlich und konnte es nicht sein, und Beide waren daher, wie man denken kann, sehr wenig von einander befriedigt. Gabriel legte seinem Vater respectvoll seine Wünsche dar, nach dem Dorfe zurückzukehren, wo er erzogen worden und das er so lieb gewonnen hatte. Sein Vater lachte ihn aus, und als Gabriel mit Bitten in ihn drang, hieß der General ihn mit aller Autorität eines Vaters und dem härtesten Despotismus schweigen. Denn — noch immer gibt es Despotismus. Man hat dieses große Damoklesschwert zur Erde geworfen, zerbrochen und aus ihm eine zahllose Menge Dolche gemacht und vertheilt.

„Wie anders ist doch dieser Herr als mein Vater Juan Martin!“

Diesen Gedanken, der nach der Zusammenkunft in seinem Gemüthe aufstieg, suchte Gabriel vergebens von sich zu weisen. Bei jeder neuen Unterredung trat derselbe klarer und bestimmter vor seine Seele.

„Was für ein dummer, ungebildeter und unwissender Bursch!“ dachte der Vater verdrießlich, „was für eine Erziehung hat ihm der dumme

Bauer, der Sanchez, gegeben. Diese Korkeiche muß gehobelt werden."

Das Resultat dieser Betrachtungen war, daß der General seinem Sohne Lehrer gab, deren Unterrichtsstunden er fleißig besuchen mußte, und da Gabriel wenig mittheilsam und ein großer Freund der Einsamkeit war und überdies einen lebhaften Verstand und ein gutes Gedächtniß besaß, so widmete er sich bald mit eben so viel Vergnügen wie Nutzen den Studien.

Dazu kam, daß Gabriel bei seinem Vater wenig Liebe fand, wenig Anziehendes und noch weniger Verführerisches in dem männlichen Kreise, in welchen der General ihn einführte, und wenig Reiz in den geräuschvollen Vergnügungen. Kurz, Gabriel, der in Ansichten, Neigungen, Gewohnheiten und Sitten sich von Allem, was ihn umgab, abgestoßen fühlte, gab sich ganz seinen Studien hin, welche seinen Thätigkeitsdrang beschäftigten, seinem Geschmacke zusagten und sein Leben ausfüllten. Und das war ein Glück; denn Unthätigkeit würde in dem fremden und zurückstoßenden Kreise, in welchem er sich befand, seine Lage unerträglich gemacht haben. Die Folge von dem Allen war, daß Gabriel in einem Systeme der Vereinzelung und Zurückgezogen-

heit fortlebte, welche Vater und Sohn vollständig einander entfremdeten.

„Er ist ein Schwächling," sagte der General zu seinen Genossen, wenn von seinem Sohne die Rede war, „er ist zu nichts zu gebrauchen, er hat keine Energie. Seine Lehrer behaupten, er habe viel Verstand, ein starkes Gedächtniß, leichte Fassungsgabe und viel Lernbegierde. Aber diese Liebe zum Wissen geht so weit, daß er sich ganz in sich selbst und seine Bücher verkriecht, und dadurch ist er apathisch geworden, das Schlimmste, was ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts sein kann. Ich gebe die Hoffnung auf, daß er jemals ein hervorragendes, begeisterungsvolles Mitglied unserer gegenwärtigen politischen, moralischen, socialen, nationalen, religiösen, doctrinalen, legislativen, vocalen und instrumentalen Regeneration werden wird. Aber ich hoffe, er wird ein nützliches Mitglied zum Zerstören werden, eine, wenn auch nicht schwere, doch sehr nützliche Wissenschaft heut zu Tage, und er soll mit der Feder, dem großen Mauerbrecher bei diesem Unternehmen, helfen, das veraltete, verfaulte und morsche sociale Gebäude niederreißen, welches Barbarei und Unwissenheit mit ihren Kindern, dem Aberglauben und dem Despotismus, errichtet haben

und das keine weitere Frucht getragen als die Inquisition, die uns in's Verderben gestürzt, und die Mönchsorden, die uns verthiert haben. . . ."

Dieser speech wurde lebhaft beklatscht.

„Welche historischen Kenntnisse!" rief ein bekannter Freischaarenführer aus.

„Welche hohe Aufklärung!" rief ein Aspirant auf die Redaction einer neuen Zeitung, welche der General unter dem Programme: „Das Volk ist Gott und wir sind sein Prophet" gründen wollte.

Mit andern ähnlichen Reden, in welchen eine Portion Ausdrücke, wie sie die Esperanza*) hohl nennt, eine äußerst glänzende Rolle spielten, pflegte der General auch seinen Sohn zu erfreuen. Dadurch glaubte er ihn in denselben Ideen zu bestärken wie die Bücher, denn als Sohn der Bellona, der keine Art von Erziehung erhalten hatte — er mochte sich wohl auf Schlachtfeldern und Breschen am feindlichen Pulver die Haut verbrannt haben, über den Büchern aber hatte er sich nie die Wimpern versengt**)

*) Eine bekannte Madrider Zeitung. Anm. d. Uebers.

**) Chamuscarse las pestañas, sich die Augenwimpern versengen, ist im Spanischen ein bildlicher Ausdruck für: viel studiren. Anm. d. Uebers.

— glaubte er, alle gedruckten Bücher sagten dasselbe wie diejenigen, welche seinen Meinungsgenossen als Text dienten. Die Einfalt, die man für verloren hielt, ist nicht verloren gegangen; sie hat nur ihren Wohnsitz gewechselt. Sie findet sich nicht mehr in den Herzen, aber sie findet sich noch — in manchem Verstande! Wie schade! Früher wohnte sie besser!

Auf diese Weise waren etwa drei Jahre vergangen, an deren Schlusse der General eines Morgens zu seinem Sohne sagte:

„Ich hoffe, daß Du Dein widerwärtiges Leben eines menschenscheuen Philosophen und stummen Weisen nun nicht länger wirst fortsetzen wollen. Glaube auch nicht, daß ich Dich fortan wie bisher auf meine Kosten werde fortvegetiren lassen.“

Gabriel, in dessen Charakter, wie schon gesagt, der Gleichmuth einen hervorstechenden Zug bildete, antwortete seinem Vater:

„Señor, ich beabsichtigte grade über denselben Gegenstand mit Ihnen zu sprechen. Ich bin nun fünfundzwanzig Jahre alt und glaube, daß ich selbst an mein künftiges Schicksal denken kann.“

„Selbst denken!“ rief erstaunt der Antagonist des Despotismus aus, indem ein kaltes und verächtliches Lächeln um seinen Mund spielte; „nun,

laß doch sehen, laß doch sehen, was das junge Herrchen auf dem erhabenen Gipfel seines abstracten Verstandes gedacht hat."

„Sie werden sich erinnern," erwiederte Gabriel ruhig, „daß ich, als ich hierherkam, Ihnen sagte, daß ich den Stand, in welchem ich erzogen worden, nicht verlassen wollte. Ich sagte Ihnen, daß ich in der ruhigen Sphäre, in welcher ich aufgewachsen, zu bleiben wünschte, denn damals, wo ich noch nichts wußte, dachte ich nicht und denke auch jetzt nicht, wo ich etwas weiß, daß der Mensch darum, weil er arm ist, oder ein Leben darum, weil es unbekannt ist, weniger werth sei.

Sie wollten meinen Wunsch nicht erfüllen, Sie wollten, daß ich meinen Geist bilden und etwas lernen sollte, weil Sie glaubten, daß dies meine Ansichten ändern und mir andere Neigungen beibringen würde. Ich gehorchte Ihnen als meinem Vater und Herrn. Jetzt aber, wo ich mich aus Büchern unterrichtet und durch die Praxis diese unruhige, rastlose, böser Leidenschaften volle und vom Ehrgeiz verzehrte Welt kennen gelernt habe, wiederhole ich Ihnen mit der Ruhe vollständiger Ueberlegung ganz dieselben Worte, die ich Ihnen bei

meiner Ankunft sagte; denn Alles, was ich hier gesehen habe, ist mir zuwider, und ich bin überzeugt, daß die Menschen, welche in der Sphäre, die Sie die gebildete nennen, wirken, weniger werth sind als die, welche ich nie aus ihrem unbekannten und friedlichen Wirkungskreise habe herausgehen sehen. Und das bestätigt ein deutscher Dichter und Denker, welcher sagt: „Gemeine Naturen zahlen mit dem, was sie thun, edle mit dem, was sie sind.“ *)

Der General war so erstaunt über die Rede seines Sohnes, daß er nicht wußte, was er ihm antworten sollte, und Gabriel, als er sah, daß sein Vater schwieg, fuhr fort:

„Aber, Señor, ich möchte Ihnen keinen Kummer machen; hatten Sie vielleicht andere Absichten mit mir?“

„Natürlich habe ich die, und wie sollte ich glauben, daß Du andere hättest!“ rief der General wüthend aus. „Konnte ich denken, daß Du bei Deinen niedrigen Neigungen und schlechten Bestrebungen verharren würdest, nachdem ich Dich beinahe drei Jahre an meiner Seite gehabt, Dich den jungen Männern Deines Standes und Deiner gesellschaft-

*) Schiller.

lichen Stellung gleichgestellt, Deine niedrigen Bestrebungen zu veredeln und Deinen Geist zu bilden versucht habe? Und jetzt sehe ich, daß Du noch eben so einfältig, bäuerisch und gemeingesinnt bist als an dem Tage, wo Du ankamst. Was haben Dir nun Deine Bücher und Deine Studien genützt?"

„Viel, Señor, viel. Sie haben mir dazu gedient, mich in der instinktmäßigen Ueberzeugung zu bestärken und zu befestigen, daß die Grundlagen und Quellen eines guten und glücklichen Lebens ein rechtschaffenes Herz, eine christliche Erziehung und eine natürliche und einfache Existenz sind, daß der Verein dieser drei Dinge die Praxis jener beredten moralischen Redensarten und jener ästhetischen Eingebungen der Dichter sind, die in Ihrer Welt nur Theorien bleiben. Was ich gelernt habe, hat mir überdies bewiesen, daß die höchste Bildung nur das lehrt, was wir von der Zeit an lernen, wo man uns den Katechismus lehrt, nämlich, daß mehr Größe und Hoheit in der Erfüllung einer Pflicht liegt, auch wenn dieselbe eine bescheidene und niedere ist, als in jener Lakaienphilosophie, welche darin besteht, Alles, was wirklich die menschliche Natur

zu erheben im Stande ist, wegzuleugnen und zu verachten."

„Aber . . . was redest Du hier von Pflichten?" rief sein Vater aus; „was sind diese Pflichten für Dich?"

„Señor, Sie wissen, daß es eine Frau gibt, welche die verlassene Waise mit Mutterliebe an ihrer Brust nährte; Sie wissen, daß es einen Mann gibt, der den hilflosen Findling aufnahm, erzog und zum Menschen machte und der die Hälfte seines kleinen Besitzes verkaufte, um ihn von der Conscription zu befreien. Was Sie aber nicht wissen, ist, daß diese Leute eine einzige Tochter haben, welche die süße Schwester meiner verlassenen Kindheit gewesen ist."

„Und die hast Du verführt?" sagte der General lächelnd.

„Nur Sie, Vater, dürfen mich einer Nichtswürdigkeit fähig halten, ohne daß ich auf eine solche Beleidigung so erwiedere, wie mir's zukommt! Ich liebe sie und habe ihr mein Wort gegeben, sie zu heirathen."

„Das Wort eines Knaben, das der Wind verweht! Wenn Du sie nicht verführt hast, so sehe ich nicht, in wie fern Du irgend etwas gesagt hast, das auch nur im Geringsten mit dem

hochtönenden Worte Pflicht etwas zu thun hätte."

„Nun, dann will ich Ihnen sagen, Señor, was ich unter Pflicht verstehe, ich, der ich meine Erziehung und meinen Unterricht vom Volk erhalten habe, nicht von dem Volke, welches Sie und Ihres Gleichen „aufgeklärt" haben, sondern von dem ehrenhaften, edeln Landvolke, welches, wie der Schiffer zwischen dem aufgeregten Meere und dem Himmel, einzig zwischen diesem und der blumigen Erde lebt, die uns trägt, uns ernährt und erfreut, und uns, wenn wir todt sind, in ihrem Schooße vor Entweihungen birgt. Ich gehöre diesem friedfertigen Volke an, welches durch's Leben geht ohne andern Wegweiser als seinen Pfarrer, ohne andern Unterricht als Gottes Gesetz, ohne philosophische, materialistische und epikuräische Erklärungen unsers Durchgangs durch die Welt und nur mit der einfachen, christlichen Erklärung ihres Zweckes: Leben, um zu arbeiten, und sterben, um auszuruhen."

„Genug, genug mit dieser himmlischen Musik," sagte der General.

„Sie haben das, was ich sagte, recht gut bezeichnet," erwiederte Gabriel. „Der Glaube, der unsern Großvätern heilig war, ist es auch für ihre

Enkel geworden. Aber ich mußte diese Antecedentien anführen, um Ihnen zu sagen, daß aus diesen christlichen Grundlagen in Verbindung mit seinem ritterlichen Sinne das spanische Volk sich ein Gesetzbuch der Ehre gebildet hat, dessen Vorschriften für mich unumgängliche Pflichten sind."

„Und was sagt dieses Gesetzbuch, dieses Gemisch von Gewissen und Ehre dieser „Ritter von der Tafelrunde," worauf Du Dich mit so schulmeisterlichem Tone beziehst, um Dich der Canaille gleichzustellen?" fragte der General mit bitterm Hohn.

„Señor," antwortete Gabriel mit fester Stimme, „dieses Gesetzbuch nennt den Undankbaren einen Menschen von schlechter Geburt."

Der General zuckte die Achseln.

„Dieses Gesetzbuch," fuhr Gabriel in demselben Tone fort, „drückt dem, welcher schwört und seinen Eid bricht, mit glühendem Eisen das Wort Ehrloser auf die Stirn."

Der General machte eine Bewegung der Ungeduld.

„Es schreibt vor, Señor," fuhr Gabriel fort, „daß auf den, welcher ein Weib hintergeht und sie verläßt, nachdem er versprochen hat, sie zu hei-

rathen, mit Fingern gezeigt werde und daß man ihn einen Schurken nenne."

Der General wollte reden, aber Gabriel fuhr, ohne sich unterbrechen zu lassen, fort:

„Und dann, Señor, straft dieser Codex der Ehre und des Gewissens Denjenigen, welcher Vater und Mutter, die ihn zeugten, im Alter verläßt, und schreibt vor, daß man einem Solchen in's Gesicht speie."

Bei diesen letzten Worten wurde der General feuerroth, als wenn ihm die Kehle mit einem Strick zugeschnürt würde; dann erblaßte er wieder und heftete einen schrecklichen und forschenden Blick auf seinen Sohn. So blieben Beide einige Augenblicke, der General zitternd, erschrocken wie die Schuld, Gabriel ruhig und gelassen wie die Unschuld.

Beim Anblicke von Gabriel's bescheidener Ruhe wurde der General allmälig seiner Aufregung Herr und murmelte zwischen den Zähnen: „Nein, er weiß es nicht! Wer hätte es ihm sagen sollen." — Dann stand er auf und sagte anmaßend und hochfahrend zu seinem Sohne:

„Vor allen Dingen, hast Du wohl überlegt, was für Gefahren Du Dich aussetzest, wenn Du Dich in offenen Aufstand gegen mich erklärst?"

„Komme, was da will, der Starke erwartet," antwortete Gabriel auf seines Vaters unmotivirte Drohung.

„Du hältst Dich für stark, armer Thor?"

„Ja, Señor, denn ein englischer Dichter*) sagt: Ein gutes Gewissen ist so gut wie tausend Schwerter. — Aber, Señor," fügte er mit unerkünstelter Mäßigung hinzu, „weshalb drohen Sie mir? Womit kann ich Sie beleidigt haben? Haben Sie mich nicht gelehrt, daß der Mensch frei ist? Haben Sie mir nicht tausendmal wiederholt, daß er sich Keinem unterwerfen, vor nichts sich beugen soll, nicht einmal vor den religiösen Pflichten, welche Sie abergläubische Vorstellungen nennen, nicht vor den bürgerlichen, welche Sie Despotismus heißen, nicht vor denen der Gesellschaft, welche Sie Fesseln und veraltete Dinge nennen? Und ich allein sollte diese Freiheit nicht haben, um bei meiner Volljährigkeit bescheidentlich über mein Schicksal verfügen und das erfüllen zu können, was ich als süße Pflichten des Gewissens und des Herzens ansehe? Weshalb nicht?"

„Weil ich nicht will, daß Du von dem hohen

*) Shakspeare.

Stande, zu welchem Du gehörst, hinuntersteigen sollst."

„Sagen Sie nicht, wir seien Alle gleich?"

„Wenn wir auch gleich sind, kann Jemanden doch sein Verdienst über Andere erheben."

„Dazu ist zweierlei nöthig, Señor, nämlich Verdienst, und das hab' ich nicht, und der Wille, und den hab' ich auch nicht. Denn ich ziehe dieser steilen Höhe, auf welcher man mit allen Arten von Waffen kämpft, die friedliche Lieblichkeit meines Thales vor."

„Wieder diese poetischen Faseleien, dieser romanhafte Unsinn!" rief der General, mit dem Fuße stampfend; „sprechen wir vernünftig. Ich habe Deine Heirath mit Sanchez' Tochter besprochen, der ihr nicht nur eine gute Mitgift geben wird, wenn man ihm einen Orden verschafft, auf welchen er erpicht ist, sondern der auch seinem Schwiegersohn in seinem Districte die Stimmenmehrheit zum Deputirten verschaffen wird."

„Deputirter, Señor? Scherzen Sie?"

„Und warum solltest Du nicht Deputirter werden? Die Bescheidenheit ist nicht mehr an der Zeit."

„Warum? Habe ich denn die Stellung, das Vermögen, die Kenntnisse, die Erfahrung, die Popu-

larität, die Bedingungen, welche nothwendig sind, das Land in einem Congresse zu vertreten und diesem jene Würde und jenen Nimbus zu verleihen, den er haben muß."

„Laß die Theorien und die klingenden Ausdrücke bei Seite und sei ein praktischer Mensch, sonst wird man sich über Dich lustig machen. Bist Du einmal Deputirter, so wird es leicht sein, Dir eine gute Anstellung zu verschaffen. Unaufhörliche Opposition, bis Du sie hast, das ist die Taktik. Entweder Du bekommst sie oder Du verschaffst Dir dadurch Dein Dienstzeugniß für den Fall einer Ministerveränderung. Ich hoffe, diese glänzende Zukunft wird Dich anlächeln."

„Nein, Señor," sagte Gabriel mit fester und ruhiger Stimme.

„Wie, Du Dummkopf, das Alles wolltest Du zurückweisen? Und warum?"

„Da meine vorhin angeführten Gründe, weil sie häuslichen Ursprungs waren, wie es scheint, nicht überzeugend für Sie sind, so will ich Ihnen ein Motto sagen, welches in grauen Zeiten eine erlauchte französische Familie zu dem ihrigen machte und welches ich, obwohl bescheidener Herkunft, zur Richtschnur meines Lebens gemacht habe. Deshalb

will ich eben so entschieden das erfüllen, was ich für meine Pflicht halte, wie ich entschlossen Alles ablehne, was Sie mir vorgeschlagen haben. Die Regel heißt: Ehre ist mehr werth als Würden."

„Fort aus meinen Augen und laß mich Dich nie wiedersehen!" rief der General, seinem unterdrückten Zorne Luft machend.

„Wollen Sie mir wenigstens, bevor wir uns trennen, Ihre Genehmigung geben, ohne welche ich nichts ausführen möchte?" fragte Gabriel respectvoll.

„Ich verspreche Dir," antwortete der General, indem er das Zimmer verließ, „mein gänzliches Vergessen, meine vollständigste Verachtung und daß ich dafür sorgen werde, daß nicht ein Cuarto von Allem, was ich besitze, jemals in Deine unwürdigen Hände gelangen soll."

Gabriel traf sofort die Anstalten zu seiner Abreise, verkaufte die kleinen Luxusgegenstände, die ihm unentbehrlich gewesen waren, um sich in dem modischen Kreise zu bewegen, sowie all sein Zeug, seine Waffen und was er sonst besaß. Der Erlös daraus in Verbindung mit dem, was sein Vater ihm für die genannten Bedürfnisse der eleganten

Jugend und für das, was der gute Ton verlangte, wie Havannahcigarren, Parfüms, Toilettengegenstände und anderen Zubehör des frivolen Lebens gegeben und das er sich aufgespart hatte, machte eine so bedeutende Summe aus, daß er darüber erstaunte und daß sie einige Betrachtungen bei ihm erregte.

„Wenn," dachte er, „die Eitelkeit den Luxus nicht geschaffen hätte, so hätte ihn sicher die Menschlichkeit geschaffen! Sie hätte dies große Loch in die Kasten der Reichen und Mächtigen gemacht, um ihren Inhalt auf die Künste, Industrie, den Handel und die Handwerke auszuschütten. Daß aber auch auf diesen Luxus, dieses Vorrecht der Reichen, Alle Anspruch machen! Daß man daraus ein Gemeingut machen will, wodurch man ihn doch nur zu einer Maske macht, hinter welcher sich Armuth, Unbedeutendheit, Nichtigkeit und Gewöhnlichkeit verbirgt! Daß, um diese Maske anlegen zu können, der Mann nicht selten seine Rechtschaffenheit, das Weib ihre Tugend opfert! Und daß dann dieser eitle Flitter das Skelett des Elends der Seele und die Würmer des Gewissens bedeckt! Das ist entsetzlich! Der Luxus ist eine Livree der Eitelkeit, unwürdig eines in edler Weise unabhängigen Men-

schen und ungeziemend für den Ehrenhaften, welcher der Mittelclasse angehört oder wenig Vermögen besitzt."

Unter diesen Betrachtungen warf Gabriel mit Widerwillen den eleganten Cashmirschlafrock, welchen ihm sein Vater vor Kurzem mit aus Paris gebracht hatte, ab, nahm mit innigem Vergnügen die hübsche Gebirgsbauerntracht, in welcher er in seines Vaters Haus gekommen war, aus dem Schranke, zog sie an und athmete freudig auf, indem er ausrief:

„Frei! Frei! Frei mit Dir! Frei, wie Gott den Menschen haben will! Frei von Ehrgeiz, frei von Lasten, frei von Sorgen, frei von bösen Leidenschaften, frei von Haß und Neid, frei von verdrießlichen Händeln, frei von Gewissensbissen! Frei wie die Wolke, die fliegt, frei wie der Vogel, der singt, frei wie ein gesundes Herz, das leicht wie jene, singend wie dieser sich zu Gott erhebt! Wie viel lieber ist mir das schlichte und weiche Asbestkleid der Bescheidenheit! Wie viel lieber die Stille als der Lärm, der Frieden als der Kampf, die Dunkelheit als der Glanz der Freudenfeuer."

Achtes Capitel.

Der Tag neigte sich. Natur und Elemente waren so still, als ob sie, ohne es zu bemerken, aus der Ruhe in den Schlaf übergingen, wie der Gerechte vom Leben zum Tode. Die Blätter der Bäume, diese unruhigen, klatschsüchtigen Gevatterinnen, waren unbeweglich und schwiegen, wie von einer boshaften Sylphide magnetisirt. Das Schweigen war so vollständig, daß man hätte glauben können, die Atmosphäre bilde eine feste Krystallmasse und lasse nichts in sich hinein noch heraus, hätte sie nicht von Zeit zu Zeit den Duft der Cista, zur Erinnerung an ihre Freundinnen auf dem Felde, Anna zugeführt, welche in ihrem Hause dicht an der immer offenen Straßenthür saß und ihren Kopf an dieselbe lehnte. Sie richtete ihre Blicke auf den Mond, der vom Lichte des Tages noch so bleich

war wie sie selbst vom Schmerze der Trennung, und sang mit sanfter und klagender Stimme in einer langsamen und traurigen Weise: *)

„Mit dem Monde sendet mir
Botschaft der Geliebte,
Antwort mit dem Morgenstern
Schick' ich, die Betrübte.

Lieber will ich auf ihn harr'n
Viele, viele Jahre,
Eh' der Täuschung bittern Gram
Ich von ihm erfahre.

Alle Blumen sprechen leis',
Wenn die Sonne scheidet:
Dahin geht sie, die so schön
Uns in Farben kleidet.

Wissen möcht' ich, wenn ich heut'
Aus dem Leben schiede,
Wer wohl zu mir spräche dann:
Deiner Seele Friede!"

Hierauf blickte Anna auf den Onkel Matthias, der, an der äußern Seite der Thür sitzend, sich zu ihr hingebogen hatte, um ihren Gesang besser hören

*) Wir lassen, wo es immer angeht, das Volk am liebsten selbst seine Gefühle aussprechen. Wie könnte man, wie es, so viel Empfindung, so viel Poesie mit so viel Natürlichkeit in so wenige Worte einschließen? Anm. d. Verf.

zu können. Der arme alte Mann, schon über neunzig Jahre alt, war noch immer gesund und aufgeräumt, als ob die Mildthätigkeit, die für ihn sorgte, das gute Werk durch Erhaltung des Gegenstandes desselben verlängern wollte. Denn wenn das dem Guten entgegengesetzte Princip, das heißt der Feind des Heiligen und Guten, dem Menschen unaufhörlich Gelegenheiten zum Bösethun in den Weg stellt, werden unsere guten Engel, obwohl wir sie so oft unbeachtet lassen, nicht müde, uns Gelegenheiten zum Guthandeln zu Tausenden darzubieten.*)

Anna, welche wußte, wie sehr Onkel Matthias den Gabriel liebte, lächelte bei dem traurigen und theilnehmenden Blicke des Alten, zwar nicht mit freudigem, aber mit süßem Lächeln, mit jenem Lächeln, welches dem Gesicht einen gleichzeitig schönen und traurigen Ausdruck verleiht, wie die Weide einer Landschaft. Und wie um die liebevollen Gesinnungen, welche Beide für den Abwesenden empfanden, in directere Berührung mit einander zu bringen, sprach sie:

„Wird er wiederkommen?“

Der Gefragte, der sich alles dessen erinnerte,

*) Daher findet sich unter den guten Fragen im Gebetbuche auch immer die Mahnung an das Gewissen: Hast Du der Gnade widerstanden? Anm. d. Verf.

was er geliebt hatte, das heißt, seiner Frau, die todt war, und seines Sohnes, der ihn für immer verlassen hatte, antwortete, sein graues Haupt schüttelnd:

„Ach, meine Tochter, die Todten stehen nicht wieder auf und die weggehen, ... kommen nicht wieder!“

Da rannen die Thränen, welche langsam und ruhig, wie Töchter der Schwermuth, über Anna's Wangen liefen, rascher und reichlicher, wie Töchter des Schmerzes.

„Er wird nicht wiederkommen?“ rief sie aus; „und das sagt Ihr? Dann sehe ich, daß nur die Liebe Glauben und Hoffnung hat. Ja, er wird wiederkommen, er wird wiederkommen, Onkel Matthias! Denn in meiner Brust habe ich einen sicherern Propheten als Ihr.“

Estephania, die mit ihren häuslichen Arbeiten beschäftigt gewesen war, kehrte in diesem Augenblicke zurück und hörte Anna's letzte Worte.

„Tochter meines Herzens,“ sprach sie, „weshalb vertraust Du auf ungereimte Dinge und erwartest Unmögliches? Denkst Du denn etwa, daß Gabriel, der Sohn eines der vornehmsten Herren „bei der Regierung,“ der seinen Sohn auch für

solch eine hohe Stelle bestimmt, zu uns gemeinen Bauern zurückkehren wird? Das heißt mit sehenden Augen blind sein wollen, Herzenstochter; solche eiteln Gedanken mußt Du Dir vernünftigerweise aus dem Sinne schlagen. Glaubst Du, einfältiges Kind, der Gabriel, der mitten unter vornehmen Leuten lebt, da wo die Königin ist, werde sich Deiner erinnern?"

„Du kennst Gabriel nicht, Mutter."

„Ich sollte ihn nicht kennen und habe ihn geboren? — Nein, nein, nicht geboren, aber an meiner Brust gesäugt. Aber, liebe Anna, wäre er auch, wie er es wirklich ist, besser als Brot, edler als Gold und vollkommener als Gottes Lohn, er wird in der Welt nicht rückwärts gehen, wird nicht Königsbrot und Bauernbrot in einer Mulde backen. Wie sollte er das! Gott hat uns den Sohn, Dir den Bräutigam nehmen wollen; es bleibt nichts übrig als sich darein zu finden. Und wenn Dein Kummer am größesten ist, habe vor Augen, was das christliche Gebot sagt:

Das Schwerste, was Dir beschieden,
Trage gelassen, o Herz,
Die allerschärfste Feile
Reinigt am besten das Erz."

Die gute Estephania, welche ihrer Schwäche Kraft abgewonnen hatte, um ihre Tochter zu leiten, schwieg nach diesen Worten, denn die Thränen ihres Herzens erstickten die Worte ihres Verstandes.

Da trat Juan Martin ein, welcher aus dem Dorfe kam. Hast Du Don José gesehen? Hast Du von Ihm gehört?" fragte seine Frau begierig.

„Ich habe ihn gesehen," antwortete der Gatte, „habe ihn gesehen, diesen Don José, der stolzer ist als ein Wimpel und härter als ein Felsen. Er wollte eben auf's Pferd steigen und nach Higuera reiten, wo er wieder einen Armen unglücklich gemacht, indem er ihm einen Kastanienwald, auf den er ihm eine kleine Geldsumme geliehen, die der am Verfalltage nicht pünktlich bezahlen konnte, hat wegnehmen lassen. Ich fragte nach Ihm. — Er ist wohl, er ist wohl, sagte er. Aber was geht das Euch an? Denkt Ihr etwa, ich sei das Gesundheitsbulletin in der Zeitung und müsse Euch alle Augenblick Auskunft geben, wie die Leute sich befinden? Alle Dinge haben ihre Grenze. Ihr habt jetzt nichts mehr mit Gabriel zu thun. Wollt Ihr etwa, daß ich seinen Vater noch um eine Belohnung für seine Erziehung für Euch bitten soll, so kommt Ihr an den Unrechten; denn um etwas gebeten zu

werden, gefällt Niemandem. Also das thut selbst, denn ich habe mich nie für Jemand verwandt als für mich selbst, und damit ... Gott befohlen! Kommt mir nicht wieder mit Eurer Quälerei und eben so wenig laßt Eure Frau kommen; denn die Weiber sind, wenn sie etwas verlangen, wie die Schafläuse, nicht loszuwerden."

„Jesus!" rief Estephania aus, „das hat er gesagt?"

„Ja, und ich hörte es an, ohne ein Wort zu sprechen, denn was könnte man dem, der solche Reden führt, sagen? Das hieße einen Mohren weiß waschen wollen. Aber," fügte Anna's Vater, seine Bewegung versteckend, hinzu, „er hat mir noch etwas Anderes gesagt. Als er schon zu Pferde saß und bevor er abritt, rief er: Juan Martin, ich habe vergessen, Dir zu sagen, daß Herr Don Gabriel Labrador sich verheirathet."

Bei diesen Worten stieß Estephania einen Schrei aus, Anna ein schwaches Stöhnen; Juan Martin seufzte schmerzlich, indem er seine Tochter ansah, und Onkel Matthias murmelte mit seiner schwachen Stimme: „Wer geht, kommt nicht wieder."

„Das glaube ich nicht," rief Estephania ängstlich aus, sowohl weil sie, ungeachtet dessen, was sie

ihrer Tochter gesagt, im Grunde ihres Herzens noch die Hoffnung hegte, daß Gabriel zurückkommen würde, als auch um die unglückliche Anna aufzurichten, welche die Ueberraschung gelähmt hatte, wie der Frost den Bach, und die vor Kummer blaß war wie eine Leiche. — „Ich glaube es nicht," wiederholte Estephania heftig. „Gabriel wird wiederkommen; es ist ja unmöglich, daß er nicht wiederkommen sollte."

„Estephania," sagte Juan, welcher die Absicht der Mutter, ihre Tochter zu trösten, verstand, „versuche nicht durch Linderungsmittel zu heilen, was unheilbar ist. Um zu heilen, muß man einen Schnitt in's gesunde Fleisch thun. Gabriel wird nicht wiederkommen. Und das mag man wissen und mag man sagen. Alles Uebrige heißt nur Ritzen verstopfen, damit es nicht Tag werde. Denkt Ihr denn, Ihr einfältigen Frauenzimmer, seine Familie würde ihn zurückkehren lassen, wenn er auch noch so gern wollte? Seht Ihr nicht, daß das unmöglich ist und dem gewöhnlichen Laufe der Dinge entgegen?"

Juan schwieg und man hörte nur Anna's Schluchzen und die Küsse, welche die Mutter auf

ihrer Tochter Stirn drückte, indem sie sie in ihre Arme schloß.

Da heftete Onkel Matthias, welcher, wie erwähnt, an der äußern Seite der Thür saß, seine Blicke auf zwei Reiter, die zwischen den Bäumen, durch welche der Weg nach La Higuera hinaufsteigt, hervorkamen und schnellen Schrittes dem Hause Juan Martin's zuritten.

„Estephania," sagte Letzterer tief gerührt zu seiner Frau, „wir haben einen Sohn mehr auf dem Kirchhofe! Tochter Anna, Deine Liebe hat kein Glück; vergiß sie."

„Wie?" antwortete Estephania mit weiblichem und mütterlichem Mitgefühl, „ist etwa das Vergessen feil, daß man es kaufen kann, wenn man es braucht?"

„Ja, ja, Estephania," antwortete Juan, „man kann es kaufen, kann sich's erwerben. Gott verkauft es; der Käufer ist der feste Wille, der Kaufpreis ist das Gebet."

„Juan, wie leicht ist das gesagt!"

„Und auch gethan, wenn auch das Thun mehr Mühe kostet als das Sagen. Scheint Dir's etwa vernünftiger und christlicher, zu verzweifeln oder sich in Hoffnungen auf das Unmögliche abzu-

härmen? Denn daß Gabriel wiederkommen sollte, ist etwas Unmögliches."

„Da ist er! Er ist's!" rief plötzlich Onkel Matthias mit einer Lebhaftigkeit und Heftigkeit, die bei seinem Alter und seiner Schwäche ganz übernatürlich waren.

Aber ... ehe noch einer von Denen, welche im Hause waren, Zeit hatte, eine Bewegung zu machen oder ein Wort zu sagen, war ein junger Mann in die Thür gestürzt und hatte Juan Martin mit Leidenschaft und Begeisterung in die Arme gedrückt. Estephania hielt in den ihrigen ihre Tochter, welche unter so gewaltigen und entgegengesetzten Erschütterungen ohnmächtig geworden war. Onkel Matthias, welcher aufgestanden war, war wieder auf die Bank niedergefallen und hatte seine gefalteten, zitternden Hände und seine erloschenen Augen zum Himmel gerichtet.

Nur Don José Sanchez, der nach Gabriel eingetreten war, blieb vollkommen gleichgiltig und kalt bei diesem rührenden Auftritte.

„Und ich wußte nichts von dieser Ankunft," sagte er zu sich selbst, da Niemand auf Seine Gnaden achtete.

„Offenbar hat man mich überraschen wollen.

Ich kam von La Higuera, ohne irgend etwas zu ahnen, als mich hier am Eingange des Dorfes ein Reiter im Carriere einholte (wahrscheinlich um mit mir zu reiten); ich sehe ihn an . . . und er war's! Mein Freund hat mir nichts von dieser Ankunft geschrieben, indessen zwischen genauen Bekannten macht man keine Complimente. Bei der Durchreise hier hat er Estephania sehen wollen, denn er sprengte davon wie ein Pfeil. Nun ja, sie hat ihn ja gesäugt, und wie man sagt, hat man die Ammen lieb. Ihre Majestät die Königin gibt ja selbst das Beispiel davon. — Aber wir können uns nicht aufhalten, Gabriel," fügte er laut hinzu, „denn es wird spät, und obwohl es Mondschein ist, reise ich nicht gern des Nachts."

Gabriel, der während des Selbstgespräches Don José's seiner Mutter um den Hals gefallen war, die ihren geliebten Sohn an ihre Brust drückte, wendete sich jetzt zu Don José und sagte:

„Reisen Sie, wenn es Ihnen gefällt, ich halte Sie nicht."

„Wie," versetzte Don José erstaunt, „kommst Du denn nicht mit zu mir?"

„Nein, Señor," antwortete Gabriel, „ich bleibe hier."

„Hier?“ rief der Geldbrotz immer erstaunter aus. — „Unmöglich! Das würde sich nicht schicken, da Du das Haus Deiner künftigen Familie im Orte hast.“

„Das Haus meiner früheren, jetzigen und künftigen Familie ist hier,“ sagte Gabriel.

„Mensch,“ erwiederte der improvisirte vornehme Herr, „willst Du mich wirr machen? Mach hurtig; kommst Du denn nicht, um zu heirathen?“

„Ja, Señor.“

„Nun gut. Wird meine Tochter nicht Deine Frau?“

„Nein, Señor; meine Frau wird diese,“ antwortete Gabriel, ihm die ganz entzückte und verschämte Anna vorstellend, deren rothe, mit Thränen bedeckte Wangen zweien Rosen glichen, welche die Sonne geöffnet hat und die noch feucht sind vom Thau des Morgens.

Nie haben Erstaunen, Zorn und Demüthigung eine größere Wirkung auf eine nichtswürdige Seele hervorgebracht als Gabriel's Worte auf den hochmüthigen und aufgeblasenen Señor Sanchez. Seine Augen sprühten Funken, sein Kinn bebte, seine Brust — dieses Eismeer für jede zarte, edle und

großmüthige Regung — wogte, sein Athem kochte wie der eines gehetzten Wildes.

„Du verachtest meine Tochter?“ fragte er nach einer Weile mit einem gezwungenen und hochmüthigen Lächeln, indem seine Sprache den trockenen und rauhen Ton einer Klapper annahm.

„Nein, Señor,“ antwortete Gabriel, „ich verachte Ihre Tochter nicht, ich erfülle nur, was die Consequenz von mir verlangt, die Dankbarkeit mir vorschreibt und mein Herz mir eingibt.“

„Du verschmähst mein Vermögen?“ fuhr Don José in derselben Weise fort.

„Ja, das thue ich,“ antwortete Gabriel verächtlich.

„Und Du mißachtest die Verbindung mit mir?“ fragte mit markirter Ironie und seine Worte geflissentlich langziehend der edle Bergbewohner, die bekreuzte Notabilität.

„Darum,“ antwortete Gabriel, „kümmere ich mich so wenig, wie Sie sich um die arme, verlassene Waise gekümmert haben, deren Juan Martin sich annahm.“

„Nun denn, um Dir den Hochmuth zu benehmen, den Du vom Hofe mitgebracht hast, wo, wie es scheint, Dein Vater jetzt ein großer Herr ist,“

erwiederte Don José langsam und gedehnt und mit aller Genugthuung, welche die Rache dem schlechten Menschen eingibt, „um Dir den unverschämten Hochmuth zu benehmen und damit Du Dein stolzes Haupt beschämt vor mir senkst, magst Du wissen, was ich Deinem Vater geschworen hatte, auf immer zu verschweigen. Siehst Du den alten, hinfälligen, elenden Mann da, der von der Mildthätigkeit Anderer lebt, siehst Du den jammervollen Bettler, den Onkel „Almosen?" Nun, das ist der edle und glänzende Stamm Eures erlauchten Geschlechts; das ist Dein Großvater! Und Dein Vater . . . der Schuft von Sohn, der von ihm weglief."

„Großvater! Mein Großvater!" rief Gabriel, auf den zitternden Alten zustürzend und ihn in seine Arme drückend. „O, mein Vater! Jetzt begreife ich, warum schon von Kindheit an mein Herz mich mit solcher Liebe zu Euch zog! O, Don José, wie grausam sind Sie gewesen, daß Sie mir das nicht früher gesagt!" Und indem er sich plötzlich umwandte, zu Juan Martin's Füßen stürzte und seine Knie umfaßte, brachen die gewaltigen Gefühle, welche ihn bewegten, in Schluchzen aus und er rief in abgebrochenen Worten:

„Vater! Vater! Mein Herz ist nicht groß

genug, um alle Dankbarkeit, die ich Euch schulde, in sich zu fassen! Ihr nahmt Euch der verlassenen Waise, des hilflosen Greises an und Ihr waret selbst arm! Und einstmals hungertet Ihr, damit es der verlassenen Kindheit und dem verlassenen Alter nicht an Unterhalt fehle! Und das thatet Ihr, ohne eine Belohnung zu erwarten, ohne auf einen Entgelt zu rechnen, ohne von einem Lorbeer zu träumen, einzig und allein aus christlicher Liebe! O, wie erbleicht der Stern der Philanthropie vor der Sonne der Christenliebe! Fluch den falschen Gottheiten und den irrigen Lehren! Mögen sie verbannt sein aus dem Lande, dessen Frieden sie stören, wo sie die Gemüther verwirren und zerrütten! Und unangetastet möge die Lehre herrschen, die Ihr und meine Mutter mich mit Wort und Beispiel von meiner Wiege an lehrtet und die ich, seitdem es Licht in meinem Geiste geworden, mit noch größerer Begeisterung verehre als früher!"

„Gabriel," sagte Juan, „seinen Sohn von der Erde aufrichtend, „treib' mir nicht die Schamröthe in's Gesicht. Lobeserhebungen, wenn sie verdient sind, quälen, sind sie es nicht, beschämen sie. Nichts von mir; wenn Du danken willst, so danke der trefflichen Frau, die Dich an ihrer Brust genährt hat."

„Der sage ich nichts, Vater; wozu auch? Die Mütter und unsere Schutzengel verstehen uns schon, bevor wir sprechen.“

Don José wollte vor Zorn ersticken, als er sah, daß seine Absicht, Gabriel zu demüthigen, wie dieser ihn gedemüthigt hatte, mißlungen war. Er wendete sich daher hochmüthig zu dem alten Onkel Matthias und sprach zu ihm:

„Onkel Almosen, wie ist Euer Zuname, wenn Ihr einen habt?“

„Señor,“ antwortete der Alte, „laßt Diejenigen, welche mir den Namen „Onkel Almosen“ gegeben haben, mich nur so nennen; mein eigentlicher Name ist Matthias Vega.“

„Nun, Euer Sohn,“ fuhr der erbitterte Angreifer fort, „Euer Sohn hat seines Vaters Namen abgelegt, sei es, weil er der Polizei bekannt war, oder um seine gemeine Herkunft zu verbergen, und nennt sich jetzt fälschlich Labrador.“

„Wie Isidorus,“ *) sagte der arme Vater, der den undankbaren Sohn noch zu entschuldigen suchte.

*) Es ist hier der heilige Isidorus, der Schutzpatron von Madrid, gemeint, der ein Bauer gewesen sein soll und daher den Beinamen Labrador (Bauer) führt. Anm. d. Uebers.

„Nun," antwortete der grobe und hämische Geldbrotz, „nach der Regel würde sich Euer Enkel morgen, wenn es ihm einfiele, „Erzengel" nennen. Ich ließe mir eher den Kopf von den Schultern abhauen, ehe ich eine solche Missethat beginge. Ich, ich bin ... Don José Sanchez zu Lande und zu Wasser."

Und schnaubend ging „Don José Sanchez zu Lande und zu Wasser" hinaus.

„Aergere Dich nicht und erhitze Dich nicht," sagte Estephania in bittendem Tone zu Gabriel.

„Ich mich ärgern und erhitzen?" antwortete dieser. „Glaubt Ihr, daß ein so schlechter und verächtlicher Mensch im Stande wäre, mich zu ärgern, da er mich bei aller seiner Niedrigkeit und Schlechtigkeit nicht einmal zum Lachen bringen kann? — Aber," fügte er hinzu, indem er Anna ansah und sich an seine Mutter wandte, „wann ist die Hochzeit?"

Estephania war verlegen und sah ihren Mann an.

„Gabriel," sagte dieser, welcher die Verlegenheit seiner Frau verstand, „Du weißt wohl, daß es hier keine Ersparnisse gibt, daß nichts zu Eurer Ausstattung und zur Bestreitung der Hochzeitskosten bereit ist; das Erste also, was geschehen muß, ist, die Mittel dazu herbeizuschaffen."

„Dafür hab' ich schon gesorgt, Vater," erwiederte Gabriel, und indem er sein Wamms aufknöpfte, zog er einen Gurt hervor, in welchem er die vor seiner Abreise realisirte Summe mit sich führte.

Juan Martin und Estephania waren erstaunt.

„Das hat Dir Dein Vater gegeben?" fragte der Erstere.

„Ja, Señor, ihm verdanke ich es," antwortete Gabriel, den Gurt in Anna's Hände legend, nach der Gewohnheit des Volkes, bei welchem die Frau die Verwahrerin des Geldes ist.

Anna näherte sich dem Onkel Matthias und sprach zu ihm:

„Der erste Gebrauch, der von diesem Gelde gemacht werden wird, soll der sein, Euch einen vollständigen Anzug zu kaufen, damit Ihr ihn auf der Hochzeit Eures Enkels zum ersten Male tragen könnt. Und," fügte das arme Mädchen, der das Glück ihre Munterkeit und Fröhlichkeit wiedergab, hinzu, „daß ich auch böse auf Euch sein und des Heiligen Eures Namens vergessen mußte!"

„Warum denn?" fragte Gabriel.

„Weil er mir oft das Herz damit zerschnitt, daß er sagte: Die, welche weggehen, kommen nicht wieder!"

„Ein guter Großvater, aber ein schlechter Prophet!“ rief der Enkel aus, seinen Arm um den gebeugten Rücken des armen Alten schlingend und denselben liebreich klopfend.

„Nun, sonst habe ich doch richtig prophezeit,“ antwortete der Alte; „fragt nur Estephania.“

„Wann war denn das, Großvater?“ fragte Gabriel.

„An dem Tage,“ antwortete der Alte, „wo ich Dich, von Allen verlassen und zurückgestoßen, an ihre Brust legte und sie segnend zu ihr sprach: Estephania, wer Gutes thut, thut es für sich.“

Lucas Garcia.

In einer Zeit, wo unter dem doppelten Hammer der Civilisation und des Unglaubens ein jedes Gepräge verwischt wird, ist es rührend und schön, eine Nation zu sehen, welche ihren Charakter stabil und ihre Meinungen unverändert behält.

Vicomte von Arlincourt.

Lucas Garcia.

Wenn man von Jerez nach den Bergen von Ronda zugeht, die allmälig ansteigen, wie um für das mit Recht so genannte Fort San Cristobal ein entsprechendes Fußgestell zu bilden, durchschreitet man eine weite Fläche, welche den Namen „die Ebene von Caulina“ führt. Nachdem der einförmige und kahle Weg sich zwei Meilen weit zwischen kleinen Palmen hingeschleppt hat, macht er am Fuße der ersten Erhöhung Halt, wo ein Bach, dessen Wasser im Sommer stagnirt und sich in Schlamm verwandelt, sich träge in der Sonne ausstreckt.

Zur Rechten sieht man das Castell Melgarejo, eins von den wenigen maurischen Bauwerken, welche die Zeit und ihre getreue Helfershelferin im Zerstören, die Ungeschicklichkeit, nicht haben zerstören können. Die Zeit schafft Ruinen, gruppirt sie, be-

kränzt sie mit Blumengehängen und schmückt sie mit Laub, als wollte sie sich aus ihnen einen Erholungs- und Ruheort machen. Die Ungeschicklichkeit aber kämpft noch gegen die Ruinen, wie ein Barbar, der dem Besiegten keinen Pardon gibt, denn ihr Erholungsort ist der Staub, ihr Ruheplatz die Wüste, ihr Ziel das Nichts.

Vier viereckige Thürme, gleich den Mauern des ganzen Gebäudes mit schön geformten Zinnen gekrönt, welche gleichförmig, fest und ohne Lücke wie die Zähne eines schönen Mundes in grader Linie dahinlaufen, bilden die vier Ecken des Castells.

Das Castell erhielt den Namen Melgarejo nach einem Ritter aus Jerez, von welchem es erobert wurde. Die Art und Weise, wie ihm diese That gelang, ist so merkwürdig, daß wir dem Drange nicht widerstehen können, sie zu erzählen zum Frommen Derjenigen, welche mit den Einzelthaten, an denen die Annalen von Jerez so reich sind, nicht bekannt sind.

Etwa um's Jahr dreizehnhundert und so und so viel war das Castell von hundert und fünfzig Mauren nebst ihren Familien bewohnt. Sie trugen sich, nach der Sitte ihrer Nation, weiß und ritten Dunkelschimmel.

Eingeschlossen wie sie waren, verschafften sie sich ihren Unterhalt durch nächtliche Streifereien, wobei sie alle Beute, die sie machen konnten, mitnahmen.

Melgarejo beschloß, das feste Schloß zu erobern, welches von einem breiten Graben umgeben war, der jetzt nicht mehr vorhanden ist und den die Mauren selbst zu ihrem dereinstigen Grabe aufgeworfen hatten.

Der christliche Ritter versprach einem Sclaven, den er hatte, die Freiheit, wenn er sein Leben dabei wagen wollte, ihn in dem beabsichtigten Unternehmen zu unterstützen. Nachdem Herr und Diener einig waren, ließ jener von diesem, der ein sehr guter Reiter war, eine ihm gehörige und sehr behende Stute zum Uebersetzen über einen Graben abrichten, wobei der Graben allmälig immer breiter gemacht wurde, bis er die Breite dessen hatte, der das saracenische Schloß umgab.

Nach diesen Vorbereitungen versammelte Melgarejo seine Anhänger, verkleidete sie als Mauren, ließ sie weiße Decken über ihre Pferde legen und machte sich eines Nachts, wo die Vertheidiger des Castells ausgeritten waren, dahin auf den Weg. Diejenigen, welche die Rückkunft der Mauren erwar-

teten, sahen die Schaar kommen, ohne Verdacht zu schöpfen, denn sie hielten sie für diejenigen, auf welche sie warteten. Als die Schaar der Christen ganz nahe war, erkannten sie ihren Irrthum und wollten die Brücke aufziehen, schon aber war Melgarejo's Sclave auf seiner behenden Stute über den Graben gesetzt und hatte die Stricke vom Thore abgehauen, so daß die Brücke nicht wieder aufgezogen werden konnte und die Jerezaner sich des Forts bemächtigten.

Dieses feste Schloß, über welches die zerstörende Zeit dahingegangen ist, ohne eine andere Spur zurückzulassen als der Tritt eines Vogels zurücklassen würde, versetzt den Beschauer mit solcher Gewalt der Illusion in die Vergangenheit, daß er sich wundert, auf seinen Thürmen nicht die Halbmondsflagge wehen und hinter jeder Zinne einen Turban hervorblicken zu sehen. Welch ein geeigneter Ort zur bildlichen Darstellung eines Turniers zwischen Mauren und Christen!

Um nach Arcos zu gehen, läßt man den trägen Bach und das todte Schloß, in dessen Bezirk sich gleich Ameisen in einem Skelett die Arbeiter mit den Werkzeugen eines friedlichen Bauernhofes bewegen, zur Linken liegen. Hat man diese erste Staffel des Gebirges umgangen, so durchschreitet

man andere Ebenen, die, so weit das Auge reicht, mit reichen Saaten bedeckt sind, und ohne an eine Schenke oder einen Ruheplatz zu kommen, hält man Mittagsruhe auf der Meierei la Pesuela, welche früher den Capuzinern gehörte, jenem frommen, so strengen, so achtbaren und geachteten Orden, daß die Landleute sich immer noch fragen: Welche Macht konnte und welche Hand durfte an solche Männer und solche Dinge rühren!

Beim Ansteigen bedeckt sich der Boden mit Olivenpflanzungen, als wollte er das alte, weiße Arcos umarmen, welches noch immer stolz seinen Titel: Stadt, seine veralteten Privilegien und verjährten Pergamente bewahrt, trotz seines Verfalles oder, besser gesagt, seines stationären Lebens inmitten der leisen, allmäligen und unwillkürlichen Fortschritte der Zeit.

Als ob ihm noch von den Zeiten seiner Gründer, der Mauren, her Kriegsfinten innewohnten, erscheint und verschwindet Arcos *) abwechselnd vor

*) Arcos wurde im Jahre 1249 von dem Infanten Don Alonso erobert, der dazu von seinem unbesiegten Vater, König Ferdinand III., dem Heiligen, beauftragt war. Wiederum von den Mauren in Besitz genommen, wurde es im Jahre 1255 nochmals von dem Infanten Heinrich und im Jahre 1264 zum

den Augen des vom Steigen ermüdeten Wanderers, bis derselbe, zwischen zwei hohen Felsen durchgehend, plötzlich den Ort betritt, dessen Lage selbst Denjenigen, welcher für Naturschönheiten und für den Zauber des Malerischen weniger empfänglich ist, in Erstaunen und Bewunderung versetzt.

An einem Abende des Jahres 184* sah man in einer Straße der Vorstadt San Francisco viele Leute nach einem ärmlich aussehenden Hause hinströmen, aus welchem am Abende zuvor die Leiche seiner früheren Besitzerin hinausgetragen worden

---

dritten Male von Alphons dem Weisen, der bereits zum Könige gekrönt war, erobert und von ihm das Gebiet an fünfzig der tapfersten Ritter, mit welchen er Sevilla bevölkerte, vertheilt. Der Ort erhielt Privilegien von der Freigebigkeit der Monarchen. Dahin gehören die Ertheilung der Ritterwürde an alle ihre Bewohner im Jahre 1256, die Pfründen und Abzeichen der militärischen Ritterorden vom Jahre 1340, die Befreiung von Steuern im Jahre 1396. Den Titel Stadt erwarb ihr die Einnahme des für uneinnehmbar gehaltenen Cardelas im Jahre 1472 durch ihre Bewohner. Nach verschiedenen anderen Gnadenbezeigungen verlieh ihr Philipp V. den Namen der edlen und sehr getreuen und gab einem der Milizregimenter seinen Namen. Ihre Einwohnerzahl beträgt 10,000 Seelen, eingetheilt in zwei Collationen, mit zwei Pfarrkirchen, zwei Hospitälern, einem Waisenhause und sechs Klöstern.

Anm. d. Verf.

war. Die Leute gingen dorthin, um ihr Beileid zu bezeugen, in Folge jener vom Volke streng beobachteten Etikette, welche beweist, welcher Instinkt von Würde und Artigkeit ihm innewohnt. Denn auf diesen beiden Grundlagen beruht alle Etikette und alles Ceremoniell, die im öffentlichen wie im Privatleben nichts Lächerliches und Aeußerliches sind, wie sie von dem Geiste des Umsturzes, der das Jahrhundert bewegt und von der ideenverwirrenden Gier, jeden materiellen und moralischen Zügel abzuschütteln, wohl dargestellt werden. Ceremoniell und Etikette in der strengen Bedeutung des Wortes sind äußere Handlungen, welche den Zweck haben, Verehrung für das Göttliche und Achtung vor dem Menschlichen einzuflößen.

Beim Eintritt in das Haus gelangte man in ein größeres Zimmer, in welchem sich die Frauen versammelten; zur Rechten befand sich ein anderes, welches eine Nachbarin hergeliehen hatte zum Versammlungsort für die Männer.

In dem ersteren, das zu dem Zwecke sauber geweißt und sorgfältig gereinigt war, wie dies stets zu geschehen pflegt, war mitten auf dem Fußboden ein Tuch ausgebreitet, in welches alle Eintretenden eine oder ein paar Kupfermünzen warfen, bestimmt

für die Messe in San Bernardino. Diese Sitte wird nicht allein von den Armen beobachtet, sondern auch von den Wohlhabenden. Denn diese Messe soll dem Almosen gewidmet sein. Mögen die Skeptiker dies auslegen, wie ihnen gefällt, und die positiven Leute, wie ihnen gutdünkt. Wir sehen darin einen Act der Demuth, vereint mit dem Wunsche, viele Gebete für die Seele des Dahingeschiedenen zusammenzubringen. Denn wenn auch eine glänzende Bestattung, ein prachtvoller Katafalk und ein stolzes Mausoleum irdische Ehrenbezeugungen sind, die wir achten, so sind doch das Zimmer des Almosens, die inbrünstige Andacht des Herzens, die Gebete der Einzelnen und der Kirche, Verwendungen für den Dahingeschiedenen beim Himmel und daher noch besser.

In einem Winkel des Zimmers saß auf einem niedern Stuhle die Leidtragende. Es war ein Mädchen von acht Jahren, welche müde vom Weinen über ihre Mutter und von ihrer langen Unbeweglichkeit auf dem Platze den Kopf auf die Stuhllehne hatte sinken lassen und eingeschlafen war; denn der Schlaf, der Freund der Kinder, eilt immer schnell zu ihrer Hilfe herbei, wenn er sie an Seele oder Körper leiden sieht.

„Arme Lucia!“ sagte, die Kleine ansehend, eine der Leidtragenden, eine Verwandte der Verstorbenen, „wie sehr wird sie ihre Mutter vermissen!“

„Das war der Dorn, welcher der armen Anna im Herzen steckte,“ bemerkte eine Nachbarin.

„Aber woran ist sie denn gestorben?“ fragte eine Andere der Anwesenden.

„Was ihr fehlte, mag die Erde wissen, welche sie bedeckt,“ antwortete die Verwandte, „denn Anna klagte nie. Wäre sie nicht so mager gewesen, daß man sie hätte niederschlucken können, so gelb wie Wachs und so schwach, daß ein Schatten sie umstoßen konnte, so hätte man gar nicht gewußt, daß sie dem Kirchhof entgegenging.“

„Sie ist,“ sagte heftig eine junge Frau mit energischen Zügen, „von vielem Kummer gestorben, das weiß die ganze Welt. Und daß es im Orte nicht einen Alcalden gibt, der Haare genug auf den Zähnen hat und diese fremden Weibsbilder, diese schamvergessenen Dirnen, die hierher kommen und Trinkbuden errichten und dabei die verheiratheten Männer zu ihrem und ihrer Familie Verderben in's Garn locken, zum Teufel schickt!“

„Ja, ja, dergleichen Dingen sehen die Alcalden durch die Finger,“ sagte die Verwandte der Ver-

storbenen, „und für andere Sachen haben sie Luchs-augen. Aber sei ohne Sorgen, Frau, sie werden schon ihren verdienten Lohn bekommen, denn Gott läßt wohl geschehen, aber nicht für immer.“

„Ja,“ erwiederte die Erste, „er läßt zu, daß die Guten sterben und die Schlechten zurückbleiben und sich spreizen. Die Gerechtigkeit im Himmel hat Gott sich vorbehalten, aber den Stab der Gerechtigkeit auf Erden hat er in die Hände der Menschen gelegt. Und die werden gute Rechenschaft abzulegen haben von dem Gebrauche, den sie davon gemacht. Auf seinem Rücken möcht' ich dem Alcalden den Amtsstab zerbrechen, den er in Händen hält.“

„Frauenzimmer,“ sagte eine Alte, „Du bist rascher als ein Funke aus einer Kohlenesse und gehst blindzu los wie die Stiere. Bedenke doch, von wem Du sprichst und daß die schlimme Wunde heilt, der schlimme Ruf aber tödtet. Die arme Anna ist seit ihrer letzten Niederkunft nicht wieder ordentlich gesund geworden, und der Tod kommt nicht, ohne daß ihm ein Anlaß gegeben wird. Der Sommer hat sie hart mitgenommen und der September hat ihr den Rest gegeben, denn vor

der Zeit zwischen den beiden Mönchen bewahre uns Gott." *)

„Ja, Tante Maria," erwiederte die Angeredete, „Ihr sprecht so, weil Ihr die Tante von Juan Garcia und die Base des Alcalden seid, nach dem Sprichworte: „Mit Recht oder mit Unrecht, Gott stehe uns und den Unsrigen bei." Ich aber kann Euch sagen, daß mein José nicht einen Fuß in die Trinkstube der Leona setzen soll; dafür werd' ich sorgen. Denn wäre er auch ein so guter Mann wie Hiob, im Hause des Seifensieders glitscht man aus, wenn man nicht fällt. Ihr, die Ihr Wittwe seid und der vom Alter das Blut in den Adern geronnen ist, mögt sagen, was Ihr wollt, ich nehme nicht zurück, was ich gesagt habe; wer grade springt, kommt wieder auf den Fuß zu stehen. Und daher sage ich und sag' es noch einmal, lebendig kreuzigen sollte man das Geschöpf, das Menschenkind, den Dragoner, mit ihrem Gesicht, das schwärzer ist als ein Oelschlauch und so pockennarbig, als ob sie in ein Erbsenfeld gefallen wäre; und dazu hat sie einen stärkern Bart als ein Nationalgardist und das

*) Das heißt die Zeit zwischen dem 28. August, dem Tage des heiligen Augustin, und dem 4. October, dem Tage des heiligen Franciscus. Anm. d. Verf.

Sprichwort sagt: „Eine bärtige Frau grüße aus der Ferne.“

„Na, und ihre Kinder!“ sagte die Leidtragende; „das sind Meerkatzen! Und so schmierig und zerlumpt, daß sie aussehen wie Tintenfische.“

„Nun, sie hält sie für Sterne!“ sagte eine Andere.

„Ja!“ rief die erste Sprecherin aus; „kommt her, meine Blümchen, sagte der Mistkäfer zu seinen Kindern, und die Eule nannte die ihrigen Goldklumpen. Wer hat so etwas gesehen, Leutchen!“ fuhr sie immer eifriger fort, „wer hat je solch eine Schändlichkeit gesehen, einen verheiratheten Mann, der Kinder hat, zu berücken, in's Verderben zu stürzen, seine Familie unglücklich zu machen und seine Frau vor Kummer in's Grab zu bringen. Und das weiß man und läßt man zu! Das ist ja zum Todtärgern!“

„Das ist ja schlimmer als einem einen Dolch in die Brust stoßen!“ rief eine Frau aus.

„Das ist ja gegen alle Gebote Gottes!“ fügte eine Andere hinzu,

„Das ist ja ein förmlicher Scandal!“ fuhr die Erste fort. „Arme Anna! Ich habe sie nur selten gesehen, aber ich mochte sie immer gern, denn sie

war so sanft wie ein Mandelteig und so ohne Galle und so geduldig wie das Schaf in Schlächters Händen. O, die Männer, die Männer! Verwünscht sei das ganze Männervolk! Deshalb hat auch unser Herr Jesus Christus nie Hosen tragen wollen, sondern einen langen Rock getragen."

„Na, meine Tochter, mit Verwünschungen und dadurch, daß man China speit, macht man nichts besser," sagte Tante Maria. „Laß uns für die Seele der Hingeschiedenen beten, das ist's, was ihr von Nutzen sein wird."

Es herrschte ein vollständiges Schweigen. Tante Maria nahm ihren Rosenkranz, die andern thaten dasselbe und nach dem allgemeinen Sündenbekenntniß und einem feierlichen Credo begann das Gebet für die Seele, in welchem nach dem Paternoster anstatt des Grußes an die Jungfrau zehnmal gesagt wurde:

„Herr, kraft Deiner unendlichen Barmherzigkeit!" worauf die Andern im Chore antworteten:

„Mögen die Seelen der Seligen des Friedens und der Glorie theilhaftig sein!"

Bei der Trauerceremonie der Frauen hörte man nichts als das ernste Murmeln des Gebetes und das unterdrückte Seufzen des Kummers und Schmerzes.

Ein ganz anderes Bild bot dagegen das Trauerzimmer der Männer dar. Der Wittwer, ruhig wie ein Glas Wasser und frisch wie ein Salatkopf, hielt sich, nachdem der Begräbnißtag vorüber war, der Haltung eines Trauernden für ganz überhoben, rauchte, hörte zu und sprach mit Allen wie gewöhnlich und als ob der Tod beim Eintritt in sein Haus nicht seine schwarzen Fußtapfen und seinen feierlichen Eindruck in demselben zurückgelassen hätte.

Die Gleichgiltigen waren seinem Beispiele gefolgt, so daß, hätten nicht Alle ihre Mäntel umgehabt, Niemand geglaubt hätte, es sei eine Trauerceremonie, das heißt ein Tribut der Liebe und Achtung für ein Leben, das zu Ende war, und für einen Schmerz, der anfing. Nur eine Gestalt sah man in der Versammlung, welche mit dem Anlaß derselben in Einklang stand, und das war ein dreizehnjähriger Knabe, ein Sohn der Verstorbenen, der, in einem Winkel neben seinem Vater sitzend, die Ellbogen auf die Knie und den Kopf in die Hand gestützt hatte und bitterlich weinte.

„Wie ist der Tag gewesen?“ fragte der Wittwer.

„Halbwege,“ antwortete Einer.

„Und der Himmel?“

„Wolkig; ich denke mir, der Regen ist nicht weit. Diesen Morgen war's neblig und der Nebel, pflegt man zu sagen, ist der Pathe des Regens und der Nachbar der Sonne."

„Der Wind wird schon die Spinngewebe vom Himmel wegfegen," sagte ein Dritter, „denn er weht von Sonnenuntergang her. Der Regen ist spärlicher als das baare Geld."

„Thut nichts," antwortete der Erste; „voriges Jahr hat's bis Allerheiligen nicht geregnet, und ein reicheres oder auch nur eben so gutes Jahr ist seit der Schöpfung nicht dagewesen. Alle haben in Fülle geerntet, der große Gutsbesitzer wie der kleine Bauer. Die Gerste besonders stand so dicht, daß man mit einem Degen nicht durchschlagen konnte."

„Ja, Leutchen, der Januar ist der Schlüssel des Jahres," sagte der Wittwer. „Wenn im Januar die Brücken nicht sagen: Geh' ich . . . oder geh' ich nicht? — so gibt's keinen Weizen."

„Sieh da, Onkel Bartolo!" riefen Alle aus, als ein ältlicher, kleiner, magerer, aber kräftiger Mann in's Zimmer trat. „Wo kommt Ihr her? Wo seid Ihr denn so lange gewesen?"

Onkel Bartolo, nachdem er den Leidtragenden

begrüßt hatte, setzte sich und antwortete dann, sich zu den Fragenden wendend:

„Woher ich komme? . . . Grades Weges vom Gehäge von Doñada. Seit der Franzosenkrieg zu Ende ist, bin ich ein Packesel für die vornehmen Herren geworden. Da in Doñada gab's deren von allen Arten: wirkliche, neugebackene, Halbblut und unechte . . . selbst Engländer. Wetter! Die sind nicht ebenso wie die Franzosen. Es sind muthige Burschen, sehr weiß, sehr roth, sehr blondhaarig und sehr struppig! Was aber den Spiritus betrifft, den haben sie nicht, außer den sie trinken, und Anmuth haben sie gar nicht. Die Arme tragen sie wie die Mäntelärmel und die Füße setzen sie wie Handrammen. Jedesmal wenn ich die Füße ansah, die wie Schebecken aussehen, sagte ich zu mir selbst: Ein guter Fuß und ein gutes Ohr zeugen von einem guten Thiere! Zum Sprechen bedienen sie sich eines Kauderwälsches, das sie, wie ich überzeugt bin, selbst nicht verstehen. Mir gefällt das Gerede nicht, das ich nicht verstehe, denn ich weiß nicht, wenn sie sprechen, ob ich verrathen oder verkauft bin.

Einer war da, so groß wie ein Thunfisch, den

sie Don Tur*) nannten und der mir zufiel. Der schwitzte und keuchte durch den Sand, daß es zum Erbarmen war, denn wenn sie eine Stunde gegangen sind, so sind sie schon erschöpft; die Sonne wird ihnen lästig und die Hitze zerschmilzt sie. Alles mußte das Tellergesicht verkehrt machen, wie's in seinem Lande üblich ist. Eines Tages fiel ihm ein, mein Messer als Tischmesser gebrauchen zu wollen, und dabei schnitt er sich — da zog er einen Medicinkasten hervor, wie ihn kein Oberfeldscherer hat. Na, sagt' ich, mich stach eine Spinne und ich band mir eine Bettdecke drum! Da er eigensinniger war als eiu Prellstein, wollte er durchaus ein Rebhuhn schießen, und ich mochte ihm noch so viel vorstellen, daß die Rebhühnerjagd jetzt verboten sei, — er schoß, und er hätte auch geschossen, wenn sein leiblicher Vater vor der Mündung seiner Flinte gestanden hätte. Er schoß, sag' ich, schoß aber das Rebhuhn nicht, sondern eine Elster. — Señor, sagt' ich, was haben Euer Gnaden da gemacht? — Das Rebhuhn geschossen, sagt' er. — Aber, Señor, das ist ja eine Elster. — Auch gut, sagte der Sonntagsjäger, sehr zufrieden mit sich selbst. —

*) Arthur. Anm. d. Uebers.

Nein, nicht gut, sagt' ich, denn Elstern zu schießen, ist verboten. — Und wer verbietet das? fragte er und bekam ein Gesicht wie ein Löwe; ich habe einen Jagdschein, der mich dreitausend Realen kostet. — Aber, Señor, der gilt für großes Wildpret, verstehen Sie? Elstern aber dürfen nicht geschossen werden, die haben ein freies Leben, verstanden? — Da antwortet er mir: In diesem Lande der Jungfrau allerheiligsten — denn, wie gesagt, Alles sprach er verkehrt, wie es in seinem Lande üblich ist — in diesem Lande gibt es viele Vorrechte; so haben also selbst die Elstern eins? — Diese Frage war eine große Eselei oder ein Spott, also hatte ich keine Lust, ihn zu belehren, sondern antwortete ihm: Ja, Señor, das haben sie, und das hat ihnen Doña Urraca*) vor alten Zeiten bewilligt. Er zog ein weißes Buch hervor und notirte das. Ich aber sagte zu mir selbst: Mag die Kugel laufen, ich brauche sie nicht aufzuhalten."

„Aber warum dürfen denn die Elstern im Forste nicht geschossen werden, Onkel Bartolo?" fragte ein junger Mann.

*) Urraca heißt die Elster. Es hat mehrere Fürstinnen dieses Namens in Spanien gegeben.

Anm. d. Uebers.

„Weil sie die Fichtenwälder gesäet haben,“ antwortete der Gefragte.

„Unsinn! ... Ihr sprecht nicht mit dem „Tellergesicht,“ antwortete der Erste.

„Das sehe ich wohl, denn was der an Leichtgläubigkeit zu viel hatte, das habt Ihr zu wenig; Ihr gehört zu denen, die nichts glauben, als was sie sehen. Nun ja, die Elstern säen die Fichtenwälder, das ist eine Wahrheit wie ein Haus. Sie beißen die Fichtenäpfel, wenn sie reif sind, auf und nehmen die Kerne heraus, um sie zu fressen. Da sie so sparsam sind, verscharren sie die, welche sie nicht fressen können, und da sie so dumm sind, vergessen sie es; sie holen sie nicht wieder und die Fichten gehen auf. Und wenn dem nicht so wäre, warum sollten denn die Herzöge von Villafranca verbieten, sie zu schießen, da es ja mehr Elstern im Forste gibt, als Sperlinge auf der Tenne? Also, Alonso, Niemand sage: Dies und das zu glauben ist mein Schlund zu klein, und wisse: von zwei Gimpeln ist der der dummste, der den Schnabel zumacht, nicht der, der ihn öffnet. Aber Du bist immer einfältig gewesen und mit den Jahren wirst Du es noch mehr als Blas, der Bohnen aß.“

„Aber, Onkel Bartolo, was machten denn

die Herren bei Abend dort im Forste?“ fragten seine Hörer.

„Die Engländer aßen und tranken, denn was das Schnabuliren betrifft, darin können die Herren etwas leisten; darum sind sie auch so dick und so struppig. Eines Tages sagte das Tellergesicht, er meine, ich könne darum so weit gehen, ohne müde zu werden, weil ich mager sei, und er würde tausend Piaster und mehr darum geben, wenn er es auch wäre. Ich antwortete ihm schreiend, damit er mich verstehen möchte:

„Nun, dann müssen Ew. Gnaden Wassersuppe essen, die trocknet das Fleisch aus, und Zwiebeln und rohen Knoblauch, die schärfen die Sinne.“

„Und was machten die Spanier des Abends?“

„Die Spanier? Die sprachen, daß ihnen beinahe die Nähte platzten und schrien sich heiser und stritten sich herum um Regierungsangelegenheiten, denn heut zu Tage will Jeder für sich von Allem etwas verstehen, und selbst die Mistkäfer haben den Husten und heben den Schwanz in die Höhe. Wetter! Jetzt gibt's keine Spanier mehr wie zur Zeit des Franzosenkrieges, denn damals waren wir Alle einig und gingen zusammen. Jetzt gibt's nur

noch Moderados und Insultados.*) Und ich, der ich kein Insultado bin,**) möchte, daß der Teufel alle diese Schwätzer holte. Ich hatte Lust, ihnen zu sagen: Meine Herren, bedenken Sie, je mehr Verstand, desto weniger Worte, und das viele Unkraut erstickt den Weizen."

Eines Abends rief mich einer der Herren und sagte zu mir: Onkel Bartolo, Ihr habt den Krieg gegen Napoleon mitgemacht? Ja, Señor, antwortete ich ihm, ich bin unter den Freischaaren gewesen. — Nun denn, kommt her, ich will Euch das Testament vorlesen, das er gemacht hat."

„Wie? Hat denn der Mann ein Testament gemacht, Onkel Bartolo?" unterbrachen ihn die ältesten der bei der Trauerceremonie Versammelten.

„Ja wohl; versteht sich, ehe er starb. — Ich sagte zu dem Herrn: Worüber hatte denn der Länderräuber noch zu testiren? Hat er denn nicht Alles wieder von sich geben müssen, was er übergeschluckt hatte?

Der Herr hatte ein Buch aufgeschlagen und

*) Er will sagen Exaltados, bekanntlich der Name der Ultraliberalen in Spanien. Anm. d. Uebers.

**) Hier folgt im Original ein unübersetzliches Wortspiel. Anm. d. Uebers.

fing an zu lesen. Wetter! Der Schelm vertheilte in seinem Testamente Alles: seine Güter, seine Waffen, seinen Leib und sein Herz. Ich war ganz perplex. — Nun, was haltet Ihr davon, Onkel Bartolo? sagte der Herr, als er fertig war. — Señor, antwortete ich, nach dem, was ich sehe, hat der Gottlose an Alles gedacht, aber weder im Leben noch im Tode an seine Seele."

„Warum wurdet Ihr denn aber Guerillero?" fragte einer der Anwesenden.

„Welche Frage!" rief der Guerillero aus, den, welcher gefragt hatte, ansehend und seinen Körper mit vieler Gemüthsruhe vor- und zurückbiegend.

„Durch Fragen wird man nicht dummer, Onkel Bartolo."

„Freilich wohl, aber die Sache ist:

Dummer wird man nicht durch Fragen;
Darum frage ich,
Ob man denn begräbt die Todten
Mit Verstorbenen."

„Was ich meine," antwortete der Andere, „ist, wann Ihr Euer Haus verließet und wie Ihr bei der Freischaar ankamt."

„Ja, das ist etwas Anderes," sagte Onkel Bartolo. „Es waren Franzmänner zu Pferde hier

angekommen, die sie Kolossiere nannten. Meine Frau fürchtete sich vor ihnen mehr als vor der Pest. Jedesmal, wenn sie die Trompeten blasen hörte, fragte sie erschrocken: Bartolo, blasen sie zum Einhauen? Nein, Frau, antwortete ich, sie blasen zum Füttern. Eines Tages trat der Hornist in's Haus, den sie Trompi nannten. Er kam wie ein Springinsfeld und benahm sich unanständig gegen meine Frau. Ich, der ich mich in meinem Leben nicht vor drei solchen gefürchtet hätte und nie an die Folgen dachte, sagte zu ihm: Pack' Dich fort von hier, Du Taugenichts, und der Teufel komme Dir auf den Schädel! Er wollte mir den Schädel einhauen, ich aber zog mein Messer und parirte den Hieb. Darauf aber machte ich mich aus dem Staube. In Benamahoma traf ich auf den Pater Lovillo und da war ich denn."

„Der Pater Lovillo war es also, der die Schaar anführte?" fragte ein junger Mann.

„Ja, der Pater Lovillo. Wetter! Das war ein Mann, wie er sein muß. Worte machte er nicht viel, das ist wahr, wenn er aber welche machte, so waren es wenige und gute. Wenn Jemand sprechen wollte, sagte er: Man sehe und rede nicht, verstanden? Hiebe werden mit dem Stahl gegeben

und nicht mit der Zunge und die Kugeln sind von Blei und nicht von Wind! War das ein Mann, der zu Allem geschickt war! Hättet Ihr ihn gekannt, Ihr würdet das sagen und wenn Ihr zwei Mäuler hättet. Wenn's drauf ankam, die Franzosen anzugreifen, sagte er zu uns: Drauf, Jungen! Unsere Väter sind in der Vertheidigung ihres Vaterlandes gestorben, wir dürfen nicht weniger sein als sie! Und dann zog er den Degen und rief: Nun wollen wir einmal sehen, wer „Nerv" hat. Und dann ging er drauf los wie der heilige Jago und wir hinterdrein als wenn's direct nach Paris gegangen wäre. Wir fühlten keinen Hunger, wir fühlten keine Müdigkeit, das war ein Kämpfen ohne Trommeln und Trompeten, daß die Franzosen vor Furcht — — — und sie kamen nicht einmal in's Gebirge, ohne mit furchtbarem Verlust wieder hinauszugehen. Deshalb fürchteten sie uns auch mehr als die regulären Truppen und nannten uns „die Brigands der schwarzen Berge."

Als Don Turo erfuhr, daß ich „brigand" gewesen war, rief er mich eines Abends zu sich und nahm mich mit in sein Zimmer, räkelte sich in einen Sessel und sagte, ich möge mich setzen. Ich dachte bei mir: Wo soll denn das hinaus? Ob ich ihm

etwa die Flinte putzen soll? Ich wartete, was auf die Schwangerschaft wohl für eine Geburt folgen würde, als er zu mir sagte, ich möchte ihm doch die Traffick des Guerillakrieges erzählen. Als ich sah, daß er damit herausrückte, verdroß mich's und ich hatte keine Lust zu antworten. Ich sagte also nein, denn ich hätte eine schlechte Aussprache und er noch schlechtere Ohren. Die Andern aber bestanden darauf, und um nicht unhöflich zu sein, sagte ich ihnen eine Romanze in sehr guten Versen her, die damals gemacht wurde."

„Und wie lautet die Romanze, Onkel Bartolo?"

„Die Romanze erzählt ein Gespräch zwischen Malaparte*) und dem abscheulichen Munrá, Herzog von Ber.**)

„Nun zu, Onkel Bartolo, sagt sie uns her!" riefen alle im Trauerzimmer Versammelte aus.

Und der alte Guerillero recitirte die folgende Romanze.

---

*) Bonaparte. Anm. d. Uebers.

**) Murat, Großherzog von Berg. Anm. d. Uebers.

Napoleon.

Freund Munrá, was soll das heißen,
Was sind das für neue Dinge?
Was führt aus Madrid Dich her?
Und warum verläßt Du Spanien?
Sprich, ich wünsche nur zu wissen,
Doch in zuverläss'gen Worten,
Was sich zugetragen; also
Zög're keinen Augenblick.

Murat.

Herr, gemach, gemach, und Alles,
Was ich weiß, sollt Ihr erfahren.
Doch zuvor laßt einen Sessel
Bringen, um mich auszuruh'n,
Denn die Füße thun mir weh.

Napoleon.

Du hast Recht; mit Freuden seh ich,
Daß noch ein ganz art'ges Bäuchlein
Dir geblieben, sich'res Zeichen,
Daß die Luft dort Dir bekommen.

Murat.

Darin, Herr, seid Ihr im Irrthum.
Aber lassen wir die Dinge,
Welche nicht hierher gehören,
Ruh'n und kommen wir zur Sache,
Denn mich drängt's, Euch aufzuklären,
Mögt Ihr's glauben oder nicht.

Napoleon.

Nun, was gibt es denn des Neuen?
Zög're länger nicht und rede:

Was hast Du geseh'n in Spanien,
Daß Dir's beikommt, so zu sprechen?

Murat.

Großer Kaiser der Franzosen,
Eure Macht hat nichts gefruchtet,
Spanien zu erobern, nichts
Die Versprechungen, die allen
Insgesammt Ihr habt gegeben:
Ruhe, Aemter, Orden, Geld,
Stiergefechte zum Vergnügen,
Weil sie die besonders lieben.
Alles dies, das Du verheißen,
Läßt das Volk ganz unbeachtet.

Napoleon.

Aber sind denn meine Krieger
Nicht in der Sierra Morena?

Murat.

Freilich wohl, Herr, aber Dupont
Ist mit seiner ganzen Mannschaft
Und mit allen Euern Adlern
In Gefangenschaft gerathen
Und die Flinten und die Degen
Sind zu Spinnerocken worden,
Denn der General Castaños
Hat sie tüchtig zugerichtet.

Napoleon.

Nur weil Du's berichtest, glaub' ich's,
Niemand sonst würd' ich es glauben. —
Und wie steht's um Saragossa?
Hat der Muth der Arragonier

Endlich sich gebeugt und steh'n sie
Ab von ihrem tollen Wagstück?

Murat.

Alle Mühe ist vergebens,
Nichts bringt sie zur Unterwerfung,
Und wenn's Euch gelüsten sollte
Mit ganz Frankreich aufzuräumen,
Schickt es nur nach Saragossa,
Dort erwartet die Franzosen
Sichrer Untergang, und Alle
Wird ein tiefes Grab bedecken.

Napoleon.

Ist mit diesen Arragoniern
Gar kein Ende denn zu machen?

Murat.

Fruchtlos wär's, es zu versuchen,
Niemand ist, der sie besiegt.

Napoleon.

Und im Königreich Valencia?
Ist denn Moncey dort nicht Sieger?

Murat.

Der läßt beide Ohren hängen,
Also schlecht ist's ihm ergangen.
Und am größten war sein Schrecken,
Wenn er sah, wie die behenden
Valencianer, gutberitten,
Einen kurzen Anlauf nehmend,
Stets den Feind vom Pferde warfen
Und doch selbst im Sattel blieben.

Napoleon.

So ist alle unsre Staatskunst,
Voll Verrath und voller Arglist,
Uns zu Wasser denn geworden?
Munrá, wer uns das gesagt,
Daß die Tapferkeit der Spanier
Siegen würde über unsre!
Sag' mir nun, was ist zu machen,
Da so schlimm die Dinge stehen?
Ob ich nicht nach Portugal
Schreibe, daß Funesto*) komme?

Murat.

Wo soll er denn durchmarschiren,
Da das Heer der Portugiesen
In Verbindung mit den Bauern
Eine feste Sperre bildet
Und ihn durch die vielen Wachen
Nicht wird durchpassiren lassen?
Sich ergeben wird er müssen,
Wenn's an Lebensmitteln mangelt;
Das Gerathenste wird sein,
Daß Ihr ihnen ihren König,
Den das ganze Volk zurückwünscht
Und den alle Spanier ehren,
Wiedergebt; nur dies vielleicht.
Wird sie milder und zum Mitleid
Stimmen gegen unsre Truppen.
Thut Ihr's nicht, so ist zu fürchten,
Daß sie Euch vom Throne stürzen,

*) Junot.

Euch das Haupt vom Rumpfe trennen,
Und mich werden sie berauben
Meines Herzogthumes Bersa.
Und wenn wir entwischen können,
Eh' es kommt zu solchem Ende,
Müssen wir herbei uns lassen
Wiederum zum Schornsteinfegen.
Das hab' ich bereits vergessen;
Aber Ihr, der früh're Meister,
Werdet noch den Kunstgriff kennen,
Um geschickt hinaufzusteigen.

Napoleon.

Welch ein frevelhafter Einfall!
Wer wird an Vergang'nes denken!

Murat.

Ist das nicht nach Eurem Sinne,
Laßt uns in die Fremde gehen
Und ein andres Handwerk treiben,
Das mehr Glanz verleiht als dieses;
Durch die Gassen woll'n wir rufen:
Scherenschleifen! Scherenschleifen!" *)

---

*) Was diese Romanze noch spaßhafter macht, ist der Umstand, daß der naive ländliche Verfasser und die, welche sie vortragen, nicht daran gedacht haben, zu carrikiren, sondern ganz naiv die Ereignisse und das, was Napoleon und Murat widerfuhr, als ihre letzten Truppen besiegt waren, zu schildern, indem sie die von der Romanze erzählte Entwicklung für ganz natürlich und glaublich ansahen. Wir bedauern, daß die Romanze nicht vollständig ist, indem der auf Castilien bezügliche Theil fehlt. Anm. d. Verf.

„Was hat er denn gethan, Onkel Bartolo?“ fragte Einer; „hat er Schornsteine gefegt und Scheren geschliffen?“

„Was sollte er fegen?“ antwortete Onkel Bartolo; „Leute, die hoch stehen, fallen immer auf ein weiches Bett. Sie haben ihn in's Gefängniß nach St. Helena gebracht, da hinaus jenseit Gibraltar, und da ist er vor Aerger gestorben, nachdem er das Teufelstestament gemacht hatte.“

„Da kommt der Onkel Cohete,“ *) sagte Einer, der am Fenster stand.

„Winke ihn herein,“ antwortete ihm sein Nachbar in's Ohr.

Der Onkel Cohete war ein armer, sehr rechtschaffener, gutmüthiger und einfacher Mann, der den Spaßmacher spielte, um dadurch ein Almosen für die Mönche zu bekommen, deren Sammler er war. Er konnte den Gesang aller Vögel, das ferne und nahe Bellen des Hundes, das Mauen der Katze zur Vollkommenheit nachahmen, ganz besonders aber zeichnete er sich in der Nachahmung des Zischens und Knallens einer Rakete aus, was ihm den Beinamen, unter welchem er bekannt war, verschafft

*) Cohete heißt die Rakete. Anm. d. Uebers.

hatte. Außerdem wußte er eine Anzahl Couplets, Romanzen, Schnurren und Räthsel, die er mit dem drolligsten Gesichte von der Welt vorzutragen verstand. Die Quellen, aus welchen Onkel Cohete seine Späße schöpfte, waren nicht zu ermitteln, manche hatte er in einem Dorfe der Ebene gelernt, andere in einem Gebirgsdorfe, noch andere auf einem Bauernhofe. Hinsichtlich der Nachahmung des Gesanges der Vögel waren diese selbst seine Lehrer gewesen, wobei eine große Biegsamkeit des Organs, sowie große Geduld und Ausdauer von Seiten des Schülers, der zu überraschender Meisterschaft gelangt war, sie unterstützt hatte. In allen Zweigen, mögen dieselben wichtig oder unwichtig sein, führt die Ausdauer weit.

Dringend gebeten, einige seiner Späße zum Besten zu geben, begann Onkel Cohete mit der Hersagung der Gebote des Armen und des Reichen, eins von den Themas, welche damals der meisten Popularität genossen. Er sprach also:

„Der Gebote des Reichen von heutzutage sind fünf, nämlich:

Das erste: Viel Geld zu haben.
Das zweite: Alle Welt auszulachen.

Das dritte: Gutes Rind- und Hammelfleisch zu essen.

Das vierte: Am Charfreitage Fleisch zu essen.

Das fünfte: Weißen und rothen Wein zu trinken.

Diese Gebote sind in zwei zusammenzufassen: Alles für mich, Nichts für Euch.

Die Gebote der Armen sind:

Das erste: Nie Geld zu haben.

Das zweite: Sich von aller Welt auslachen zu lassen.

Das dritte: Weder Rind- noch Hammelfleisch zu essen.

Das vierte: Auch außer dem Charfreitag zu fasten.

Das fünfte: Weder weißen noch rothen Wein zu kosten.

Diese Gebote lassen sich auch in zwei zusammenfassen: Sich kratzen, wenn's juckt, und Alles um Gotteswillen tragen."

„Onkel Cohete, hat Euch der Sohn von Roba-Santos, der das Geld mit Scheffeln mißt, kein Almosen gegeben?" fragte Einer.

„Er hat mir nichts gegeben," antwortete Onkel Cohete.

„Wie der Vater, so der Sohn,“ sagte Onkel Bartolo.

„Heuer werdet Ihr viel zusammenbringen, Onkel Cohete; denn wenn's was für die Felder gibt, gibt's auch für die Heiligen.“

„Hier, Onkel Cohete, habt Ihr zwei Cuartos, nun sagt einmal die Gebote des neuen Gesetzes her,“ sagte der Mann, der ihn gerufen hatte.

„Der Gebote des neuen Gesetzes sind zehn,“ sagte Onkel Cohete.

„Das erste: Daß es in Spanien kein Geld gibt.

Das zweite: Daß die ganze Welt verdreht ist.

Das dritte: Daß Jedermann auf dem Pferde sitzen will.

Das vierte: Daß aus Amerika kein Cuarto kommt.

Das fünfte: Daß viele Recruten ausgehoben werden.

Das sechste: Daß das neue Gesetz aus der Fremde gekommen ist.

Das siebente: Daß in der Welt viele Leute über sind.

Das achte: Daß man in Navarra Zwiebäcke vertheilt.

Das neunte: Daß Jeder thut, was er will.

Das zehnte: Daß die Leute einander nicht sehen können.

Diese zehn Gebote lassen sich in zwei zusammenfassen: Einige sagen ja und Andere sagen **nein**."

„Sagt ein Räthsel, Onkel Cohete."

Der gute Mann, den Natur und Lebensweise zur Personification des freiwilligen und gutmüthigen Gehorsams gemacht hatten, sagte:

„Der Kopfputz der Doña Leonor,
Er bedeckt die Berge, nicht die Flüsse."

„Wir wissen's nicht, Onkel Cohete."

„Es ist der Schnee, meine Herren." *)

In diesem Augenblicke läutete es zum Gebet; Alle standen auf und nahmen die Hüte ab.

„Betet das Angelus, Onkel Bartolo," sagte der Wittwer.

Onkel Bartolo sprach das Gebet und hierauf ein Vaterunser für die Verstorbene.

Da hörte man den im Winkel sitzenden Knaben in lautes Schluchzen ausbrechen.

„Laß das Weinen, Lucas," sagte sein Vater

*) Ein zweites Räthsel des Onkel Cohete muß ich hier übergehen, weil es nur im Original verständlich ist.

Anm. d. Uebers.

zu ihm, „Männer weinen nicht. Wetter! Seit zwei Tagen bist Du wie ein altes Weib und plärrst in Einem fort. Besser, Du wärst in's Weiberzimmer gegangen. Daß ich Dich nicht wieder weinen höre, verstehst Du?"

„Nun, ich muß Dir sagen, Juan Garcia," antwortete Onkel Bartolo, „daß Du der Erste bist, den ich ein Kind habe schelten hören, das seine Mutter beweint. So wie Du mich hier siehst mit meinen Jahren, meinem Barte und meinem Leben als Guerillero, denke ich noch an die meinige und beweine sie. Denk' nur einmal!"

„Nun, Onkel Bartolo," antwortete Juan Garcia, „mit Wink und Lehre werden Kinder erzogen. Der Lucas ist immer ein Muttersöhnchen gewesen und ich will ihm lehren, daß ein Mann seinen Schmerz besiegt, aber sich nicht von ihm besiegen läßt."

Onkel Bartolo schüttelte den Kopf und sagte: „Die Zeit heilt den Kranken, nicht die Salbe, Juan. Wenn Du gestorben wärest, würde seine Mutter wahrlich Deinen Sohn nicht schelten für die Thränen, die er um Dich weinte."

Juan Garcia setzte sein früheres Leben fort und überließ sich noch ungezwungener der Frau, deren die Freundinnen der Verstorbenen bei der

Trauerfeierlichkeit erwähnt hatten. Diese schlechte Person hatte den Beinamen die Leona erhalten, weil sie aus der Insel Leon stammte, wo sie einen Sergeanten heirathete, der nach Amerika eingeschifft worden war. Die Leona war wie alle schlechten Frauen, das heißt viel schlechter als die Männer gleichen Schlages, denn bei der feinen Organisation des Weibes verwandelt sich ihr zartes Gefühl für das Gute in Raffinement für das Böse und ihr Scharfsinn in boshafte Schlauheit.

Nachdem sie sich vorgenommen und es auch erreicht hatte, Juan Garcia, der einiges Vermögen besaß, in ihre Netze zu ziehen, nahm sie sich vor und erreichte es gleichfalls, nicht nur, ihn gegen seine Frau gleichgiltig zu machen, sondern, bewogen durch jenen Widerwillen und jenen bittern Neid, welchen verworfene Frauen gegen die tugendhaften haben, setzte sie es auch durch, daß er sich von der seinigen ganz abwandte und sie sogar mißhandelte. Juan Garcia war ein schwacher Mensch und deshalb sehr leicht von einer Person, die er liebte, zu unterjochen, obwohl er gegen die, welche er nicht liebte, störrisch, widerspenstig und despotisch war, gewissermaßen um sich zu entschädigen. Allmälig war es so weit gekommen, daß die Leona ihn unfreundlich

empfing, wenn er ihr nicht als Brandopfer die Erzählung irgend eines Beweises von Abneigung und Grausamkeit gegen das arme Opfer brachte, deren einziges Verbrechen darin bestand, daß in ihrem Rechte sowohl wie in ihrem stillen und klugen Dulden die augenscheinlichste Brandmarkung jenes Betragens lag, und diese Brandmarkung war um so größer, als das Volk auf dem Lande sehr reine Sitten bewahrt. Und damit diese unsere Behauptung bei Denjenigen Glauben finde, welche uns der Parteilichkeit für das Landvolk beschuldigen möchten, wollen wir sogleich hinzufügen, daß diese Sittenreinheit sehr natürlich dem wohlthätigen Einflusse der Arbeit zuzuschreiben ist, welche mit dem Müßiggange auch dessen Kinder, die Laster, verjagt, und der heiligen Armuth, welche die Entstehung derselben verhindert, da es ihr an den Mitteln fehlt, sie zu befriedigen. Wenn die positiven Leute durch diese unwiderleglichen Gründe überzeugt sind, wollen wir hinzufügen, daß wir mit diesen Gründen noch andere in Verbindung bringen, nämlich die gesunden sittlichen Ideen und die eingewurzelten Grundsätze der Ehre, welche Jahrhunderte des Katholicismus diesen Leuten eingeimpft haben und welche sich von Geschlecht zu Geschlecht immer wieder erneuern durch

jenen der Religiosität eigenen Eifer, der nie erkaltet, nie ermüdet, sich nie verändert.

Juan Garcia war also eine von den Ausnahmen, an welchen es den Regeln nie fehlt. Und sicherlich hatte seine schlechte Behandlung, verbunden mit dem Schmerze und der Scham, zu dem Tode seiner armen Frau beigetragen, welche als letzten Beweis ihrer Liebe und als letzte Handlung einer Christin ihm im Tode verzieh. Aber Juan Garcia's Seele war zu sehr in Schmutz versunken, als daß dieser heilige Tod Mitleid oder Reue in ihr hätte erwecken können. Ganz verstockt war der Mann nicht, aber vor den Augen seiner Seele lag — wie vor den Augen so Vieler in dieser Welt des Irrthums! — eine jener Binden, die leider erst am Tage des Gerichts fallen werden, wo das Licht der Wahrheit die erste Strafe sein wird, die ihrer wartet.

Seine armen Kinder waren nun verwaist und verlassen, ja sie wären vollkommen hilflos gewesen ohne jene thätige Christenliebe der Frauen aus dem Volke, in Folge deren sie sich zu warmen Beschützerinnen der Verlassenen und zu strengen Richterinnen der Ungerechten machen. Die Nachbarinnen nahmen sich daher der Kinder an und zwangen ihren Vater, sie zu ernähren und zu kleiden, indem sie ihm sehr

offen und unverholen sein schlechtes Betragen vorwarfen und ihm mit unerschütterlicher Bestimmtheit seine Pflichten vorschrieben.

Nächstenliebe! Heilige, erhabene Tugend! Einige rühmen Dich und Andere verstehen Dich; Einige wollen Dich leiten, Andere leitest Du. Warum sieht man Dich nicht in den Palästen, welche die Philanthropie Dir erbaut? Und warum erscheinst Du in all Deinem Glanze in den Hütten der Armuth und prunkst mit dem Heller der Wittwe? Weil die Nächstenliebe Herrscherin, nicht aber Sclavin sein will.

Die armen Kinder waren untröstlich über den Tod ihrer Mutter. Alleinstehend wie sie waren, hatten sie alle Gefühle ihres Herzens concentrirt in gegenseitiger Liebe zu einander und in Schmerz über den Verlust ihrer Mutter.

Nichtsdestoweniger that Lucas, der fünf Jahre älter war als seine Schwester, was in seinen Kräften stand, um sie aufzurichten und zu zerstreuen.

„Weine nicht, Lucia," sagte er eines Abends, einige Zeit nach der eben berichteten Trauerfeierlichkeit, „weine nicht! Mutter wacht davon nicht wieder auf und Du machst mich auch nur weinen. Was soll ich thun, um Dich zu erheitern?"

Das kleine Mädchen antwortete nicht.

„Soll ich Dir eine Romanze vorsingen?“

Lucia bejahte mit einem Kopfnicken und der Knabe fing mit sanfter und wohltönender Stimme in der einfachen und traurigen Romanzenmelodie an zu singen:

„Heil'ger Christus von dem Lichte!
Leihe Worte meiner Zunge,
Daß sie möge sagen können,
Was mit einem armen Weibe
Einst sich zutrug in Sevilla.
Sie besaß der Töchter zweie;
Voller Demuth war die Eine,
Doch voll Hochmuth war die And're.
Wurden Frauen zweier Brüder,
Die in nichts einander glichen.
War ein wüster Bursch der jüngste,
Spielte und verthat das Seine;
Fleißig aber war der ält're
Und verstand den Pflug zu führen.
Und es kamen schlimme Jahre
Und es starb der jüng're Bruder,
Ließ sein armes Weib als Wittwe
Tief betrübt und voller Sorgen.
Und um Brot schrien ihre Kinder,
Und die Arme, die nichts hatte,
Ging zum Hause ihrer Schwester,
Sprach zu ihr mit diesen Worten:
Um Gott bitt' ich Dich, o Schwester,
Um Gott und die heil'ge Jungfrau,
Schenk' mir eine milde Gabe!

Gott wird Dich dafür belohnen!
Schwester, geh', versetzt die And're,
Geh', entferne Dich, Maria;
Als wir beide uns vermählten,
Hab' ich nichts voraus erhalten.
Und die Schwester ging und weinte,
Tief betrübt und voller Sorgen.
Alle Nachbarinnen liefen
Zu ihr hin, als sie so schluchzte,
Fragten sie, was ihr geschehen.
Doch sie sagt es ihnen nicht,
Ging und schloß sich in ihr Zimmer,
Wo ein Altar stand der heil'gen
Jungfrau von dem Rosenkranze,
Himmelskönigin Maria.
Und es kam zurück der Schwager
Von der Arbeit hinter'm Pfluge,
Fand das Essen auf dem Tische,
Sagte, daß er essen wollte.
Nahm ein Brot und brach's und siehe!
Aus dem Brote floß ein Blutstrom.
Warf es fort und nahm ein and'res,
Doch mit dem geschah dasselbe.
— Frau, was ist mit diesem Brote,
Was hat hier sich zugetragen?
Und sie sprach: Du kannst wohl denken,
Daß ich's nicht erzählen wollte.
Diesen Morgen war Maria,
Meine Schwester, hier im Hause,
Bat um eine milde Gabe,
Doch ich hab' sie ihr verweigert. —
Wer der Schwester Brot verweigert,

Muß kein Herz im Busen tragen;
Wer der Schwester Brot verweigert,
Weigert es der heil'gen Jungfrau.
Und der Mann ergriff sechs Brote,
Lief damit zu seiner Schwäg'rin,
Doch er fand die Thür verschlossen,
Fenster auch und Fensterladen.
Doch durch einen Spalt erblickt er
Viele Lichter angezündet
Und sechs Engel sah er knien
Um sechs Leichen, die da lagen.
Seine arme Schwäg'rin war es,
Sie und ihre armen Kinder.
Lebe wohl, Du Herzensschwester!
Rief er aus mit heißen Thränen,
Lebe wohl, Du Herzensschwester
Und ihr süßen Schwesterkinder!
Hab' ich mehr auch als ich brauche,
Wär' ich gern an Eurer Stelle,
Denn Ihr habt vertauscht die Mühsal
Mit dem Ruhm des ew'gen Lebens." *)

„Und sie ließ ihre Schwester vor Hunger sterben?" fragte die Kleine, deren schon gerührtes Herz wiederum ihre Augen mit reichlichen Thränen füllte.

---

*) Diese herrliche Romanze, aus welcher Schiller oder Bürger eine ihrer schönsten Balladen gemacht haben würden, ist in einem kleinen Gebirgsdorfe gesammelt worden und, wie die Leute daselbst behaupten, sehr alt. Anm. d. Verf.

„Ja, ja, es war eine böse Frau. Aber, weine nicht, Lucia, ein Lied ist keine wahre Geschichte."

„Wenn es nicht wahr wäre, würden sie nicht eine Romanze daraus gemacht haben," antwortete das Kind.

„Sie haben es erdichtet," sagte Lucas. „Siehst Du denn nicht, daß es unmöglich ist, daß eine Schwester die andere vor Hunger sterben läßt, ohne ihr zu helfen. Um mich, Lucia, kannst Du unbesorgt sein, denn wenn ich groß bin und etwas verdienen kann und wär's auch nur ein Stückchen Brot, so werde ich es mit Dir theilen, meine Herzensschwester. Du weißt wohl, daß Mutter vor ihrem Tode Dich mir empfohlen hat, und ich habe ihr versprochen, Dich nie zu verlassen."

„Und Du wirst es halten."

„So wahr mir Gott das ewige Leben schenken möge."

„Und wenn Du es einmal thust, so werde ich Dir diese Romanze vorsingen, damit Du Dich dessen erinnerst, was Du mir jetzt versprichst."

„Ja, ja, thu das, lerne sie auswendig." Und der Knabe fing an, seiner Schwester die Romanze zu lehren.

So vergingen sieben Jahre. Lucia zählte fünfzehn Jahre und war eins jener holden Geschöpfe geworden, wie man sie in einem heißen Klima flüchtig erscheinen und wieder verschwinden sieht. Lucas, der zwanzig Jahre alt war, hatte sich außerordentlich entwickelt und war ein junger Mann von stattlicher Gestalt geworden und so verständig und fleißig, daß er vorzugsweise vor Andern zu den Feldarbeiten gesucht wurde. Beide Geschwister trugen in ihren Gesichtszügen den Typus ihrer Mutter und das war der schöne andalusische Typus: ein langes Gesicht, eine feine, gebogene Nase, schwarze, große und ausdrucksvolle Augen, einen kleinen Mund mit tadellosen Zähnen, eine hohe und stolze Stirn und Anstand und Adel in ihrem ganzen Wesen.

Ihr Vater dagegen lebte nach wie vor unter dem Joche der Leona, welche ihm sein ganzes Vermögen ablockte und ihn zum Trinker und Müßiggänger gemacht hatte, um ihn leichter beherrschen zu können. Unfähig und unlustig zur Arbeit, verkaufte er nach und nach, um die Forderungen der Leona befriedigen zu können, Alles, was er hatte, und gleich einem wasserarm gewordenen Flusse folgte er dem Bette, das er sich geöffnet hatte, als er noch kräftig und vermögend war, ohne die Kraft und den

Willen, sich ein neues zu öffnen. Seitdem Lucas fähig zur Arbeit war, erhielt er allein das Haus durch jenen bewunderungswürdigen Tagelohn des Arbeiters, welchen Gott zu segnen scheint wie jene Brote und Fische, die zur Speisung der Armen dienen sollten. Denn wie eine Peseta *) und zuweilen zwei Realen Vater, Mutter, gewöhnlich ein halbes Dutzend kräftiger Kinder, häufig noch einen alten Vater, eine alte Mutter oder Schwiegermutter ernähren, Alle, den Vater sogar sehr kostspielig **) kleiden, die Hausmiethe bezahlen, die Ausgaben für Geburten, Krankheiten und Zeiten, wo es keine Arbeit gibt, bestreiten und dazu noch einen Cuarto übrig haben kann, den der Landmann dem Bettler nie verweigert, — das ist etwas, das die Vernunft nicht begreift und das deshalb in die Kategorie der vielen Dinge gehört, in welchen wir nur deshalb den Finger Gottes oder sein unmittelbares

*) Eine Peseta gilt zwei Silberrealen à 4 Sgr. nach unserm Gelde. Mit den folgenden von der Verfasserin im Texte angeführten Realen müssen also Kupferrealen, welche halb so viel werth sind als die Silberrealen, gemeint sein.

Anm. d. Uebers.

**) Wir halten es für der Mühe werth, hier den genauen Kostenbetrag eines der einfachsten Anzüge für einen andalusischen Landmann, so wie ihn ein jeder trägt, anzuführen:

Eingreifen nicht sehen, weil wir kein Nachdenken haben oder absichtlich blind sind.

Lucas, der seine Schwester zärtlich liebte, hatte sich, als er sie von seinem Vater vernachlässigt sah; jene unter dem Landvolke unerkannte und unbe-

---

Ein Mantel	260
Ein Calañeserhut	30
Eine Tuchjacke	60
Ein Tuchbeinkleid	60
Silberne Knöpfe	60
dito für die Jacke	36
Eine wollene Leibbinde	50
Eine Weste	30
Hemd von mittelfeiner Leinwand .	20
Unterbeinkleider von Doppelleinwand	10
Schuhe von Kalbleder	22
Gamaschen	40
Strümpfe	14
Halstuch	4
Summa	696.

Und dies ohne Macherlohn, denn Alles machen die Frauen. [Die Münzsorte gibt die Verfasserin nicht an, vermuthlich sind Kupferrealen gemeint. Anm. d. Uebers.]

Was sagen der Materialismus und die Nationalökonomie, was sagen die Sparcassen dazu, da der andalusische Tagelöhner ja nur in einem Sacke von grober Leinwand, ein Paar Sandalen und einem Korbe anstatt des Hutes einhergehen könnte?!

Anm. d. Verf.

strittene Vormundschaft über sie angemaßt, die dem ältern Bruder in Ermangelung des Vaters von Rechtswegen gebührt, und mit seiner Verpflichtung, seine Geschwister zu erhalten, zusammenhängt. Jenes Recht und diese Verpflichtung stehen zwar in keinem geschriebenen Gesetzbuche aufgezeichnet, aber sie sind durch die Ueberlieferung in die Seelen geprägt und haben vielleicht die Einrichtung von Majoraten veranlaßt.*) Lucas zeigte auch jenen noch uncultivirten Typus der ritterlichen und poetischen Brüder, wie sie uns Calderon, Lope und gleichzeitige Dichter in ihren schönsten Sittengemälden als Muster der Ritterlichkeit, des Zart- und Ehrgefühls hinterlassen haben.

Was Lucia betrifft, so war sie, wie ihre Mutter gewesen war, liebend, schwach und eindrucksfähig; sie war ihrem Bruder mit inniger Liebe zugethan, in welche sich der Respect mischte, ohne die Zärtlichkeit zu vermindern.

Eines Abends waren im Hofe des Hauses

---

*) Das ist in der That die Organisation der Familie im ganzen Königreich Arragonien, in den baskischen Provinzen und in den Gebirgen von Santander. Darum ist die Gesetzgebungswuth in Spanien etwas so Gefährliches.


Anm. d. span. Herausgebers.

Juan Garcia's mehrere Nachbarinnen, welche daselbst wohnten, versammelt.

„Wißt Ihr schon die Neuigkeit?“ sagte die Verwandte der verstorbenen Anna. „Der Mann der Leona soll gestorben sein; was sagt Ihr dazu?“

„Nun,“ antwortete eine der Nachbarinnen, „daß jetzt die Leona singen wird:

Mein Mann ist todt;
Gleich einem Opfer
Mit Dornen gekrönt
Fährt er gen Himmel.“

„Sprich ernsthaft, Frau, denn die Sache ist es,“ antwortete Anna's Verwandte.

„Nun, was soll ich sagen? Es thut mir leid.“

„Und mir auch, und das macht schon zwei, denen es leid thut,“ fügte lachend eine Andere hinzu.**)

„Mir thut's am meisten leid,“ meinte die Verwandte, „weil es heißt, Juan Garcia werde die Schlange von Wittwe heirathen.“

„Willst Du wohl schweigen, Frauenzimmer!“

„Ich will nicht schweigen, ich sage noch mehr; ich sage, daß ich nicht daran zweifle, denn das

*) Im Original steht hier ein unübersetzliches Wortspiel.
Anm. d. Uebers.

liederliche Geschöpf hat ihn unter, und zwar ganz und gar und wird ihm die Hölle heiß machen, willst Du so nicht, so mußt Du so."

„Was das anbelangt, das ist wahr," bemerkte die Andere, „sie hat ihn ganz verdummt durch's Saufen, und sie gibt ihm nicht bloß Wein, der der rechtmäßige Sohn der Erde ist, sondern auch Branntwein, den verdammten, der schädlich ist, denn er ist ein Sohn schlechter Väter."

„Dieser Geier zieht ihn ganz aus, bis er an der Wand klebt wie ein Salamander," fügte die Andere hinzu; „denn sie ist die Habgier selbst, die mit einer Hand nach der Erde greift, mit der andern nach dem Himmel und mit offenem Munde einhergeht, daß ihr nichts entwischt."

„Und das wird denn Juan's dritte Frau. Möglich, daß sie stirbt wie die beiden andern und die vier Kinder von ihm, die schon unter der Erde liegen; denn er scheint einen Viperathem zu haben."

„Die Leona todtkriegen! Ja, das wäre auch so leicht! Ich bin überzeugt, das kriegt der Tod nicht fertig und wenn er ein ganzes Jahrhundert zur Hilfe nähme. Hat doch die Cholera, die so viele gute Menschen mit weggenommen hat, in ihr Haus keinen Fuß gesetzt."

„Die Landstreicherin hat ja zu viel Glück!"

In diesem Augenblicke trat Lucas ein; es war Sonnabend und er kam, um den Sonntag in Ruhe zu genießen.

„Lucas," sagte seine Verwandte, „weißt Du schon, daß die Leona Wittwe geworden ist, und daß man sagt, Dein Vater werde sie heirathen?"

Diese Worte trafen Lucas wie ein Blitzstrahl. Er blieb aber ruhig und antwortete:

„Tante Manuela, Ihr träumt am hellen Tage oder werdet altersschwach."

„Sag' nicht, daß ich alt werde, Lucaschen, sag' lieber, ich sei fett wie eine Füchsin," antwortete die joviale Verwandte. „Niemand als dem Wein und den Pergamenten sagt man in's Gesicht, daß sie alt sind."

„Und warum seid Ihr so früh geboren? — Mir kommt nicht mit solchem Firlefanz."

„Nun, mein Sohn, sprich Deinen Beschluß bei Zeiten aus, denn alle Welt sagt es."

„Hinter meinem Rücken mag man sagen, was man will, denn Worte und Gedanken lassen sich nicht verhindern. Aber so lange ich zugegen bin, soll Niemand meinen Vater in den Mund nehmen."

„Wollen wir wetten, daß er sie heirathet, Lucas?“

„Genug davon, Tante Manuela; das Sprichwort sagt: Mit dem Scherze muß man aufhören, wenn er am besten gefällt.“

Lucas besaß, wie jeder energische Mann, etwas Imponirendes in seinem Ernste; die Frauen schwiegen und er ging in seine Wohnung.

Nachdem er eine Zeit lang bei seiner Schwester, der er indessen nichts von dem sagte, was so lebhaft seine Gedanken beschäftigte, gewesen war, ihr das Geld, welches er mitgebracht, übergeben und heiter und liebevoll mit ihr gesprochen hatte, ging Lucas fort zu seinem Nachbar, dem Onkel Bartolo.

Lucas wußte, daß der alte Guerillero — sowohl seines Alters als seiner Einsichten wegen und weil er ein Freund seines Großvaters gewesen war — einen großen Einfluß auf seinen Vater hatte, und Niemanden hielt er für geeigneter, sich ihm anzuvertrauen und ihn um seine Vermittelung in dieser Angelegenheit zu bitten, indem er Juan Garcia von einem so unsinnigen Vorhaben, falls er es wirklich hätte, abriethe.

„Sieh da, Lucaschen!“ sagte der alte Guerillero, „was bringst Du denn, daß Du so mit

catalonischem *) Schritt und mit einem Gesichte wie ein Schmied kommst?"

Lucas sagte ihm, was ihn herführe.

Als er geendet hatte, schüttelte Onkel Bartolo den Kopf und antwortete:

„Lucas, das Sprichwort sagt: Zwischen zwei Mühlsteine stecke Keiner seine Finger. Indessen, weil Du es wünschest und weil sich's dabei um Lucia, das sanfte Täubchen, handelt, will ich thun, was Du wünschest, sollt' ich mich dabei auch mit Deinem Vater überwerfen, was sicher der Fall sein wird. Wisse indessen, daß nichts damit gewonnen sein wird."

„Aber, Onkel Bartolo, was man nicht anfängt, bringt man nicht zu Ende."

„Ich sage Dir ja, daß ich es thun will; denn Du sollst nie sagen können, Du habest mich gesucht und nicht gefunden. Ich will Dir nur bemerklich machen, daß bei halsstarrigen Leuten guter Rath verloren ist, wie Räucherkerzchen für die Schweine. Und, die Wahrheit zu sagen, will ich lieber mit solch einem Welschen von damals zu thun haben

---

*) Das ist: ruhigem, gemessenem Schritt.
Anm. d. Uebers.



als mit Deinem Vater, den die Spitzbübin in den Klauen hat wie eine Spinne eine Fliege."

Den folgenden Tag ging unser alter Guerrillero zu seinem Nachbar, den er unwohl fand.

„Nun, Juan," sagte er beim Eintreten, „wie geht es Dir, Mann?"

„Ich bin nicht ganz munter, Onkel Bartolo," antwortete der Patient, „dieser Wind bekommt mir sehr schlecht. Und wie geht's Euch?"

„So sachte hin, mein Sohn, wie Einem, der noch aus dem vorigen Jahrhundert ist. Und das macht mir auch weiter keinen Kummer; besser grau als flau."

Da die Diplomatie Dasjenige war, was Onkel Bartolo in seiner langen Laufbahn am wenigsten studirt hatte, fuhr er, ohne sich bei einer Einleitung aufzuhalten, folgendermaßen fort:

„Aber laß uns zur Sache kommen, denn wo es eine Heerstraße gibt, soll man sich nicht durch die Büsche schlagen. Ich habe gehört — aber ich mag es nicht glauben — ich habe gehört, daß Du heirathen willst."

Juan machte ein finsteres Gesicht und antwortete:

„Ich hab' es ja Keinem gesagt, wie habt Ihr es denn erfahren können?"

Auf eine Frage mit einer andern zu erwiedern, um der Antwort aus dem Wege zu gehen, ist eine der Regeln des Mutterwitzes, welche das Volk am Schnürchen hat. Onkel Bartolo fuhr fort:

„Na, siehst Du! Du wirst's gedacht haben und heutzutage spinnen die Leute so fein, daß sie die Gedanken errathen. Also . . . rund heraus: Du hast's gedacht und willst es thun? Sag' die Wahrheit."

„Die Wahrheit!" antwortete Juan Garcia, zu einer neuen Ausflucht greifend, um kategorisch zu antworten, „hab' ich doch alle meine Christenpflichten in diesem Jahre erfüllt, um sie nicht zu sagen, und ich sollte sie Euch sagen? Nein, Señor, wenn ich sie von mir sage, hab' ich sie ja nicht mehr."

„Aus Deiner ausweichenden Antwort sieht man, daß Du daran gedacht hast und daß Du es thun willst," antwortete Onkel Bartolo, „und Du kannst's nicht leugnen und sollst mich nicht bei der Nase herumführen."

„Die Sache ist aber noch gar nicht reif," antwortete Juan.

„Und Du weißt, Christenmensch, was Du thust? Denn wenn man heilen will, muß man zuerst die Krankheit kennen."

„Ja, Señor, ich habe vollkommen meine fünf Sinne.“

„Ja, Juan, viere sind nicht zu gebrauchen und einer fehlt ganz. Du kennst mich, mein Sohn, nicht wahr?“

„Ja, Señor.

„Du weißt, daß ich Dich schätze?“

„Ich sage nicht nein, Onkel Bartolo.“

„Du weißt, was das Sprichwort sagt: Ein guter Ochs pflügt gradeaus.“

„Zugegeben, Onkel Bartolo. Man weiß ja, das Alter gibt Einsicht, denn es hat immer geheißen: Der Teufel ist nicht deshalb so klug, weil er der Teufel ist, sondern weil er alt ist.“

„Nun, da dem so ist, willst Du mir vertrauen?“

„Nun, natürlich.“

„Und auf meinen Rath etwas geben?“

„Wozu schickt Ihr all den Vortrab voraus, Onkel Bartolo? Worauf wollt Ihr hinaus, daß Ihr immer siebt, ohne daß Mehl fällt?“

„Ich will darauf hinaus, Dir weiter nichts zu sagen, als: Heirathe nicht, Juan Garcia.“

„Und warum, wenn ich fragen darf?“

„Heirathe nicht, Juan Garcia!“

„Onkel Bartolo, gebt keinen Rath, der wie ein Findelkind ist, ohne Vater und Mutter. Ich soll nicht heirathen? Und der Grund?“

„Juan, mit wem man umgeht, mit dem soll man keinen Contract machen.“

„Wenn dem so wäre, müßte ich grade erst recht heirathen; denn wenn die Frau durch mich ihren guten Ruf verloren hat ...“

„Still, Juan, still, komm' mir nicht mit solchen Geschichten ... dem Unrecht fehlt's nie an Vorwänden. Du weißt wohl, daß das Frauenzimmer ihren Ruf nicht durch Dich verloren hat, denn Niemand kann verlieren, was er nicht hat.“

„Onkel Bartolo, bei meinem Barte, hättet Ihr nicht graues Haar und wäret Ihr nicht meines Vaters Freund gewesen, bei Gott ...!“

„Ruhig, Mann, ereifere Dich nicht und geh' nicht durch. Zum Kuckuck! Ich komme ja nicht hierher, um Dich zu ärgern und zu reizen, sondern ich komme in sehr guter Absicht, als Dein Freund, um Dich abzuhalten, eine ungeheure Dummheit zu begehen. Hast Du wohl an die Stiefmutter gedacht, die Du Deinen Kindern gibst?“

„Die gut ist zu ihres Vaters Frau, wird auch

wohl zu ihrer Stiefmutter gut sein. Und vor allen Dingen, das, was ich thue, ist gut gethan."

„Ist gut gethan? Jetzt bist Du wie der Engländer Don Turo, der anstatt eines Rebhuhnes eine Elster schoß und nachher sagte: Es ist gut! Bedenke, Juan, daß die Kinder nicht entfernt wünschen können, unter der Fahne der Frau zu leben; Du wirst Dich mit ihnen veruneinigen . . . und wer sich von den Seinigen entfernt, den verläßt Gott."

„Sie werden nicht mit ihr leben wollen? Was sagt Ihr da, Señor? Das wollten wir doch einmal sehen! Wo das Meer hingeht, gehen die Wellen hin, Onkel Bartolo."

„Bedenke, Juan, daß der Lucas, der Ehre im Leibe hat, nicht zugeben wird, daß seine Schwester bei einer verrufenen Frauensperson lebt."

„Den schlechten Ruf, den sie durch mich bekommen hat, werde ich ihr nehmen; verstanden? Und der Lucas wird sich hüten, sich zu widersetzen, so lange ich lebe, denn zu befehlen kann nur Einer haben, und wo die Grillen zirpen, schweigen die Heimchen."

„Juan, bedenke, daß Dein Sohn die Stütze Deines Alters sein muß, bring' ihn nicht auf, er könnte sonst das Weite suchen."

„Ich brauche meinen Sohn nicht. Ich kann mich, meine Frau und meine Tochter allein erhalten.“

„Was kannst Du, Juan? Aus ausgepreßtem Trester kommt nie guter Most. Hat Dir denn das Frauenzimmer nicht schon Dein Stückchen Land und Dein Fleckchen Olivenbäume verschlungen und Dir nichts gelassen als das Haus, das wohl hingehen wird, wohin das Andere gegangen ist? Und was das Verdienen betrifft, so hast Du Dich ja auf die faule Bank gelegt und Dein Rückgrat ist steif geworden, und wo das Werkzeug an der Wand hängt, kehrt das Glück nicht ein. Also woher willst Du denn die Mittel nehmen? In Schulden wirst Du gerathen, bezahlen wirst Du nicht können, und mag Einer auch ein noch so rechtschaffener Mensch sein, wenn er schuldig ist und nicht bezahlt . . . hin ist sein Ruf.“

„Die Leona hat da an der See einen Gevatter, der Schmuggler ist, der wird mich zum Theilhaber annehmen.“

„Na, das fehlte noch!“ rief Onkel Bartolo entrüstet aus, „Du, Du willst anfangen, auf Schleichwegen zu gehen? Plagt Dich denn der Teufel, Juan Garcia? Hast Du ganz und gar den Verstand verloren oder machst Du Dir einen Spaß mit

mir? Sage ich doch, daß wer mit Wölfen umgeht, der lernt mit ihnen heulen! Weißt Du nicht, was das Sprichwort sagt: Das gut Verdiente holt der Teufel und das schlecht Verdiente holt er sammt seinem Besitzer? Aber zur Sache. Kurz gesagt, Juan, das Frauenzimmer steht in schlechtem Rufe und den kannst Du ihr nicht nehmen und selbst der König nicht, wenn er's versuchte. Ihr Ruf ist von Hause aus schlecht und weder Du noch der Bischof, wenn er wollte, werden ihn gut machen, und ein fauler Apfel steckt den andern an."

„Ei, so schlag' das Wetter drein! Der bösen Nachrede entgeht nichts. Wenn sie mir eben nur gut scheint, so sind wir Alle zufrieden."

„Ehe Du heirathest, Juan, bedenke, was Du thust. Mit Jugend kannst Du Dich nicht entschuldigen, wenn Du einen unsinnigen Streich begehst, denn Du bist über vierzig Jahre alt . . ."

„Und habe über vierzig Arrobas Geduld, Onkel Bartolo. Wetter! Habe mir da Einen gesucht, der mir Geld geben soll, und Keinen gefunden, und finde, ohne zu suchen, Einen, der mir Rath gibt."

„Na, mein Sohn, Du hast's in Deiner Hand!" sagte Onkel Bartolo aufstehend. „Erinnere Dich, daß es Dir nicht an Einem gefehlt hat, der Dir

gut rathen wollte, und zwar einen Mann von reifem Verstande, der Dir die Zukunft voraussagte. Diese Heirath, Juan, wird Deines Hauses Verderben. Und denk' an das, was ich Dir heute sage: Es wird ein Tag kommen, wo Du nur noch Augen zum Weinen haben wirst."

Mit diesen Worten verließ Onkel Bartolo das Zimmer.

„Sohn," sagte er zu Lucas, der ihn in seinem Hause erwartete, „das war verlorene Mühe; ich habe Dir's vorher gesagt. Geh', glaub' mir und füge Dich; setz' nicht Zähigkeit gegen Härte. Du ziehst schließlich doch den Kürzern, denn das Seil reißt immer, wo es am dünnsten ist. Und Du bist der Sohn und er der Vater und er hat die Gewalt und Du leckst nur gegen den Stachel."

Lucas ging muthlos wieder an seine Feldarbeit, und am folgenden Sonnabend, beim Nachhausekommen, erfuhr er, daß am Sonntag sein Vater zum ersten Male aufgeboten werden sollte. Da beschloß er, in Verzweiflung und als letztes Hilfsmittel, mit ihm zu sprechen.

Wir haben bereits angedeutet, in wie kalten und trockenen Beziehungen sie zu einander lebten, dank der geringen Sorge, welche der schlechte Mensch

für seine Kinder gehabt hatte. Zuletzt hatten noch Lucas ausgezeichnetes Betragen und der gute Ruf, welchen er demselben verdankte, seinem Vater jenes bittere Gefühl eingeflößt, welches im Menschen entsteht, wenn er in seinen Beziehungen zu einem Andern zwar das materielle Uebergewicht hat, demselben aber moralisch nachsteht, ein Gefühl, welches eine Feindseligkeit erzeugt, die nicht selten in Despotismus ausartet.

„Señor,“ sagte Lucas gemäßigt, aber fest zu seinem Vater, „ich habe gehört, Ihr wollt heirathen.“

„Da bist Du nicht falsch berichtet,“ antwortete Dieser.

„Ich hab' es nicht glauben wollen.“

„Und warum nicht, wenn ich fragen darf?“

„Der Frau wegen, die man als Eure künftige Gattin nannte.“

„Ist sie vielleicht nicht nach Deinem Geschmacke? Und meinst Du etwa, ich hätte Dich vorher um Rath fragen sollen?“

„Nein, Señor, nicht mich, ich bin noch ein junger, unerfahrener Mensch, aber Jemand, der mehr weiß und mehr gilt als ich.“

„Also,“ fuhr Juan Garcia mit unterdrücktem

Aerger fort, „also Dir scheint, daß Dein Vater des Rathes bedarf?“

„Ja, Señor,“ antwortete Lucas ernst, „wenn er eine junge Tochter hat und ihr eine Stiefmutter geben will.“

„Damit der Vater ihr nicht eine gibt, die das Mädchen auffrißt, wie der Währwolf.“

„Nein, Señor, nein, man weiß wohl, daß die Menschen sich nicht wie Anisförner hinunterschlucken lassen.“

„Oder die sie zur Arbeit anhält, weil sie selbst arbeitsam ist und nicht leidet, daß sie die Hände in den Schooß legt wie die Frau von einem Notar.“

„Nicht das, Señor; Lucia scheut die Arbeit nicht, denn das ist die Ehre der Armen.“

„Oder die sie vielleicht eingesperrt hält wie einen Hofhund.“

„Nein, Señor, davon ist nicht die Rede, denn meine Schwester, obwohl ohne Mutter aufgewachsen, ist häuslich und gehört nicht zu den Mädchen, die gern auf der Straße liegen und sich sehen lassen; sie ist gewohnt, zurückgezogen zu leben.“

„Nun, was ist's denn? Wirst Du endlich herausrücken?“

„Es ist,“ antwortete Lucas bestimmt, „daß jene

Frau dem Rufe meiner Schwester nachtheilig ist und sie in's Verderben stürzen kann."

Juan Garcia, der bis dahin seinen Zorn mit großer Mühe zurückgehalten hatte, stürzte auf seinen Sohn los und hob die Hand auf, um ihm eine Ohrfeige zu geben. Der Schlag traf den Kopf, den Lucas, als er seinen Vater ausholen sah, niedergebogen hatte.

„Gott bewahre mich, Vater," rief er schmerzlich aus, „weshalb schlagt Ihr mich? Habe ich Unrecht gethan? Habe ich respectwidrig gegen Euch gehandelt? Vater, kurz vor ihrem Sterben sagte meine selige Mutter zu mir: Lucas, wache über Deine Schwester! Ich versprach es ihr und erfülle es."

„Das," erwiederte Juan etwas besänftigt durch die von Lucas aufgerufene Erinnerung an seine Mutter und durch die Hochachtung, welche derselbe ihr erzeigte, „das wird sie Dir aufgetragen haben für den Fall, daß Lucia's Vater stürbe. Wer hat aber, so lange ich lebe, Gewalt über meine Tochter?"

„Vater, um der heiligen Jungfrau willen! laßt sie unter meiner Obhut, ich werde sie erhalten."

„Bist Du bei Sinnen?"

„Um Gotteswillen! Trennt uns nicht, ich werde in Accord arbeiten und uns Beide erhalten."

„Euch trennen! Davon ist keine Rede: Du ziehst mit ihr zu mir."

„Das werde ich nicht, Vater."

„Was ist das? Was heißt dies nicht? Willst Du Deinem Vater trotzen? Bist Du noch nicht zufrieden damit, meine Faust gekostet zu haben? Suchst Du noch eine Probe von meiner Gewalt?"

„Ihr seid mein Vater und könnt mich tödten, ohne daß ich einen Muck sage oder mich vergehe; aber mich zwingen, mit der Frau zu leben, das könnt Ihr nicht."

„Das werden wir sehen, Du unverschämter Trotzkopf Du!"

„Wir werden es sehen," antwortete Lucas und ging trostlos fort.

Lucas besaß eine jener edlen und zarten Naturen, die sich nach einem Siege demüthigen und nach einer Niederlage aufrichten, die keinen prahlerischen Hochmuth im Triumphe, aber auch kein kleinmüthiges Verzagen nach dem Sturz kennen. Dafür besaß er eine Festigkeit des Charakters, welche in Hartnäckigkeit und Starrsinn ausartete, wie dies

immer der Fall ist, wo die Energie, die keine Stütze an der Vernunft hat, vom Stolze ermuthigt wird.

Ohne daß er daher den strengen, vom Volke so genau beobachteten Respect gegen seinen Vater auch nur im Geringsten aus den Augen setzte, waren doch weder seines Vaters Drohungen noch die Liebe zu seiner Schwester vermögend, den Entschluß, welchen er bei jener entscheidenden Zusammenkunft gefaßt hatte, zu erschüttern. Nach der Unterredung mit seinem Vater ging er zu seiner Schwester und fand dieselbe in Thränen. Lange Zeit saßen beide Geschwister da, ohne zu sprechen, denn Beide fühlten wechselseitig, was die Thränen der Einen und die Niedergeschlagenheit des Andern veranlaßt hatte.

„Wenn Mutter die Augen wieder öffnete!" rief Lucia endlich aus.

„Wem Gott die Augen geschlossen hat, der hat keine Lust, sie wieder zu öffnen," antwortete Lucas. „Aber denke, daß sie vom Himmel aus ihre Augen immer auf ihre Tochter gerichtet hält. Ich kann ja nichts für Dich thun! Denn obwohl ich Alles gethan habe, um Dich unter meiner Obhut zu behalten, hab' ich es nicht erreichen können. Denn, Schwester, der Gewalt eines Vaters ist keine andere in der Welt entgegenzusetzen."

„Ich werde nie etwas Anderes thun, als was Du mir sagst, Lucas, denn Dir hat Mutter mich empfohlen," sagte Lucia weinend.

„Nun, wenn das ist," antwortete ihr Bruder, „so merke auf das, was ich Dir sagen will. Trage Dein Kreuz in Geduld, denn nur dadurch wirst Du es Dir erleichtern. Sei eine Binse für jeden Wind und ein Fels für das Unglück. Gehe immer den graden Weg, mag er auch bergauf gehen und voller Dornen sein; laß nie die grade Richtung außer Augen und blicke immer vorwärts, denn wer nicht vorwärts blickt, der weiß nicht, wo er hingeht. Läß Derjenigen, welche Deines Vaters Frau werden wird, die rechte Seite, aber laß Dich mit ihr, als mit einer verworfenen Frau, nicht ein und sprich mit ihr nur aus der Ferne."

„Wirst Du dasselbe thun, Lucas?"

„Ich? Ich werde thun, was Gott mir eingibt, Schwester," antwortete Lucas.

An Juan's Hochzeitstage war Lucas nicht zu sehen und vergebens suchte man ihn; er war verschwunden. Juan Garcia stellte eifrige und sorgfältige Nachforschungen nach seinem Aufenthaltsorte an und erfuhr einige Tage nachher von einem Maulthiertreiber, der aus Sevilla kam, daß er sich

als Soldat hatte anwerben lassen. Juan war es unangenehm, seine Autorität hintergangen zu sehen und an seinem Sohn eine Hilfe zu verlieren. Aber er tröstete sich damit, einen unmittelbaren und interessirten Augenzeugen losgeworden zu sein, dessen Tadel, formlos, lautlos und regungslos gleich dem Nebel, ihn durchdrang, ohne daß er sich seinem Einflusse entziehen konnte.

Lucia zog zu ihrer Stiefmutter, und es braucht nicht erst gesagt zu werden, wie viel sie bei derselben zu leiden hatte, insbesondere von Seiten ihrer Töchter, denen, da sie dumm und häßlich waren, das hübsche und kluge Mädchen ein Dorn im Auge sein mußte. Lucia fing an, mit Ergebung ihre Aschenbrödelrolle zu spielen, wie ihr Bruder ihr empfohlen hatte. Nach und nach aber nutzte sich ihre Geduld durch die fortwährenden Kränkungen, die sie erlitt, ab und ihre Seele füllte sich mit Bitterkeit und Groll. Zuweilen liebte sie es, durch ihre Vorzüge Diejenigen zu demüthigen, von welchen sie fortwährend gedemüthigt wurde; sie wurde eingebildet und gefallsüchtig. So wuchert der böse Same mit gewaltiger Schnelligkeit! Ein einziges Körnchen genügt, den andern die Thür zu öffnen und ihnen den Boden zu bereiten.

Damals kam ein Cavallerieregiment nach Arcos. Der Oberst desselben, Namens Gallardo, war reich und von guter Familie. Er war ein hübscher Mann gewesen und war noch sehr eitel. Diese Eitelkeit kam größtentheils daher, daß Geld und Ansehen um Diejenigen, welche sich ihrer erfreuen, eine Atmosphäre von Schmeichelei bilden, welche viele Menschen verdirbt und sie hochmüthig und anmaßend macht, weshalb sie sich mit großer Frechheit Dinge erlauben, welche Diejenigen, die der genannten Vorzüge nicht theilhaftig sind, nicht wagen. Wenn viele Leute die Autorität so verstehen, ist es nicht zu verwundern, daß dieselbe so unbeliebt ist, ihren Zauber verliert und so sehr geschmäht wird. Die Autorität muß sich ihrer Mission widmen und mit ihren Vorzügen auch ihre Pflichten auf sich nehmen, und die erste derselben ist: ein gutes Beispiel zu geben. Glauben etwa die Leute der Autorität, daß sie keine Pflichten gegen die Massen haben und daß diese gleichzeitig Mütter sind, welche sie erhalten müssen, und Räucherbecken, um ihnen göttliche Ehren zu erweisen? Wann werden wir moralisch zu jenen entlegenen Zeiten zurückkommen, wo die Menschen, abgemessen und würdevoll zugleich, die Schmeichelei nicht kannten und das Recht nicht verletzten! Jetzt

geschieht grade das Gegentheil: nie wurden Rechte weniger anerkannt, nie war die Schmeichelei kriechender.

Aber kehren wir zurück zum Obersten Gallardo, der Anlaß zu diesen Betrachtungen gegeben hat.

Dieser gute Mann machte außer andern Ansprüchen auch den blühender Jugend, ungeachtet die seinige doch schon reif war, so daß er, der noch wohl für einen jugendlichen Hahn gelten konnte, ein altes Huhn zu sein schien. Er hatte lockiges Haar und nahm dabei die Geschicklichkeit eines guten Friseurs in Anspruch, welche bekanntlich darin besteht, Locken zu erzielen, wo kein Haar ist. Er trug ein Pariser Corset, welches ihm eine Taille verschaffte, um die eine Sylphide ihn beneidet hätte. Er hielt Eroberungen in der Liebe für eben so ehrenvoll wie Eroberungen im Kriege und meinte, daß etwas Liederlichkeit bei einem Militär wie etwas Coketterie bei einer Frau das Salz und der Pfeffer für Beide wären. Dies in Verbindung mit einer solchen Dosis Eitelkeit, daß dieselbe in seinem Gehirn und seinem Herzen die ganze Leere ausfüllte, welche andere ihm fehlende Eigenschaften ließen, machten den Obersten Gallardo zu einem jener Leute, die verächtlich sind, ohne doch schlecht zu sein, und lächerlich, ohne

belachenswürdig zu sein. Wenn der Oberst die Officiere seines Regimentes in einem speech, das heißt einer kurzen Gelegenheitsrede, die hohl war wie ein trockener Kürbis, zu einem guten Verhalten ermahnte, so würde er in Verzweiflung gerathen sein, wenn dieselben nicht gewußt hätten, daß er eine Geliebte hatte und dieselbe mit Luxus unterhielt.

Dieser Herr, der natürlich — gleich Allen seines Schlages — ein Junggesell war, wurde dem Hause der Leona gegenüber einquartiert. Die Töchter der Letztern zögerten denn auch nicht, mit den Dienern des Obersten eine Bekanntschaft anzuknüpfen, deren Vorspiel gesungene Couplets waren, mit der augenscheinlichen Absicht, ein Liebesverhältniß anzuspinnen.

Die Soldaten ergriffen die Initiative und sangen zu ihrer Guitarre:

„Wär' Deine Schönheit
Im Kampf zu erringen,
Säh'st Du mich kämpfend
Den Degen schwingen."

Dann sang ein Anderer:

„Wenn Du den Civilisten wählst
Und nicht den Militär,
So gibst Du feines Gold, mein Kind,
Für grobes Kupfer her."

Darauf sangen die Mädchen, um ihre Zuneigung zu den Sängern und ihre Verachtung der Civilisten zu beweisen:

„Bewahr' uns Gott im Himmel
Vor einem Bauernlümmel.
Vor solchem Schollenmesser
Und Wassersuppenesser."

Es dauerte auch nicht lange, daß der Oberst sich in Lucia's Schönheit verliebte. Er war kein Mann, der aus seinen Gefühlen ein Hehl machte, und ach! Lucia war nicht mehr das gesittete, züchtige Mädchen, welche an Aeußerlichkeiten Anstoß genommen hätte, die für den Ort nothwendig ein Gegenstand des Aergernisses sein mußten.

In Kurzem war der betreßte Liebeswerber von den häuslichen Verhältnissen der Familie vollkommen unterrichtet und angesichts der Antecedentien der Stiefmutter und des traurigen Schicksals Lucia's wuchsen seine Hoffnungen. Dennoch aber irrte er sich. Denn Lucia, obschon hingerissen von Eitelkeit und Leichtsinn, schreckte doch, mit aller Energie angeborener Ehrenhaftigkeit, welche sie von ihrer Mutter geerbt hatte, vor der Verführung zurück. Dieser Widerstand erbitterte die Töchter der Leona, welche sich geschmeichelt hatten, Lucia in's Verderben

zu stürzen und zu gleicher Zeit sie loszuwerden, wenn der Oberst sie mitnähme. Sie entwarfen daher einen Plan, der, ausgeführt in Form eines bloßen Scherzes, den gewünschten Erfolg haben sollte. Sie verabredeten sich zu dem Zwecke mit dem Liebhaber und die Sache wurde folgendermaßen ausgeführt.

Eines Abends, als Lucia sich schon in ihr Schlafzimmer zurückgezogen hatte und beschäftigt war, ihr schönes Haar zu kämmen, öffnete sich plötzlich die Thür und der Oberst trat ein. Er war in seinen Mantel gehüllt und trug einen Calañeserhut; die Töchter der Leona kamen mit großem Geschrei und Gelächter hinter ihm her. Kaum hatten sie ihn in's Zimmer geführt, als sie, ihr Lachen und Schäkern verdoppelnd, davonliefen, die Thür zumachten und den Riegel vorschoben.

Entrüstung, Schrecken und Verlegenheit bemächtigten sich gleichzeitig in solchem Maße des unglücklichen Mädchens, daß sie keinen Weg sah, der Gefahr zu entgehen, und sich das Gesicht mit beiden Händen bedeckte.

Der Oberst wollte seine Späße und Galanterien in Anwendung bringen, um sie sich geneigt zu machen, was er, getäuscht durch die Leona, nicht

für schwer gehalten hatte. Aber er fand keine Worte vor jenem ernsten, feierlichen, stummen Schmerze; denn zwischen der Schande und der Unschuld ist eine so große Kluft, daß die Verwegenheit des Mannes sie nicht zu überschreiten vermag, er wäre denn ein vollendeter Bösewicht.

„So sehr fürchten Sie sich vor mir?“ sagte der Oberst endlich, indem er sich Lucien näherte, „vor mir, der ich nichts wünsche, als Ihnen zu gefallen?“

„Lucas, Lucas! Mein Bruder!“ rief das arme Mädchen, in Schluchzen ausbrechend.

„Ich werde gehen, ich werde gehen,“ sagte der Oberst, halb beleidigt und erzürnt, halb mitleidig.

Er ging nach der Thür; aber dieselbe war verschlossen.

„Sie sehen, ich kann nicht heraus,“ sagte er, sich wieder zu Lucia wendend.

„Ich weiß es,“ rief Lucia aus, „sie haben mich verderben wollen und es ist ihnen gelungen! Ich im Zimmer eingeschlossen mit einem Manne! Niemand wird mir wieder in's Gesicht sehen! Was wird Lucas sagen, mein geliebter Bruder!“

„Sie sind nicht verloren, mein Kind,“ sagte der Oberst verdrießlich. „Ich bin kein Freund von

Tragödien und die heroischen Lucretien machen mir Schrecken. Glauben Sie, daß ich nichts weiter wünsche, als mich zu entfernen, und um es Ihnen zu beweisen, will ich, da es nicht durch die Thür geschehen kann, es durch dieses Fenster thun, das auf den Hof geht."

Mit diesen Worten hüllte der Oberst sich wieder in seinen Mantel, stieg auf die Fensterbrüstung und sprang in den Hof, der nur von einer niedrigen Mauer umgeben war.

Kaum hatte er den Fuß auf den Boden gesetzt, als er sich von einem Manne gefaßt fühlte, der, blind von Wuth, ihn mit den gröbsten Schimpfworten überhäufte. Zugleich liefen die Leona und ihre Töchter schreiend herbei.

„Thun Sie ihm nichts, es ist mein Vater!" rief die unglückliche Lucia in der größten Angst vom Fenster herab.

Der Mann hatte ein Messer ergriffen. Der Oberst aber, der stark war und dem Abenteuer zu entgehen wünschte, ohne Lucia's Vater ein Leid zuzufügen und ohne erkannt zu werden, stieß den Angreifer mit solcher Gewalt zurück, daß derselbe rücklings überfiel; dann lief er nach der Mauer, sprang hinüber und verschwand.

Juan Garcia stand vom Boden auf in jenem Zustande blinder Wuth, in welchem rohe Menschen vor keinem Hindernisse stillstehen, vor keinem Verbrechen zurückschrecken. Er stieß seine Frau und seine Stieftöchter, welche, erschrocken vor den Folgen ihres eigenen Werkes, ihn zurückhalten wollten, heftig zur Seite und lief auf's Haus zu, um sich nach dem Zimmer seiner Tochter zu begeben.

„Lucia, Lucia! spring aus dem Fenster, Dein Vater will Dich ermorden," rief ihre Stiefmutter ihr zu, die ein Unglück kommen sah.

Schon hörte Lucia die trunkene und wüthende Stimme ihres Vaters, der sich ihrem Zimmer näherte, und außer sich sprang sie in den Hof.

„Versteck Dich im Hause des Obersten," sagte ihre Stiefmutter, ohne weitere Absicht, als sie zu retten. „Da vermuthet Dich Dein Vater am wenigsten, es ist das nächste Haus, Du kannst da am verborgensten und sichersten bleiben."

Lucia gehorchte mechanisch, geleitet vom Instinkte der Selbsterhaltung, dem einzigen Beweggrunde, der in äußersten Lebensmomenten vorwaltet.

Der Oberst ging unruhig in seinem Zimmer auf und nieder, als er das unglückliche Mädchen eintreten sah, bleich wie der Tod, bedeckt mit ihren

langen schwarzen Haaren, schaudernd vor Schrecken, kraftlos vor Verzweiflung.

„Sie haben mich in's Verderben gestürzt,“ sagte sie, auf einen Stuhl sinkend, „retten Sie mir wenigstens das Leben.“

Man darf wohl glauben, daß das Herz dieses Mannes, so trocken und für edlere Gefühle unempfänglich es auch war, doch unter solchen Umständen Gefühle und Worte fand, welche dem hilflosen Geschöpfe, das von der Noth gezwungen seinen Schutz suchte, einigen Trost gewähren konnten. Aber noch mehr. Der Oberst verliebte sich leidenschaftlich in das junge Mädchen, welches ihm durch alle die schönen Prismen erschien, welche die Unschuld, Jugend und das Unglück — ein von ihm veranlaßtes Unglück — umgeben.

Das arme Mädchen ihrerseits, ohne Schutz, ohne Stütze, ohne Liebe, ohne einen Ort, wo sie ihr Haupt hinlegen konnte, ohne festen Charakter zum Widerstande, ohne Energie, um Mittel zu ihrer Rettung wählen zu können, ohne auf gehörige Weise und unaufhörlich eingeprägte Grundsätze, welche sie das Elend der Schande hätten vorziehen lassen, ließ sich lieben und zurückhalten, fortgerissen von einer

Liebe, welche mit der Ueberzeugung begann, daß sie unwandelbar und ewig sein würde.

Der Oberst reiste bald ab und nahm Lucia insgeheim mit sich, welche anfing, sich in der Atmosphäre von Liebe und Luxus, welche sie umgab, zufrieden zu fühlen.

Juan Garcia's Wuthanfall, verbunden mit Schmerz, Scham und Reue, wirkten dergestalt auf die schon abgenutzte und entkräftete Natur des Mannes, für den das Leben schon seit geraumer Zeit eine Hölle gewesen war, daß er in ein hitziges Fieber verfiel, von dem er nicht wieder genas.

„Onkel Bartolo," sagte er kurz vor seinem Tode zu seinem alten Nachbar, „Ihr hattet Recht, als Ihr mir vorhersagtet, daß eine Zeit kommen würde, wo ich nur noch Augen zum Weinen hätte! Die Zeit ist jetzt gekommen und deshalb ist es besser, ich schließe sie, um sie nicht wieder zu öffnen!"

Zwei Jahre waren seit den erzählten Ereignissen vergangen und fünf, seit Lucas Soldat war. Sein Regiment stand damals in Cordova und ein kürzlich von Madrid gekommener General sollte über die Garnison Revue halten.

Am Vorabend der Parade war Lucas mit mehreren andern Soldaten, die mit ihm aus einem

Orte waren, in der Caserne. Einer von ihnen spielte die Guitarre und sang abwechselnd dazu mit jener guten Laune und ununterbrochenen Heiterkeit des spanischen Soldaten, die weder durch Strapazen noch durch Widerwärtigkeiten noch durch Hunger zu mindern sind und deutlich beweisen, wie wenig materiell der Geist dieses Landes ist, ein Geist, der die modernen Neophyten des Materialismus mit Verzweiflung, Entrüstung und Aergerniß erfüllt.

Was er sang, lautete:

„Ein schmucker Bursch ist der Soldat,
Wenn er mit steifem Kragen
Vor dem Casernenthore steht
Und mit leerem Magen.

Ein Stück Commißbrot reicht man ihm
Auf seines Königs Kosten;
Dafür heißt's denn die ganze Nacht:
Sperr' auf die Augen, Posten!

Von Ort zu Ort er wandern muß,
Kann nichts für sich erwerben,
Im fremden Bette muß er ruh'n
Und im Spitale sterben."

In diesem Augenblicke kam das Picket an, welches die Wache beim General gehabt hatte und soeben abgelöst worden war.

„Eine hübsche junge Frau, die Generalin!"

sagte einer der ankommenden Soldaten; „bin schon vielerwärts gewesen, hab' aber nirgends ein stattlicheres Frauchen gesehen."

„'S ist nicht seine Frau," erwiederte ein Anderer, „also lob' sie nicht so sehr."

„Und weshalb nicht? Das Lob macht sie nicht hübscher und nicht häßlicher," antwortete der Erste. „Aber was weißt Du davon?"

„Was man sagt. Ueberdies, wenn sie seine Frau wäre, würde er sie nicht so prächtig halten; denn so sind die vornehmen Herren, sie verschwenden mehr an ihre Geliebten als an ihre Frauen."

„Aus Furcht, daß sie nach Andern gehen; deshalb geben sie ihnen Alles, was sie wollen. Was meinst Du, Lucas?"

„Das ist, als hätte man ein bleiernes Messer in einer goldenen Scheide," antwortete dieser.

„Die Seele von dieser mag von Blei oder noch etwas Schlechterm sein, ihre Person aber . . . Mohrendonnerwetter!"

„Na," antwortete Lucas, „putz' einen Klotz heraus und er sieht aus wie ein junger Bursch. Ich sage Dir aufrichtig meine Meinung: Keine von diesen leichtfertigen Dirnen, die so geputzt einhergehen und so wenig Schamhaftigkeit besitzen,

kommt mir wie ein Frauenzimmer vor, alle wie Lumpen."

„Wetter! Hat doch der Lucas immer den Stab der Justiz hoch in der Hand! Er hat zwar die Uniform angezogen, aber sie paßt ihm noch nicht recht. Wärst Du als König geboren, hätte man Dir den Beinamen der Rechtspfleger gegeben."

Nächsten Tages zog die tapfere und stattliche Mannschaft zur Parade auf; die Musik spielte und der General auf einem herrlichen Pferde und von seinen Adjutanten gefolgt kam im Galopp an.

In einiger Entfernung hinter ihm kam ein eleganter offener Wagen, in welchem eine junge, schöne, prachtvoll gekleidete Frau saß. Der Wagen hielt an der Stelle still, wo Lucas und seine Landsleute standen, am äußersten Ende einer Reihe.

„Das ist die Geliebte des Generals," flüsterte der Soldat, der rechts von Lucas stand, „sagte ich Dir nicht, sie wäre eine Sonne?"

Lucas erhob die Augen zu der Dame, fuhr aber bei ihrem Anblick dergestalt zusammen, daß seine Nebenmänner es bemerkten und ihn fragten:

„Was fehlt Dir, Lucas?"

„Nichts," antwortete dieser ruhig.

Die Dame im Wagen hatte auch ihre Blicke

auf den stattlichen Soldaten gerichtet, der so nahe vor ihr stand, und ein Ausruf der Ueberraschung und der Freude, der aus ihrem Herzen kam, entfuhr ihren Lippen.

„Lucas," sagte sein anderer Nebenmann, „die Dame sieht Dich an und macht Dir Zeichen zu."

Lucas, bleich und unempfindlich, erhob den Blick nicht und antwortete nicht.

„Lucas," fuhr der, welcher gesprochen hatte, fort, „wer mag die sein? Sie kennt Dich, sie winkt Dir mit dem Taschentuche und es scheint wahrhaftig, als wollte sie aus der Kutsche springen; sieh sie doch an, Mann, und sag', wer sie ist?"

„Ich kenne sie nicht," antwortete Lucas.

„Daß Dich das Mäuschen beißt!" rief der erste Sprecher begeistert aus, „mich soll Dieser und Jener holen, wenn das nicht Deine Schwester Lucia ist! Sieh sie doch an, Mensch, sie ist es!"

„Ich habe sie schon angesehen und sage Dir, ich kenne sie nicht," antwortete Lucas.

„Sieh, sieh, die arme Frau fängt an zu weinen und das macht sie nur noch hübscher. Bist Du blind, um nicht zu sehen, daß es Deine Schwester ist?"

„Ich kenne sie nicht," wiederholte Lucas noch einmal mit derselben Gleichgiltigkeit.

Es gibt Menschen in dieser Welt, welche tief empfinden, deren Seelenstärke aber im Stande ist, die heftigsten, herzzerreißendsten Gemüthsbewegungen unter der Schneedecke der Gleichgiltigkeit und Unempfindlichkeit zu verstecken. Es sind moralische Mucius Scävolas, die wir bewundern, ohne daß sie uns jedoch interessiren. Wir können diesen Stoicismus, der sich mit einer verächtlichen Gleichgiltigkeit brüstet, weder in seinem Ursprunge, noch in seinen Resultaten lieben. Und da alles Menschliche zu seiner Beurtheilung der Vergleichung mit dem Ideal der Menschheit, dem Gottmenschen, bedarf, so ist uns eine solche Prahlerei zuwider, da das Leiden seinen erhabenen Charakter der Heiligkeit verlieren würde, wenn der Stoicismus in ihm an die Stelle der Gelassenheit träte.

Auf das Commandowort des Chefs fanden verschiedene Evolutionen statt, nach welchen die Truppen wieder in ihre Casernen marschirten.

Als die Soldaten wieder beisammensaßen, um zu plaudern, war die schöne Dame in der Kutsche der Gegenstand ihrer Bemerkungen.

Einige sagten, es sei Lucia, Andere, welche sie nicht so nahe gesehen hatten, behaupteten, nein.

„Ihr Bruder wird entscheiden," riefen Alle aus und suchten ihn auf.

„Lucas," sagten sie, „ist die vornehme Dame, die so geputzt und so hübsch ist, Deine Schwester Lucia?"

„Ich kenne die Frau nicht," antwortete Lucas, „und nun hört auf mit Fragen, Kameraden, denn ich bin keine Repitiruhr und meine Lust zu antworten ist am Ende."

Es war noch keine halbe Stunde vergangen, als eine Ordonnanz vom General ankam, um einen Soldaten, Namens Lucas Garcia, aufzusuchen und ihn aufzufordern, mit ihm zu gehen.

Lucas gehorchte, zitternd vor Unwillen, jedoch ohne in seinem Gesichte irgend etwas davon zu zeigen.

Angekommen in einem hübsch aussehenden Hause, wurde Lucas in ein Cabinet geführt, das mit Luxus und mit großem Geschmacke eingerichtet war.

Kaum war er eingetreten, als eine schöne Frau, in eine elegante seidene Blouse gehüllt, sich vom Sopha erhob, einen Schrei der Freude ausstieß und mit offenen Armen auf ihn zueilte.

Lucas stieß sie mit dem rechten Arme zurück und sagte ruhig:

„Ich kenne Sie nicht, gnädige Frau."

„Lucas, mein Bruder!" rief die junge Frau und brach in Thränen aus.

„Ich habe keine Schwester," erwiederte Lucas in demselben Tone wie vorher.

„Lucas, mein theurer Bruder, ich will Dir erzählen, was vorgegangen ist!"

In diesem Augenblicke trat der frühere Oberst, nunmehrige General ein.

„Also, Lucia," sagte er mit stolzer Herablassung, „Du hast Deinen Bruder schon gesehen?"

„Er will mich nicht kennen!" rief Lucia unter Schluchzen aus.

„Wie?" fragte der General, sich zu dem Soldaten wendend, „und warum nicht?"

„Weil es eine Verwechslung sein wird, Herr General," antwortete Lucas, die offene Hand an die Schläfe legend; „ich bin ein Hofbesitzerssohn und habe keine Schwester."

„Ich habe Dich rufen lassen," sagte der General, „um als Ordonnanz bei mir zu bleiben, damit Du schreiben lernen und Dir so eine Carriere ermöglichen kannst, in welcher Du schnell steigen wirst, denn ich weiß, Du bist brav und verständig."

„Ich will nicht schreiben lernen, Herr General.“

„Und warum nicht?“ fragte der General, seinen Verdruß verbeißend; „ohne das kannst Du nicht avanciren.“

„Ich will auch nicht avanciren, Herr General.“

„Natürlich,“ sagte der General, ein spöttisches Lachen aufschlagend, „wer sich im Genusse eines so guten Besitzthums befindet, kann des Königs Dienst verschmähen.“

„Wer den König nicht zu sehen bekommt, ist selbst König genug,“ antwortete Lucas.

„Was wünschest Du denn, Bruder?“ fragte Lucia.

„Ich wünsche nichts, als meine Zeit auszudienen und nach meinem Dorfe zurückzukehren.“

„Wer zieht Dich denn aber dahin, wenn Du sagst, daß Du Niemand hast?“ erwiederte Lucia.

„Die Liebe zu meiner Heimath,“ antwortete Lucas, „denn wo ich geboren bin, will ich auch sterben.“

„Ein schrecklicher Einfaltspinsel!“ rief der General aus.

Lucas sagte keine Silbe und verzog keine Miene.

„Herzensbruder! Beim Andenken an unsere Mutter, thu doch nicht, als kenntest Du mich nicht, Du zerreißest mir ja das Herz; und bleib doch!“

„Ich will nirgends ein Fremder sein, Señora.“

„Genug!“ sagte der General; „laß den ungeschliffenen Klotz laufen; mag er gehen und sich eines Bessern besinnen.“

„Ich bedenke eine Sache nie zweimal,“ erwiederte Lucas, grüßte und ging hinaus.

Lucia lief ihrem Bruder in das Vorzimmer nach, ergriff seinen Arm, drückte ihn an ihre Brust und sprach zu ihm in leidenschaftlich und zärtlich bittendem Tone:

„Lucas, lieber Bruder, um Gottes Willen, bleib! Der General hat mir versprochen, Alles für Dich zu thun, was er vermag, und bedenke, er vermag viel.“

„Ehre und Vortheil gehen nicht in einen Sack,“ antwortete der Soldat, seine Schwester mit allem Stolze der moralischen Kraft des edlen Menschen, aber auch mit aller Rohheit der physischen Kraft des ungebildeten Menschen zurückstoßend, daß sie vernichtet auf einen nahe stehenden Stuhl sank.

Mit geballten Fäusten, zusammengepreßten Lippen und jener Todtenblässe, womit der Zorn das

Gesicht des Südländers bedeckt, ging Lucas nach der Caserne zurück. Dieser Zorn drohte, ihn zu ersticken, da er demselben nicht Luft machen, noch weniger aber seinen Impulsen folgen konnte; denn da es Impulse der Rache waren, konnte er sie nur durch ein Verbrechen befriedigen und dessen war Lucas nicht fähig. Wenn noch zu jener Zeit Krieg gewesen wäre! Lucas, der gemeine Soldat, hätte zehn Leben darum in die Schanze geschlagen, sich ein Paar Epauletten zu erringen, welche ihn auf die nöthige Höhe gestellt hätten, um von dem Manne, der erst seine Schwester verführt und nachher ihn selbst so frech beschimpft hatte, Genugthuung zu fordern. Am nächsten Tage würde er alsdann diese Epauletten wie ein Paar ausgepreßte Orangen fortgeworfen haben; denn Lucas war nicht stolz, und hoher Rang und Glanz reizten ihn nicht. Er schätzte seinen Stand, liebte die Landarbeit, hing seiner Heimath und deren Sitten an und würde auf alle diese Dinge, die seine Liebe und sein Stolz waren, nicht verzichtet haben, um eine Stufe höher zu steigen, auf welcher er immer nur ein Eindringling, ein Fremder gewesen wäre, eine Bezeichnung, die seiner angeborenen edlen Anhänglichkeit an seine Heimath, seine Provinz, seinen Geburtsort, seine Laren und

seine Standesgenossen entgegen war. Und jetzt will man dieses edle Gefühl, welches die Natur in das Herz des Menschen gelegt hat, zerstören und spricht zum Armen: „Steige, steige; Du gehörst auf den Gipfel, der Gipfel ist Gemeingut.“ So wird das gesunde Gemüth des Armen, der so würdig und achtungswerth auch in seiner Armuth ist, mit eitler Anmaßung erfüllt.

So litt Lucas, der nichts thun und nichts ändern konnte, entsetzlich durch die Nähe seiner Schwester. Glücklicher Weise ging der General zwei Tage nachher nach Sevilla.

In Lucia's Leben aber war seit dem Tage, wo sie ihren Bruder gefunden und dieser sie nicht hatte anerkennen wollen, eine Veränderung eingetreten. Auf dem heiteren blumigen Pfade, in dem leichten Schmetterlingsleben, in welches sie, fast durch die Umstände gezwungen, in ihrem siebzehnten Jahre eingetreten war, war es ihr, beim Zusammentreffen mit ihrem Bruder gegangen wie dem kleinen Kahne, der, ohne Führer und ohne Compaß, beim Hauche des sanften und spielenden Windes sorglos dahinwogend, in seinem Laufe gegen den ersten Felsen des festen Landes stößt: der Stoß war schrecklich gewesen. Rathlos fragte sie sich:

Wo bin ich? Wohin gehe ich? Wo ist der Hafen? Wer empfängt mich mit Liebe? Wer stößt mich zurück? Und mit Schrecken sah sie um sich her, und Alles erschien ihr neu, Alles fremd, Alles verwerflich, Alles gehässig. In ihrer Erinnerung — die sie in ihrem Rausche nie befragt hatte! — fand sie jene letzten Worte wieder, welche ihr Bruder in seiner schmucklosen, lakonischen aber kräftigen und klaren Ausdrucksweise zu ihr gesprochen hatte:

„Geh immer den graden Weg, wenn er auch bergauf geht und voller Dornen ist; verliere nie die Richtung, und blicke immer vorwärts, denn wer nicht vorwärts blickt, weiß nicht, wohin er kommt.“

Was Lucia's Trostlosigkeit vermehrte, war, daß die Unglückliche keine geeigneten Mittel und Wege sah, um aus der Lage, in welcher sie sich befand, herauszukommen. Wenn sie zum Guten zurückkehrte, fand sie keine Zuflucht, wohl aber, wenn sie im Bösen verharrte. Ihr Mangel an geistiger Energie war Ursache, daß sie keine Kraft in sich fand, um muthig und nur unter Gottes Schutz zurückzukehren, welcher dem, der ihn gläubig sucht und weder zurückweicht noch den Muth verliert, niemals fehlt. Ihre Thränen thaten ihrer Schönheit Eintrag und ihr Kummer benahm ihrem sonst so heiteren und

liebevollen Umgange seinen Zauber. Alles dies aber fing an, Gallardo zu langweilen, ihm lästig zu werden und schließlich zu erbittern. In Folge davon fielen unter den Liebenden einige heftige Scenen vor, welche den ersten Anlaß zur Zwietracht gaben, und die Zwietracht, wenn sie einmal ihre ersten Dämme durchbrochen hat, dringt dann durch alle, die ihr entgegengesetzt werden.

Als der General nach Madrid zurückkehren mußte, beschloß er, Lucia in Sevilla zu lassen, weil er glaubte, daß er bald anderweitig beschäftigt werden und daß deshalb sein Aufenthalt in der Hauptstadt kurz sein würde. Lucia ließ ihn gehen, ohne sich der Trennung zu widersetzen. Sie war des Lebens, welches sie führte, so müde, daß jede Veränderung desselben ihr den Vorzug zu verdienen schien. Ueberdies war sie weit entfernt von jener unweiblichen Stärke, jener dreisten Ungenirtheit, wie sie Frauen ihrer Art gewöhnlich besitzen, die sich, wenn sie nicht mehr geliebt werden, sich den Männern furchtbar machen und sie, wie die schrecklichen Schlangen den unglücklichen Laokoon, umwinden. Deshalb sieht man so viele Männer sich aus Furcht verheirathen, die es vorher aus Liebe nicht gethan hätten und nun, nachdem sie in der

ersten Hälfte ihres Lebens-Gegenstand des Aergernisses gewesen sind, in der zweiten Gegenstand des Gelächters werden. In der That, eine würdige Ausfüllung der Existenz des Mannes!

Der Aufenthalt Gallardo's — des jungen Generals, wie die Zeitungen ihn nannten — verlängerte sich indessen in der Hauptstadt. Er wirkte mit bei verschiedenen Combinationen in dem untergeordneten Treiben der politischen Parteien, für deren eine er eine vortreffliche Puppe war, obgleich man ihm eingebildet hatte, er sei ein imponirendes Parteihaupt.

Da dachte denn der General sehr richtig, verständig und mit tiefer Berechnung, es sei Zeit, in sich zu gehen — Verzeihung, Leser, das in sich ist hier aus Gewohnheit hergedruckt worden, wir löschen dasselbe wieder aus und setzen dafür — in das praktische Leben einzutreten und den Interessen des Vaterlandes zu dienen, versteht sich, ohne die seinigen darum zu vernachlässigen. In Folge so ernster Entschlüsse abonnirte der junge Chef auf die Zeitungen, kaufte Bücher und las sie, obwohl er sich bald darauf nicht mehr genau erinnerte, welche er gelesen, und welche nicht, schrieb eine Denkschrift über die Flußschifffahrt und eine andere über die

Königszehnten, hielt kurze Reden, um sich auf die langen vorzubereiten, die auch sehr gut gelangen und den Beifall seiner Hörer erhielten, und vertauschte in einem Nu die Manieren eines unbesonnenen Tollkopfs mit dem Hochmuthe eines Mannes von Gewicht und eines ernsten Staatsbürgers.

Unser Mann hatte, wie man sieht, seinen Zenith erreicht, und deshalb, unter andern Opfern, die er der Gravität brachte, einen guten Koch angenommen und die Schnüre seines Corsets etwas gelockert.

Bei alle dem — da zwischen einem gravitätischen und einem sittlichen Menschen noch ein großer Unterschied ist — hielt unser Held hinter den Coulissen seine lustigen Trinkgelage, und in der Unterhaltung bei denselben kamen die heterogensten Dinge auf's Tapet, das Concordat und das Theater, der Minister und die Tänzerin, der Bischof und die Sängerin, die Krone und die Karten. Man errichtete der Tauromachie einen Thron, brachte eine Apotheose für die Industrie und ein Tadelsvotum für den Luxus neuntägiger Andachten in Vorschlag.

„Höre, Kleiner," sagte eines Tages einer seiner Freunde — der eben so klein war wie er — zu ihm bei einem déjeuner dinatoire, bei welchem der

Champagner die Aufgabe hatte, den guten Ton, welcher einem großen Theile der Gäste fehlte, zu ersetzen — „höre Kleiner, was macht denn die Lucia?“

„Sie ist in Sevilla, wo ich sie gelassen habe, weil sie etwas unwohl war,“ antwortete der Held.

„Weißt Du wohl, daß sie etwas abgenommen hat?“

„Im einundzwanzigsten Jahre, Mann?“

„Das ist nicht zu verwundern“ — meinte der elegante Sohn eines Capitalisten, der in Frankreich erzogen worden war — „wenn man schnell lebt, ist man im einundzwanzigsten Jahre sur le retour.“

„Das Leben der Camelien gleicht dem der Rosen, es dauert einen Tag,“ fügte ein anderer Gast, dessen Taufname Bonifacio war und der sich daher Boni nennen ließ, hinzu.

Da Boni sich zum Nachahmer und unzertrennlichen Freunde des oculirten Parisers gemacht hatte und nie hinter seinem Muster zurückbleiben wollte, so reproducirte er, sobald der elegante Capitalist ein Wort gesprochen hatte, in Folge eines unwiderstehlichen Antriebes denselben Gedanken mit andern Worten, wobei er sein Vorbild immer in gezierten

und eleganten Gallicismen, in äußerst zeitgemäßem Skepticismus, im Cynismus vom besten Tone und in der fashionabelsten Ausländerei zu übertreffen suchte.

„Sie müssen diese unscheinbar gewordene Lucia unter die Zahl der elftausend Didos setzen," sagte der Gallo-Spanier.

„Sie ablegen mit den modes fanées des vergangenen Jahres," fügte die Copie rasch hinzu.

„Das geht nicht an," bemerkte der General.

„Abgestandene spanische Moralität!" rief der Capitalist laut lachend aus — „wahrscheinlich denkt doch die Schöne nicht, in einem General des Jahrhunderts der Aufklärung einen Amadis von Gallien zu finden."

„Noch einen pastor fido in einem Candidaten zum „Vater des Vaterlandes", fügte Boni eilig hinzu.

„Zwischen Lucia und mir," antwortete unser Mann, „walten aber exceptionelle Umstände ob."

„Erzähle uns doch das, Kleiner," sagte sein Intimus, „denn bei dieser romantischen Erzählung wird uns der Kaffee vortrefflich schmecken."

Der General erzählte hierauf mit allen Details den Ursprung und Gang seines Verhältnisses zu Lucia.

„Sehen Sie nicht, General, daß dies Alles eine gut gespielte Posse dieser ländlichen fourbe war, eine Mystification, um sich selbst ein Ansehen zu geben, Sie in's Bockshorn zu jagen, für das Mädchen zu interessiren und Sie zu nöthigen, sie sich aufzuladen?" sagte der Nachahmer des Pariser Tones.

„Daß dies Alles eine Intrigue in niedern Regionen war," fügte die Copie der Copie hinzu.

„Da wir grade von Prellereien sprechen," sagte der Capitalist, „will ich Ihnen doch erzählen, was mir so eben passirt ist. Gestern kam ein Schwindler in mein Bureau . . ."

„Vergiß nicht," sagte Boni, „daß Du grade eine ungeheure Summe Geld zähltest, denn das erhöht den Spaß der Geschichte noch."

Der Aspirant zum Krösus fuhr fort:

„Er bat mich, ihm zwei Unzen zu leihen, und ich erwiederte ihm, es thue mir sehr leid, ich hätte keinen Cuarto."

„Wenn ich es ihm nicht hätte geben wollen, hätte ich doch eine andere Antwort gesucht," sagte ein alter General, ein Oheim des unsrigen, der in der Schlacht bei Bailen ein Bein verloren hatte.

„General," erwiederte der Erzähler, „bei uns

ist „ich habe nicht“ gleichbedeutend mit „ich will nicht,“ das wissen ja sogar die Säuglinge.“

„Ein Synonym, das Huerta*) übergangen hat, das man heutzutage aber selbst in Las Batuecas kennt,“ warf die Repitiruhr ein.

„Es mag wohl noch nicht existirt haben, als er sein Werk schrieb,“ sagte der General.

„Mein Schwindler,“ fuhr der Erzähler fort, „bat dringend, indem er allmälig seine Forderung bis auf ein Minimum ermäßigte. Ich war unerbittlich, wie das Geschick.“

Der Millionär sah um sich mit dem Blicke eines Cato.

„Es war also ein Hilfsbedürftiger und kein Betrüger?“ fragte der Alte.

„O, Señor! Allgemeine Regel: Jeder, der etwas haben will, ist ein Betrüger.“

„Es müßte denn ein intimer Freund sein,“ sagte Boni, diesmal mit mehr Originalität als gewöhnlich.

„Ma foi!“ antwortete der Gallo-Spanier, „ich

*) Verfasser eines geschätzten Wörterbuches der spanischen Synonymen. Anm. d. Uebers.

nehme Niemand aus. — Da ich sah, daß er nicht abließ, sagte ich zu ihm, immer mit der Liebenswürdigkeit und Feinheit, womit man unter solchen Umständen verfahren muß . . ."

„Sans doute, wie bei einer Herausforderung," sagte die schlechte Copie des noch schlechteren Originals.

„. . . sagte ich zu ihm", fuhr der elegante Erzähler fort, „da er es so nöthig habe, wolle ich ihm, nicht etwa Geld, denn das hätte ich nicht, wohl aber etwas Anderes leihen, das ihm in seinen Umständen nützlicher sein würde. Der Einfaltspinsel glaubte, ich meinte vielleicht meine Unterschrift."

„Die Unterschrift! denken Sie sich einmal," sagte Boni, „das allereinzigste Sanctum Sanctorum der Jünger des Mercur! Etwas so Respectables!"

„Liebster Boni," sagte sein Freund, „veuillez ne pas m'interrompre!"

„Das Gesicht meines Betrügers leuchtete; nun — ich glaube, der arme Hungerleider hatte seit drei Tagen nichts gegessen! Ich lachte innerlich, obgleich mein Gesicht ernstliches Mitgefühl mit seiner Lage ausdrückte. Ich führte ihn zu einem Schranke, nahm einen Pistolenkasten heraus, öffnete denselben, reichte ihm eine Pistole hin und sagte mit einer

Verbeugung: Hier haben Sie das Mittel gegen alle Ihre Leiden. Mein Hungerleider wandte mir den Rücken und ging. Den habe ich mir, wie Sie sehen, une fois pour toutes vom Halse geschafft."

Boni wollte vor Lachen bersten.

Gallardo und die anderen Spanier schwiegen.

„Du mußt diesen wundervollen Witz in eine Zeitung setzen lassen," sagte der Bewunderer des Capitalisten unter lautem Lachen.

„Mon cher, à quoi bon?" antwortete der Held der Anekdote mit einer Miene der Bescheidenheit.

„Um die Leute zu lehren, wie man Betrüger verscheucht," antwortete Boni, „um eine Probe Deines Geistes und Witzes zu geben, damit die Leute sagen, daß Du eben so reich an Genie wie an Geld bist, um den Feuilletons unterhaltenden Stoff zu liefern, und um . . ."

„Und es sollte eine Zeitung geben, die sich so weit erniedrigte, einen solchen Scandal als eine unterhaltende Geschichte aufzunehmen?" brach der alte General aus, der sich nicht länger halten konnte. „Sind das die Ideen und Gesinnungen, welche die Presse zu verbreiten berufen ist? Mein Gott! meine Herren, ist denn in Spanien Niemand mehr, der

schamroth wird? Auf so freche Weis brüstet man sich in der Presse mit Schandflecken, ohne daß Jemand die Unverschämtheit, womit man uns im lobenden Tone ein Bubenstück erzählt, zurückweist und an jene edlen Triebe, jene Gefühle der Großmuth und an den öffentlichen Anstand der guten und echten Spanier appellirt? Sind wir schon so positiv wie das geschriebene Gesetz? Sind die ritterlichen Gefühle erloschen in dem ritterlichst gesinnten Lande der Welt? Zu andern Zeiten, meine Herren, gaben auch nicht Alle, aber die wenigen, die es nicht thaten, rühmten sich dessen nicht. Auch wenn der Bittende ein Betrüger war, gab man ungern eine abschlägige Antwort, denn damals gab es noch Menschenliebe und man verschwieg eine solche Antwort, weil man sich schämte. Der Geiz gehörte damals zu den Lastern, deren man sich schämte, weil die Achtung vor der öffentlichen Meinung zwang, ihn zu verstecken."

„Onkel, um Gotteswillen!" bat Gallardo.

„Was um Gotteswillen, Neffe?"

„Sprechen Sie mit mehr Mäßigung."

„Das erwarte nicht, so lange die Sonne von Anteguera her aufgeht."

„Geben Sie sich keine Mühe, General," sagte

der Capitalist, „je sais vivre, ich achte Ihr Haus und vor Allem die grauen Haare und die Uebellaune des Greisenalters.“

„Natürlich,“ fügte der redende Schatten hinzu, „Redefreiheit haben Damen, Kinder und . . .“

Er wollte hinzufügen: Greise, aber ein Blick des Generals ließ ihn verstummen.

„Nein, Neffe, gib Dir keine Mühe,“ sagte dieser. „Dem Herrn dienen seine Waffen zu edleren Zwecken, als um Beleidigungen damit abzuweisen.“

„Nun, sprechen wir von etwas Anderem,“ sagte rasch der Intimus des Generals, der, wie alle übrigen Gäste sich im Herzen über die Lection freute, welche der unverschämte Maulheld von einem so würdigen und berechtigten Gegner erhalten hatte. — „Sag' mir, Gallardo, soll denn die Lucia ein unablösliches Servitut für Dich sein? Ich sage Dir, Kleiner, es wäre eine große Dummheit, wenn Du Dir dadurch ein Hinderniß bereiten wolltest, Dir eine Zukunft zu gründen.“

„Ich sehe nicht ein . . . um Deputirter zu werden . . . Senator . . . oder . . .“

„Davon ist keine Rede; Deine politischen Ideen absorbiren auch Deine ganze Aufmerksamkeit. Du mußt wissen, daß die Tochter des Banquiers Don

Juan La Moneda sehr in Dich verschossen ist; ich weiß es von einer ihrer Freundinnen."

Gallardo warf sich in die Brust und fuhr mit der Hand durch seine gebrannten Haare.

„Ihre Mutter," fuhr der Intimus fort, „ist verschossen in den Titel Marquis von Monte Gallardo, den Du, wie es heißt, in Kurzem erhalten wirst, und ihr Vater sehr eingenommen von Deinen Talenten . . ."

„Gleiches mit Gleichem," sagte der General mit tiefer Stimme, „denn ich bin es auch von den seinigen."

„Aber," fuhr der Intimus fort, „er ist es auch von Deiner Schärpe und Deinen Einkünften. Das, Kleiner, ist eine reelle Zukunft."

„Ich kenne ja aber die liebenswürdige und gütige junge Dame nicht, welche ihre Blicke auf mich zu werfen würdigt," sagte eitel und äußerst geschmeichelt der junge General, indem er sich vornahm, die Schnüre seines Corsets wieder ein wenig straffer zu ziehen.

„Nun, sie ist sehr hübsch," versicherte der Intimus, „und Du mußt wissen, sie reitet wie ein Kosak."

„O, Athenais La Moneda hat einen schlankern

Wuchs, einen blasseren Teint, einen stolzeren *) Blick als alle Schönen von Madrid; sie ist deliciös," meinte der verparisierte Spanier.

„Sie hat einen Schwanenhals mit Schlangenwindungen, sie ist bezaubernd," fügte Bonifacio hinzu und verschluckte sich dabei.

„Eine wundervolle Partie, ma foi! Ihr Vater hat vierzig Millionen und sie ist die einzige Tochter," nahm der Sohn des Capitalisten wieder das Wort, der zwar ein großer Verehrer von Schönheit, aber darum kein geringerer von Piastern war.

„Du mußt den günstigen Wind benutzen und Dich rasch verheirathen," rieth der Intimus. „Bedenke, daß die Mädchen mit vierzig Millionen launenhafter sind als der Wind und veränderlicher als Wetterfahnen, und daß sie thun, was sie wollen. Denn viele Väter solcher Millionärinnen, die oft nichts weiter als Spanisch verstehen, haben großen Respect und nehmen große Rücksicht auf ihre Töchter, weil sie aus Sue's Romanen Französisch und aus den Opern Italienisch gelernt haben. Die Laune

---

*) Im Originale begeht der Redende hier aus Affectation einen lächerlichen Sprachfehler, der im Deutschen nicht wiederzugeben ist. Anm. d. Uebers.

eines Mädchens mit einer Million ist wie ein Blitz. Also verliere keine Zeit, Du riskirst sonst . . ."

„Eine déception," sagte der Gallo-Spanier, den Satz vollendend.

„Ein désabusement," fügte die Copie hinzu, welche diesmal zu ihrer innigsten Befriedigung ihrer Meinung nach ihr Original übertraf.

„Was denken Sie von dem Allen?" fragte Gallardo seinen Oheim, mit einem Lächeln, das scherzend sein sollte, in der That aber ein Lächeln der Befriedigung war.

„Ja, sagen Sie Ihre Ansicht," fügte der Capitalist, um seinen Verdruß zu verbergen, ironisch hinzu. „Die Restors sind es, die man hören muß, im Kriegsrathe so gut wie im Eherathe.

La face des viellards est pleine de grandeur,
Leur voix sur l'existence a des secrets intimes."

„Un vieux de la vieille," fügte die Copie hinzu, „ist ein wahres Californien von Erfahrung, ein rathendes Barometer und Chronometer, eine in Gold gebundene Grammatik des gesunden Menschenverstandes, ein . . ."

„Schweig, Boni," sagte der Capitalist seinem Freunde in's Ohr, welcher, weniger als er an den Champagner gewöhnt, anfing, den Einfluß desselben

zu empfinden und sich unter diesem Einflusse nach und nach emancipirte.

Der Alte schwieg unterdessen und fuhr mit den Fingern über seinen grauen Schnurrbart.

„Also . . . was ist Ihre Meinung, General?“ fragte Gallardo.

„Meine Meinung,“ antwortete der Gefragte, „ist, daß Du heirathen mußt.“

„C'est clair,“ sagte der Pariser.

„Das ist klar,“ wiederholte Bonifacio, „klar wie das abscheuliche Wasser. Und das will man noch nach Madrid ziehen! Und dafür verschwendet man Millionen.“

„Taisez-vous, mon cher,“ sagte sein Vorbild leise zu ihm.

„Ich habe keine Lust,“ antwortete die Copie in vortrefflichem Spanisch.

„Natürlich muß er heirathen,“ meinten die Uebrigen.

„Verstehen wir uns recht, meine Herren,“ sagte der Alte. „Ich meine, Gallardo, Du mußt heirathen, aber nicht die Gans mit den Millionen, sondern Lucia.“

Ein einstimmiges Geschrei erhob sich bei diesen Worten.

„General, Sie mißbrauchen Ihre Restorrolle,“ rief der Gallo-Spanier aus.

„Der Held vergangener Zeiten faselt, will sagen radotirt; ich trage auf ein Tadelsvotum an!“ stammelte die Copie.

„Sstst! Boni,“ flüsterte ihm der Capitalist in's Ohr, „je vous prie, willst Du noch eine Breitseite von diesem abgedankten Fahrzeuge haben? Reize ihn nicht; zum zweiten Male dürften meine Klugheit und meine Verachtung nicht im Stande sein, meinem Temperamente zu gebieten.“

„Der General scherzt,“ sagte der Intimus, „denn ein Herr von seinem Zartgefühl kann einem Mann von Gallardo's Stellung nicht rathen, eine unterhaltene Frau zu heirathen.“

„Weil ich noch Zartgefühl habe, eine Pflanze, die, wenn sie einmal Wurzel geschlagen hat, so fest im Boden sitzt, daß weder der Pflug des Silbers noch der Karst des Goldes, welche heutzutage das Feld der Ideen bearbeiten, sie herauszureißen vermögen, grade darum rathe ich dem Manne, der ein Unrecht begangen hat, es wieder gut zu machen, dem, der ein rechtschaffenes Mädchen in's Verderben gestürzt hat, sie unter seinen Schutz zu nehmen. Und zwar um so mehr, je mehr er durch seine Stellung

den Blicken Aller ausgesetzt ist. Und mit um so mehr Grund rathe ich es ihm, wenn er einer lachenden Zukunft entgegengeht, damit die Vergangenheit ihm kein Vorwurf sei. Zu meiner Zeit, meine Herren, wurden Ehen nicht in halböffentlicher Berathung verhandelt; die einzigen Rathgeber waren, den Umständen nach, das Herz, die Ehre und das Gewissen. Aber — fügte der Alte hinzu, indem er aufstand — meine Ansicht paßt unter die Ihrigen so wenig hin, wie meine Person unter lustige junge Männer. Ich empfehle mich Ihnen, meine Herren. Adieu, Neffe. Lade mich nicht zu Deiner glänzenden Hochzeit ein, wenn Du die Millionärin mit den Launen heirathest; solche Feste passen nicht mehr für mich. Heirathest Du aber Lucia, will ich Dein Brautführer sein."

Mit diesen Worten entfernte sich der edle, ehrenhafte Veteran.

„Stil eines epischen Gedichtes!" sagte der Pseudopariser.

„Ton einer lyrischen Elegie!" stammelte die Copie, „der Alte muß, um eine solche Ansicht zu haben, catalonischen Krätzer getrunken haben, anstatt des vortrefflichen, ausgezeichneten, wundervollen, köstlichen . . ."

„Genug, Boni,“ unterbrach ihn sein Freund, ihn zugleich mit dem Fuße anstoßend, um ihm die Nothwendigkeit anzudeuten, seine Zunge im Zaume zu halten.

„Der General steht im wahren Sinne des Wortes mit einem Fuße im Grabe und Alles hat ihm eine Todtenfarbe,“ meinte der Intimus. „Gallardo, in diesem realistischen Jahrhundert bleibt nichts weiter übrig, als daß Jeder allein seinen Weg geht; Alles übrige ist veraltet und heißt nur, sich lächerlich machen.“

Inzwischen ging Tag auf Tag hin, und Jeder brachte seine Geschäfte, seine Neuigkeit, sein Interesse und Vergessenheit des Vorhergegangenen. Lucia hatte es allmälig an Subsistenzmitteln gefehlt, ohne daß sie Gallardo davon in Kenntniß setzte; denn mit dem Gefühle der Pflicht und dem Erröthen der Scham hatte Lucia das Schimpfliche des Geschenkes und die doppelte Demüthigung, dasselbe anzunehmen und darum zu bitten, erkannt. Alles, was sie an werthvollen Sachen besaß, hatte sie nach und nach verkauft und sah nun das Ende ihrer Hilfsquellen herannahen.

„Was soll aus mir werden?“ fragte sie sich eines Tages, den Kopf traurig auf die Brust geneigt,

mehr muthlos als unruhig, mehr unthätig als ängstlich. „Das Arbeiten habe ich verlernt, wie der Seemann während windstiller Tage das Manövriren. Was soll ich also anfangen, wenn ich nichts mehr habe? Woran mag der, welcher mich unglücklich gemacht hat, denken? Wann wird er sich wieder erinnern, daß ich noch lebe?“

Da trat eines Tages ihre Hauswirthin in ihr Zimmer und brachte ihr einen Brief.

„Aus Madrid,“ sagte sie mit süßem Lächeln. „Ich wette, der General zeigt seine bevorstehende Rückkehr an und bestätigt das umlaufende Gerücht, wonach er zum Generalcapitän von Andalusien ernannt ist.“

Lucia öffnete den Brief und las Folgendes:

„Geliebte Lucia!

Die Dinge können nicht ewig dauern. Das Alter bringt ernste Gedanken mit sich, das Leben des Mannes Verpflichtungen, die Umstände Verlegenheiten und die Stellung Pflichten, welche den Mann zwingen, der Moral und der Vernunft Opfer zu bringen, welche, wenn auch schmerzlich, doch nothwendig sind.

Meine Familie hat eine Heirath für mich betrieben, die mir ein dauerndes Geschick und eine

glänzende Zukunft sichert, und die Sachen sind bereits so weit gediehen, daß ich mich ihnen nicht widersetzen kann, ohne eine mächtige und achtungswerthe Familie zu beleidigen, ohne die meinige zu compromittiren und mir ernste Nachtheile zu bereiten, Nachtheile, die Du gewiß zuerst beklagen würdest.

Ich glaube, daß die Nothwendigkeit, in welche ich mich versetzt sehe, mich gut zu verheirathen, Dich nicht im Mindesten in Erstaunen setzen, noch weniger betrüben wird; auch glaube ich, daß Du mich nicht vermissen wirst, denn schon seit längerer Zeit habe ich bemerkt, wie sehr Dir das Leben an meiner Seite zuwider und wie unangenehm Dir meine Gegenwart war. Vielleicht hat schon Jemand in Deinem Herzen meinen Platz eingenommen. Und wenn Du an seiner Seite glücklicher wirst, als Du an der meinigen gewesen bist, so besitze ich Philanthropie genug, um der Erste zu sein, der Dir Glück dazu wünscht.

Lebe wohl. Wahrscheinlich werden wir uns nie wiedersehen; glaube indessen, daß ich Dich nie vergessen werde und wenn ich Dir in irgend etwas nützlich sein kann, so gebiete über mich."

„Nun . . ." sagte die Wirthin mit Nachdruck, „schreibt er etwas vom Kommen?"

„Nein," antwortete Lucia, über deren Wangen schnelle und reichliche Thränen rannen; „im Gegentheil, er schreibt, daß er nicht kommt."

Obgleich Lucia für Gallardo eigentlich nicht das empfand, was man Liebe nennt, so hatte ihr liebevolles Herz doch in vierjährigem Umgange Zuneigung zu ihm gewonnen und die kalte Gefühllosigkeit, womit er sich von ihr trennte, mußte sie nothwendig verletzen und schmerzen. Obgleich ihre Lage ihr verhaßt war, machte doch die neue, welche ihr plötzlich vor Augen trat, ihrem furchtsamen Gemüthe Angst. Sie konnte daher jene Thränen des Kummers und der Beklemmung nicht zurückhalten.

Gesicht, Wesen und Ton der Wirthin hatten sich plötzlich geändert, denn Lucia's Schmerz bestätigte ihren Verdacht. Lucia war von ihrem Liebhaber verlassen.

„Señora," sagte sie, „ich habe in Folge einer mißlichen Lage, in welcher ich mich leider befinde, in meinem Hause die Einrichtung getroffen, mir das Kostgeld im Voraus bezahlen zu lassen; die übrigen Kostgänger sind diese Bedingung eingegangen und ich hoffe, Sie werden es auch thun."

„Nein, Señora," sagte Lucia, „denn ich reise

morgen ab; ich habe Ihnen daher nur zu bezahlen, was ich noch schuldig bin."

Denselben Abend ging die arme Verlassene aus, verkaufte all' ihr Zeug an eine Trödlerin und bezahlte die Wirthin, wonach sie eben nur so viel übrig behielt, wie nöthig war, um einigen Maulthiertreibern, welche Oel nach Jerez brachten, zu zahlen, was dieselben verlangten, um sie auf einem ihrer Thiere nach der genannten Stadt zu bringen. Von dort wollte sie den Weg nach Arcos zu Fuß machen. Am folgenden Morgen, bei Tagesanbruch, ging sie aus dem nach Carmona führenden Thore, einen langen und traurigen Blick auf die schlafende Stadt werfend, welcher der Betis als Page, die Giralda als Ehrenzeichen, ihre Orangenblüthen als Schmuck dienen, die gleichzeitig heiter wie ein Dorf, imponirend wie eine Königin, schön wie ein junges Mädchen, reich an Wissen und Erinnerungen wie eine Matrone, anmuthig wie eine Andalusierin von heute und würdig und rein wie eine Castilianerin von ehedem ist.

In Jerez fand sich Lucia allein und ohne allen Zufluchtsort, ihr guter Engel aber ließ sie in dem Wirthshause, in welchem sie abstieg, mit dem Onkel Bartolo zusammentreffen. Der Anblick des Er-

ſteren hätte ihr nicht größeren Troſt gewähren können, als der dieſes alten Freundes ihres Hauſes. Sie erzählte ihm ihre ganze traurige Geſchichte und fügte ſchließlich hinzu, ſie wiſſe nicht, was ſie anfangen ſolle, weil ſie ſich nicht einmal als Dienſtmagd anzubieten wage.

„Kind," ſagte der alte Guerrillero, „Du warſt eitel geworden in dem Hauſe der Teufelsleona und zu ihrem Unglücke wuchſen der Ameiſe Flügel! Hätteſt Du dem ruchloſen Menſchen ein recht böſes Geſicht zugemacht, ſo hätte er nicht gewagt, was er gewagt hat. Was für einen Zweck — das ſag' mir einmal — kann ein vornehmer Herr anders dabei haben, wenn er einem Landmädchen, wie Du, Flattuſen ſagt, als ſie zum Beſten zu haben?"

„Indeſſen" — ſetzte er hinzu, als er Lucia's Thränen rinnen ſah — „ſprechen wir nicht von dem, was vergangen iſt; wenn das Kind ertrunken iſt, deckt man den Brunnen zu, und ich bin keiner von denen, die noch Spähne ſammeln von dem gefallenen Baume, oder die dem in die Knie geſunkenen Eſel die Laſt verdoppeln. Die Reue iſt eine Taufe und öffnet dem Schafe den Stall, und Du biſt reuig, weil Du zu Deiner Armuth zurückkehrſt, die Dir entgegenkommt, denn ſonſt würde es Dir

dort in den großen Städten nicht an gottlosen Menschen gefehlt haben, die Dich ganz in's Verderben gestürzt hätten. Komm mit mir, ich werde mit dem Lucas reden, daß er Dich bei sich aufnimmt, wie's ihm zukommt."

„Onkel Bartolo!" rief Lucia traurig aus, „er wird mir nie verzeihen! Er hat gesagt, er hätte keine Schwester, und Niemand wird ihn bewegen, etwas Anderes zu sagen."

„Wahr ist's," erwiederte der Guerrillero, „die Garcia's haben härtere Köpfe als ein Schmiedeambos und ich mußte mit langer Nase abziehen, damals als Dein Vater — Gott hab' ihn selig! — die Heirath that. Jetzt aber ist's etwas Anderes. Lucas ist ein prächtiger Mensch geworden, nicht solch' ein hartköpfiger Gesell, wie Dein Vater war. Und leichter ist's zwei, die das Blut verbindet, zusammenzubringen, als zwei, die der Teufel verbindet, auseinander. Wir werden schon sehen, und Gott über Alles! Unterdessen kommst Du zu mir in mein Haus; es ist da kein Ueberfluß, aber es fehlt nicht an gutem Willen."

Am folgenden Tage zogen des schon anfangs dieser Geschichte erwähnten Weges der Onkel Bartolo und Lucia. Letztere ritt auf einem kleinen Esel

und hinter ihr her schritt zu Fuß der treffliche und rüstige Alte, beide der äußeren Erscheinung nach ein herrliches Modell für einen Maler bildend, der den ewig heiligen, ewig zarten und erhaben demüthigen Vorwurf der Flucht des Patriarchen und der Jungfrau auf die Leinwand hätte bringen wollen. Beim Dunkelwerden kamen sie in Arcos an.

Wie sehr ist der zu bedauern, der bei der Rückkehr in seinen Geburtsort, anstatt des reinsten und vollständigsten Glückes, sein Herz von Schmerz und Scham zerrissen fühlt, der seine Eltern todt, sein Geburtshaus in fremden Händen und auf dem Gesichte seiner Landsleute und Freunde, anstatt eines Lächelns des Willkommens, die kalte Zurückhaltung der Entfremdung findet!

Onkel Bartolo ließ Lucia in seinem Hause und ging, während man ihr ein Abendessen bereitete, zu Lucas Garcia.

Lucas war, nachdem er seinen Abschied erhalten hatte, nach Arcos zurückgekehrt, wo er nun unter den Tagelöhnern seinen Platz einnahm und in so gutem Rufe stand, daß ihm schon verschiedene dienstliche Stellungen und Vortheile angeboten worden waren. Wie man denken kann, hatte er das Haus seines Vaters verkauft gefunden. Da aber seine Verwandte

noch darin wohnte, hatte er in demselben eine Wohnung gemiethet und seine Verwandte besorgte sein Hauswesen.

Onkel Bartolo trat in dem Augenblicke ein, wo Lucas so eben sein Abendbrot verzehrt hatte.

„Wollt Ihr vorlieb nehmen, Onkel Bartolo," sagte Lucas, als der Alte eintrat.

„Danke! Wohl bekomm's, als wär's Milch! Willst Du rauchen?"

„Wär' mir schon recht."

Onkel Bartolo gab Lucas eine Papiercigarre, zündete die seinige an und sprach, seiner Gewohnheit nach wieder mit der Thür in's Haus fallend:

„Sag' mir einmal, Lucas, warum sprichst Du eigentlich nie von Deiner Schwester? Glaubst Du etwa, eine leibliche Schwester sei ein Flicklappen?"

Lucas, unangenehm überrascht, runzelte die Stirn und antwortete:

„Ich habe keine Schwester, Onkel Bartolo!"

„Wie? Was sagst Du?"

„Was ich gesagt habe; in meiner Familie gibt's nur ein Kind, Onkel Bartolo."

„Geh' doch mit Deiner schnöden Art! Was für ein Recht hast Du denn — das sag' mir einmal! — Deine Schwester zu verleugnen, wenn

auch ihr Leben nicht gewesen ist, wie's hätte sein sollen?"

Lucas war blaß geworden und sein Kinn zitterte vor unterdrücktem Zorn.

„Onkel Bartolo," sagte er mit scheinbarer Gleichgiltigkeit, „es hat immer geheißen: mit dem, der geht, rechnet man nicht ab. Sprechen wir von etwas Anderem."

„Dazu hab' ich keine Lust; verstehst Du? — Jetzt will ich Dir sagen, daß das Richtergesicht, das Du machst, wohl bei dem Sünder angebracht ist, nicht aber bei dem Reuigen; begreifst Du das? Und Deine arme Schwester ist eine Reuige, und der Sünder, der sich bessert, empfiehlt sich Gott."

„Ich hab' Euch schon gesagt, Onkel Bartolo, daß ich keine Schwester habe."

„Du bist von Gott verlassen, Starrkopf! Hör' einmal, Du Affenseele, wie kannst Du sagen, Du habest keine Schwester, wenn Gott sie Dir doch gegeben? Ich bin hierhergekommen, Lucas, und gehe nicht eher wieder fort, als bis Du Deiner Schwester verzeihst."

„Onkel Bartolo, gebt Euch keine Mühe mit etwas, das Euch doch nicht gelingt."

„Du bist eben so wie Dein Vater war, beide

starrköpfiger als Ochsen, Juan Garcia und Lucas Garcia, ein prächtiges Paar für einen Wagen!"

„Señor, was macht Ihr mir den Kopf warm mit dieser Fluth von Schimpfworten? Um zu sagen: der Stier kommt, braucht man nicht so vieler Stöße."

„Es gehört aber hierher. Und wenn ein Ding am rechten Ort ist, so muß es gesagt werden, mag's biegen oder brechen. Ich sage Dir nichts Böses, sondern nur die allerreinste Wahrheit. Du aber sprichst, wie der Teufel, beschmutzt, wenig und schlimm! Und was Du sagst, ist weder gehauen noch gestochen. Aber kommen wir wieder zur Sache, denn ich lasse nicht so ohne Weiteres los, wenn ich das Recht vertheidige. Ich sagte also, Deine Hartköpfigkeit wäre schlimmer als die Deines Vaters. Denn sieh nur: es ist nicht so schlimm, wenn Jemand seinen Kopf darauf setzt, seine Liebste zu heirathen, als wenn er seinen Kopf darauf setzt, seiner Schwester nicht zu verzeihen; das Zuviel ist eben so gut eine Sünde wie das Zuwenig. Hatte Dein Vater zu wenig Ehrgefühl, so hast Du um die Hälfte zu viel. Deine Mutter hat Dir Deine Schwester empfohlen; willst Du den letzten Willen Derjenigen, die Dich gebar, unbeachtet lassen?"

„Sie empfahl mir meine Schwester, ja, aber nicht die Buhlerin eines Schuftes.“

„Du bist hochmüthiger als ein Adler, der doch ein königlicher Vogel ist, und sprichst jedes Urtheil aus wie ein Obergerichtsrath; Du bildest Dir ein, mehr zu wissen als die Regierung; aber wisse, daß Du aus dem Geleise kommst, Sohn, und daß Dir's nicht zukommt, Deine Schwester zu verstoßen, ehe es Gott thut, um so weniger, als Du Deinen Theil Schuld an dem Unglück gehabt hast.“

„Ich, Señor?“

„Ja, Du. Warum hast Du denn Deine Last von Dir abgeworfen wie ein ungezähmtes Füllen, hast die, welche Deine Mutter Dir empfahl, verlassen und, ohne Dich Gott oder dem Teufel zu empfehlen, das Gewehr auf die Schulter genommen, da Du doch mehr als zu gut wußtest, daß Du sechs Jahre lang in der bunten Jacke würdest stecken müssen und das unglückliche Mädchen aus den Augen verlieren? Du wußtest wohl, daß Du sie in einem Hause ließest, wo die Schlechtigkeit ihr Quartier aufgeschlagen hatte. Und so geschah denn, was geschah; denn wenn so viel Falken auf die Elster stoßen, so tödten sie sie! Doch das ist nicht mehr zu ändern und was vergangen ist, ist ver-

gangen. Scheint es Dir jetzt in der Ordnung, daß, wenn Deine leibliche Schwester von ihrem schlechten Leben zurückkehrt, sie keinen Menschen haben soll, an den sie sich halten kann, Christenmensch?"

„Das hätte sie bei Zeiten bedenken sollen. Jeder Weg bergauf führt einmal wieder bergab."

„Ja, mein Sohn, da steckt's. Sieh die Noth, sieh die Wunde, schließ den Beutel und gib nichts. Das heißt ein heidnisches Herz haben für ein armes Geschöpf, die mit Gewalt getrieben wurde und nicht wußte, was sie that."

„Nichtwissen entschuldigt keine Sünde, Onkel Bartolo."

„Glaubst Du, daß wenn Du einmal Deine böse Stunde gehabt hättest, das heißt, um einmal so zu sagen, verbo gracia,*) wenn Du gestohlen hättest oder so etwas, das entehrend wäre, und Du wärst zu Deiner Schwester gekommen, daß sie sich von Dir gewandt hätte? Ganz gewiß nicht."

„Dann hätte sie unrecht gethan. Aber der Fall ist unmöglich, denn ich würde schon dafür gesorgt haben, ihr nicht vor die Augen zu treten. Wer den Seinigen mit dem Aussatz nahe kommt, macht

*) Er will sagen verbi gracia, zum Beispiel.

Anm. d. Übers.

sie krank, aber heilt sie nicht, Onkel Bartolo."

„Sohn Lucas, der Spruch sagt: Handle mit guter Absicht und nicht mit Leidenschaft."

„Und das Sprichwort heißt: Das Blut kocht auch ohne Feuer, Onkel Bartolo."

„Lucas, um der heiligen Jungfrau willen! Wer keine Barmherzigkeit hat, wie kann der sie von Gott hoffen? Thu ein gutes Werk, und wenn Du Dich dann schlafen legst, und wär's auf eine Matte von Schwertlilien, es wird Dir ein Daunenbett scheinen und Du wirst darauf schlafen, ohne zu träumen."

„Gebt Euch keine Mühe, Onkel Bartolo. Und wenn ich wüßte, daß mich's zur Verdammniß führte, ich will von der Ehrlosen nicht reden hören. Meine Schwester ist todt, ich habe keine Schwester, und damit . . . Punktum!"

„Nun, so geh' denn, Cain!" rief der treffliche Alte, indem er voll Entrüstung aufstand, „und möge Gott Dich zeichnen, wie er jenen bösen Bruder gezeichnet hat, den er verfluchte! Besser ist sie mit ihrer Schuld und ihrer Reue als Du mit Deiner Tugend und Deinem Hochmuth."

Die Trostlosigkeit der armen Lucia, als der

Onkel Bartolo sie von der Resultatlosigkeit seiner Bemühung in Kenntniß setzte, ist nicht zu beschreiben.

„Heiliger Gott!“ rief sie unter Schluchzen aus, „nur bei Dir werde ich Barmherzigkeit finden! Wehe mir! Ich, die ich diesen Bruder in den glücklichen Tagen meiner Kindheit so sehr geliebt habe, als er, da ich noch frei von Schuld, mein einziger Trost war! Damals wußte er nicht, was er mir zu Gefallen thun wollte, und schwur mir, mich nie zu verlassen!“

„Nun, nun, beruhige Dich, mein Kind,“ sagte Onkel Bartolo, „ein erschrockenes Rebhuhn wird noch denselben Tag gebraten. Wozu bedarfst Du des schlechten Menschen, der kein Herz hat? Hast Du mich nicht? Das Dach meines Hauses ist nicht so klein, daß es Dich nicht bedecken könnte, und was ich esse, sollst Du auch essen. So wirst Du meiner alten Josephe, die schon etwas klapperig geworden ist und nicht mehr viel vor sich bringen kann, eine Hilfe sein; denn eine Frau wird nie fertig mit der Arbeit.“

Als alle Hausbewohner sich schon zur Ruhe gelegt hatten, wachte Lucia in der Einsamkeit der Nacht und beweinte das, was sie früher so glücklich gemacht hatte, ihre Unschuld, ihre Armuth und die

Liebe ihres Bruders. In das weite Feld ihrer Erinnerungen geworfen, fand die arme Lucia Kummer und Trost zu gleicher Zeit, indem sie sich jede Einzelheit ihres einfachen Lebens, jeden Beweis von Liebe, den sie von ihrem Bruder erhalten, und jede verwelkte oder erstorbene Hoffnung in's Gedächtniß zurückrief. Ihre Angst und Aufregung wuchsen mit dem Dunkel und dem Schweigen der Nacht und ließen ihr keinen Augenblick Ruhe.

„Was soll ich machen? Was soll ich machen?“ rief sie, sich das Gesicht mit den Händen bedeckend, „ich darf dem guten alten Mann, der mich aufgenommen hat, nicht zur Last fallen; und in dem Orte bleiben, wo der Bruder wohnt, der mich verleugnet und mich dadurch zu einem Gegenstande der Beschimpfung für die Andern macht, kann ich auch nicht. Was soll ich thun? Betteln, wenn ich keine Arbeit finde! Wohin soll ich gehen? Wohin Gott mich führt.“

Ohne den Anbruch des Tages zu erwarten und damit ihr Beschützer ihr Weggehen nicht bemerke, öffnete sie geräuschlos die Thür und trat auf die Straße.

Bevor sie für immer jene geliebten Stätten verließ, stand sie vor dem anstoßenden Hause still.

Es war das, in welchem ihre Mutter gestorben war, in welchem sie ihre ruhige Kindheit verlebt und in welchem sie den Bruder zurückließ, den sie trotz seiner Härte gegen sie noch immer liebte.

Lucas seinerseits konnte auch nicht schlafen. Aufgeregt, unruhig, erbittert, floh ihn der Schlaf und sein Herz war ihm schwer.

Plötzlich hörte er auf der Straße eine sanfte und zitternde Stimme dieselbe Romanze singen, welche er seiner Schwester als Kind vorgesungen hatte.

Durch einen unwillkürlichen Impuls getrieben, sprang Lucas aus dem Bette und erhob gleich darauf die Hände, wie um sich die Ohren zuzuhalten.

Die Stimme sang:

„Um Gott bitt' ich Dich, o Schwester,
Um Gott und die heil'ge Jungfrau,
Schenk' mir eine milde Gabe!
Gott wird Dich dafür belohnen!"

Lucas, der ersticken wollte, setzte sich auf sein Bett und stampfte vor Wuth und Schmerz auf den Boden.

Immer langsamer und zitternder fuhr die Stimme fort:

> „Nahm ein Brot und brach's und siehe!
> Aus dem Brote floß ein Blutstrom.“

Lucas, der kaum mehr athmen konnte, bedeckte sich mit beiden Händen sein von Thränen strömendes Gesicht.

Als aber die Stimme unter Schluchzen fortfuhr:

> „Wer der Schwester Brot verweigert,
> Muß kein Herz im Busen tragen;
> Wer der Schwester Brot verweigert,
> Weigert es der heil'gen Jungfrau!“

Lucas stürzte an die Thür, stieß sie heftig auf, trat heraus, öffnete die Arme und Lucia stürzte sich mit einem Schrei hinein.

Am folgenden Tage sagte Onkel Bartolo zu seiner Frau:

„Wenn der Teufel sich eines Menschen bemächtigt, verrammelt er alle Thüren. Ehe aber ein Menschenkind nicht ganz verdammt ist, verstattet Gott der Herr, daß eine Hinterthür in seinem Herzen offen bleibt!“

Handle gut...

denn Gott ist Gott.

La vertu est aussi une force.
Toulotte.

I.

Wenn man aus dem Dorfe Dos Hermanas nach Sevilla zu geht, so erblickt man zur Linken Olivenpflanzungen, die in grader Linie fortlaufen und sich weiterhin über einen breiten, obwohl nicht sehr hohen Hügel ausdehnen. Oben auf demselben liegt zwischen den Olivenbäumen versteckt ein altes Castell, das die Mauren wahrscheinlich dorthin gebaut haben, weil es eine weite Ebene beherrscht. Es befand sich vor noch nicht vielen Jahren und befindet sich, wie wir glauben, noch heutzutage in demselben Zustande wie zur Zeit der Araber, nur daß die Localität, welche wahrscheinlich ein großer Saal war, in eine Oelmühle, das frühere Magazin in Scheuern und das frühere Wachthaus in Wohnungen für die Feldarbeiter umgewandelt worden sind. Mit diesen Veränderungen, durch welche es aus dem Kriegs- in das Privatleben übertrat —

das heißt aus einem Schloß in ein Oekonomie-gebäude verwandelt wurde — bekam das Castell rechtmäßiger Weise den Namen Serrezuela, was vielleicht der Name seines christlichen Eroberers gewesen sein mag, obwohl wir dies nicht wissen. Was wir aber wissen und was uns mehr interessirt, das ist der Name, welchen ihm das Volk unofficiell in den Archiven der Tradition gegeben hat und noch gibt, nämlich: „Das Castell des letzten Mauren.“ Diesen Namen verdankt es folgender Thatsache.

Zur Zeit der Vertreibung der Araber wollte der Häuptling, der das Castell vertheidigte, sich gar nicht ergeben oder capituliren. Lange hielt er sich in seinen Mauern eingeschlossen, wie der Löwe in seinem eisernen Käfig. Täglich sah man ihn mit seinen Gefährten auf einen der vier Thürme steigen, welche das Schloß an seinen vier Ecken begrenzten, um auf der ungeheuern Fläche, über welche sein Blick schweifte, zu erspähen, ob ihm von den Seinigen Hilfe komme, aber vergebens. Der heilige König hatte sie alle in die Flucht gejagt. Nach dieser Recognoscirung stieg er wieder hinunter, getäuschter Hoffnung zwar, aber ungebeugten, festen und frischen Muthes.

Allmälig sahen die Belagerer sich die Zahl seiner Begleiter vermindern, bis sie ihn zuletzt allein hinaufsteigen sahen. Bleich, kraftlos, aber immer ungebrochenen Geistes setzte er seine tägliche Inspection fort.

Eines Tages erschien er nicht oben und an dem Tage erstiegen die Christen ohne Widerstand die Wälle. Am Fuße der Treppe fanden sie bewaffnet, aufrechtstehend den unbesiegten letzten Mauren todt.

In der That gleicht das einsame und finstere Castell, welches keine andere Communication nach außen hat als die Eingangsthür, mit seinen vier zinnengekrönten, Grabpyramiden ähnlichen Thürmen, einem großen Sarge. Es ist dicht von Oliven umgeben, die sich rings hoch darüber erheben, wie um es zu begraben. Der Blick dessen, der sich im Innern befindet, gewahrt gleich dem des Schiffers in seiner Umgebung nichts als eine Menge grüner Olivenwipfel, gleich den grünen Wellen des Meeres, und über seinem Haupte den Himmel. Die Treppe, auf welcher der Maure die Platform des Thurmes bestieg, ist eingestürzt und als unnütz nicht wiederhergestellt worden. Da auch keins der Utensilien, welche ein Haus zum Bewohnen bequem machen, für die schlichten Landleute, welche dort hausen,

nöthig ist, so befindet sich „das Schloß des letzten Mauren" in demselben kriegerischen, einfachen und starken Zustande wie früher, ein würdiges Grab dessen, der es bis zum Tode vertheidigte.

Nichts Traurigeres als dieser unberührte Ueberrest einer dahingeschwundenen Zeit! Dieses ewige Dasein zwischen Fremden ist traurig in seiner Unbeweglichkeit wie das des ewigen Juden in seiner fortwährenden Bewegung. Was ist von jener heroischen That noch übrig? Eine Tradition im Volksmunde, die Niemand anhört, und jenes große Heldengrab zwischen den Olivenbäumen, deren symbolische Zweige als einzige Grabschrift darauf setzen: „Friede den Todten!"

Der Meierfamilie, welche dort wohnte, schien die Behausung etwas von ihrem Ernste und ihrem Schweigen mitzutheilen. Der Meier war ein ernster Mann, seine Frau schweigsam, seine Kinder schüchtern. Varmen, die älteste Tochter, die mit ihrer Schüchternheit Verstand und Sanftmuth vereinigte, war wohlgelitten im Orte, wo man, wenn man von ihr sprach, ihr Lob nach der Ausdrucksweise des Landes immer mit der Bemerkung besiegelte, sie sei „sehr kirchlich gesinnt."

Einmal geschah es, daß der Aufseher der

Olivenpflanzung zur Zeit der Ernte starb, was den Meier um so mehr in Verlegenheit setzte, da er grade damals am nöthigsten und am schwersten zu ersetzen war. Einer von den Oelfuhrleuten schlug ihm einen Mann vor, der zu dem Amte sehr geeignet sei, und der Meier nahm ihn, ohne ihn und seine Antecedentien zu kennen, in Folge des dringenden Bedürfnisses in Dienst.

Der neue Aufseher war ein Mann, der, ohne häßlich zu sein, etwas Abstoßendes hatte. Seine gebräunte Gesichtsfarbe, sein struppiger Backenbart, sein finsterer und hochmüthiger Blick verliehen ihm, nach dem Ausdrucke der Arbeiter, „einen Schatten im Gesicht;" sein schroffes Wesen und seine Wortkargheit entfernten Jedermann von ihm. Nach kurzer Zeit verbreitete sich im Dorf ein Gerücht, eins von denen, die sich in den Wolken zu bilden scheinen und als feste und compacte Meteorsteine zur Erde gelangen — daß der Mensch, der gleich dem Orcan gekommen war, ohne daß man wußte, woher er war, noch wohin er ging, auf der Flucht sei und nirgends seines Bleibens habe, um der Justiz, die hinter ihm her wäre, um ihn festzunehmen, zu entgehen.

Barmen bemerkte mit Schrecken, daß der Auf-

seher jedesmal, wenn er zur Essenszeit in's Castell kam, ihr große Aufmerksamkeit widmete. Varmen sah es gleich allen „sehr kirchlich gesinnten Mädchen“ ungern, wenn man sich mit ihr beschäftigte. Ihre Kleidung war äußerst sauber und nett, aber streng einfach, ihre Wäsche grob, aber rein, sorgfältig ausgebessert, aber ganz schmucklos, ihr Haar immer glatt gekämmt und zusammengebunden, niemals aber schmückte sie den Kopf mit Blumen. Die Blumen der Gärten erfordern den Frühlingshauch, um sich in ihrer Schönheit zu zeigen; die Blumen auf dem Kopfe einer Frau erfordern Heiterkeit, die nicht eine jede besitzt, auch in der Jugend nicht. Da also ihre Eitelkeit sie nicht antrieb, den Männern überhaupt gefallen zu wollen, und ihr Herz nicht, diesem Manne gefallen zu wollen, so that sie alles Mögliche, um ihm aus dem Wege zu gehen.

Eines Morgens war Varmen im Hofe und wusch eine Wasserkufe aus, welche dicht neben dem Brunnen eingemauert war; neben ihr spielten ihre kleinen Schwestern und die Kinder des Großknechts. Varmen achtete weder auf ihre Spiele noch auf das, was sie sagten, wir aber können an einer Kindergruppe nicht vorübergehen, ohne stillzustehen

und sie zu beobachten. Denn sie besitzen jene ungekünstelte und anspruchslose Anmuth, welche gefällt, ohne darauf auszugehen, eine Anmuth, unschuldig wie sie selbst und daher voller Zauber und Interesse.

„Mariechen," sagte die kleine Tochter des Großknechtes:

„Geht's bergab, so lach' ich,
Geht's bergauf, so wein' ich;
Sage schnell, was mein' ich?"

„Ich weiß nicht," antwortete die Gefragte, die jüngste und verzogenste von Barmen's Schwestern.

„Wie dumm Du doch bist! Es ist der Wagen."

„Du, Barmen," sagte Mariechen sehr beleidigt, „Josephine sagt, ich wäre dumm."

„Still, zankt Euch nicht," warf Barmen dazwischen; „singt wie die kleinen Vögel, vielleicht bekommt Ihr Flügel."

Die Kleinen ließen sich nicht lange bitten und die Eine sang:

„Auf ein Horn des Mondes
Stellt' ich mein Herzchen,
Damit mir's nicht stiehlt
Das diebische Kätzchen."

„Es heißt nicht Katze, es heißt Kind," bemerkte eine Andere, etwas größere.

„Es heißt Katze,“ versicherte die Sängerin, „die Kinder sind nicht diebisch.“

„Nicht? Dein kleiner Bruder hat mir drei Eicheln weggenommen.“

„Das war nur aus Spaß.“

„Ja wohl Spaß! Dein Bruder macht's wie die Wespen; hinterrücks, daß es weh thut.“

„Und Dein Bruder ist häßlicher als der Währwolf.“

„Ich weiß die Geschichte von dem Währwolf,“ bemerkte eine Andere.

„Wer hat sie Dir denn erzählt?“

„Meine Großmutter, die weiß mehr als tausend Geschichten.“

„Nun, erzähle sie doch, Catanilla.

Die Aufgeforderte war sehr bereit dazu und Alle setzten sich und hörten mit großer Aufmerksamkeit zu und wir mit ihnen.

II.

Der Währwolf.

Ein Kindermärchen.

Es war einmal eine Ziege, die war eine sehr gute Frau und hatte ihre drei Zicklein sehr gut und sehr häuslich erzogen.

Als sie nun einmal durch die Berge ging, sah sie eine Wespe, welche im Begriff war, in einem Bache zu ertrinken; sie reichte ihr einen Zweig hin, die Wespe stieg hinauf und rettete sich. „Gott lohne Dir's! Du hast ein gutes Werk der Barmherzigkeit gethan," sagte die Wespe zur Ziege. „Wenn Du meiner einmal bedarfst, so geh' nach jenem verfallenen Gemäuer dort, da ist mein Kloster. Es hat viele kleine Zellen, die nicht geweißt sind, denn die Klostergemeinde ist sehr arm und kann sich keinen Kalk kaufen. Frag' nach der Mutter Aebtissin, denn das bin ich, dann werde ich sogleich heraus-

kommen und Dir von Herzen gern dienen in Allem, wàs Du von mir begehrst." Dies gesagt, flog sie hinweg, indem sie die Morgenmette sang.

Einige Tage nachher sagte eines Morgens früh die Ziege zu ihren Zicklein: „Ich gehe in's Gebirge, um eine Last Holz zu holen; schließt Euch ein, verrammelt wohl die Thür und laßt ja Niemand herein, denn der Währwolf geht hier herum. Nur wenn ich sage:

Oeffnet, Kinder, öffnet das Thor,
Denn Eure Mutter steht davor,

dann macht auf."

Die Zicklein, die sehr gehorsam waren, machten Alles so, wie ihnen die Mutter befohlen hatte.

Siehe, da wird an die Thür gepocht und sie hören eine Stimme wie die eines Kalbes, welche sagt:

„Oeffnet, der Währwolf bin ich,
Berge und Felsen verschling' ich."

Die Zicklein, die ihre Thür sehr gut verrämmelt hatten, antworteten von innen:

„Oeffne sie selbst, Prahlhans!"

Und da er das nicht konnte, wurde er schrecklich böse und versprach ihnen, daß sie es büßen sollten.

Am folgenden Morgen ging er hin und versteckte sich und hörte, was die Mutter zu den Zicklein sagte, was dasselbe war wie den Tag vorher. Am Abend kam er sehr leise gegangen und sagte, indem er die Stimme der Ziege nachahmte:

„Oeffnet, Kinder, öffnet das Thor,
Denn Eure Mutter steht davor."

Die Zicklein, welche glaubten, es wäre ihre Mutter, gingen hin und öffneten die Thür und sahen, daß es der leibhaftige Währwolf in eigener Person war.

Nun liefen sie und stiegen auf einer Handleiter auf den Boden und zogen dieselbe hinter sich her, so daß der Währwolf nicht hinaufsteigen konnte. Dieser, wüthend, verschloß die Thür und fing an schnaufend im Zimmer umherzulaufen, so daß den armen Zicklein das Blut in den Adern erstarrte.

Unterdessen kam die Mutter und sprach:

„Oeffnet, Kinder, öffnet das Thor,
Denn Eure Mutter steht davor."

Sie riefen ihr vom Boden aus zu, sie könnten nicht aufmachen, weil der Währwolf darin wäre.

Da warf die Ziege ihre Last Holz hin und lief, da die Ziegen so leichtfüßig sind, schneller als das Licht nach dem Kloster der Wespen und klopfte.

— „Wer ist da?“ fragte die Pförtnerin. — „Mutter, ich bin eine Ziege, Ihnen aufzuwarten.“ — „Eine Ziege hier, in diesem Kloster armer, barfüßiger Wespen von der strengen Ordensregel?“ sagte die Pförtnerin. „Ei, daran ist nicht zu denken! Geh' Deines Weges und Gott geleite Dich.“ — „Ruft die Mutter Aebtissin, ich habe Eile,“ sagte die Ziege, „wo nicht, so hole ich den Bienenwolf, den ich, als ich kam, hierherum gesehen habe.“ — Die Pförtnerin erschrak vor der Drohung und meldete es der Mutter Aebtissin; diese kam, und die Ziege erzählte ihr, was vorging. — „Ich will Dir helfen, gutherzige Ziege,“ sagte sie, „komm' nach Deinem Hause.“

Als sie angekommen waren, flog die Wespe durch das Schlüsselloch und fing an, den Währwolf zu stechen, bald in die Augen, bald in die Nase, so daß sie ihn ganz wirre machte und er fortlief, als ob ihm der Kopf brennte, und ich

Ging durch den Ziegenstall, wo mir
Zwei Käse wurden beschert,
Einen für mich, einen für den,
Der dies Märchen hört.

III.

Kaum war die Erzählerin mit ihrem Märchen zu Ende, als der Aufseher eintrat, sich, ohne ein Wort zu sagen, ihnen näherte, sich an den Brunnenpfahl lehnte, seine Flinte neben sich stellte und sich eine Cigarre anbrannte. Barmen fühlte sich durch die Gegenwart des Menschen, der ihr zuwider war, verwirrt und belästigt und bekam Lust, sich zu entfernen. Einerseits aber hatte sie keinen Vorwand, es zu thun, ohne gegen jene angeborene Artigkeit zu verstoßen, welche beim Volke zu einer Pflicht und Gewohnheit geworden ist; andererseits drängte es sie, ihre Arbeit zu vollenden.

Nach einer Weile, und wie um eine Unterhaltung anzuknüpfen, rief der Aufseher Mariechen; diese aber, anstatt zu ihm zu gehen, flüchtete sich an ihrer Schwester Seite und hielt sich an ihren Kleidern fest, in deren Falten ihre kleine Person ganz ver-

schwand, so daß man nichts mehr von ihr sah als das Gesichtchen, welches den, der sie gerufen hatte, mit Widerwillen und Mißtrauen ansah.

„Scheues Mädchen!“ sagte der Aufseher; „das liegt Dir im Blute!“

Varmen verharrte in ihrem Schweigen.

„Hören Sie einmal,“ fuhr der Redende fort; „ich bemerke nicht erst jetzt, daß Sie mir aus dem Wege gehen.“

„Ich gehe weder Ihnen noch sonst Jemand aus dem Wege,“ antwortete Varmen, „aber ich liebe die Unterhaltung mit Männern nicht.“

„Und ich liebe es nicht, zu säen, ohne zu ernten, verstehen Sie mich, Varmen?“

„Nun denn, so sehen Sie, bevor Sie säen, erst den Boden an; denn ein Boden, der für Reben taugt, taugt nicht für Oliven,“ antwortete Varmen.

„Sie mißachten mich.“

„Nein, Señor, ich pflege Niemand unter seinem Stande zu schätzen.“

„Nun, dann öffnen Sie diesen Abend Ihr Fenster, ich habe Ihnen etwas zu sagen.“

„Ich? Nein, Señor, ich öffne mein Fenster nicht.“

„Einem Andern werden Sie es wohl öffnen?“

„Nein, Señor, und wenn der Morgenstern mit einer Torte in der Hand käme.“

„Nun, darum sage ich, daß Sie mich für meine Aufmerksamkeit mit Verachtung belohnen.“

„Ich verachte Sie nicht.“

„Aber Sie wollen mir kein Gehör schenken!“

„Das nicht, nun und nimmermehr.“

„Ist's nicht heute, wird's morgen sein, oder ich müßte nicht viel können.“

„Señor,“ rief Varmen erschrocken und beleidigt aus, „pressen Sie die Orange nicht so lange, bis der Saft bitter wird, und laufen Sie nicht länger dem nach, was Sie doch nie erlangen.“

„Auf die Länge entläuft Niemand!“ erwiederte der Aufseher, nahm seine Flinte und entfernte sich.

Die arme Varmen blieb kummervoll zurück und am nächsten Sonntage, als sie nach dem Dorfe ging, erzählte sie dem Pfarrer, ihrem Beichtvater, was ihr mit dem Aufseher begegnet war und ihr bis dahin so ruhiges Gemüth in Unruhe versetzt hatte.

Ohne überwiegendes Talent oder besonders hervorstechende Frömmigkeit zu besitzen, war der Pfarrer einer jener Geistlichen, deren Charakter, Neigungen, Studien, Erziehung, Beschäftigungen

und Gewohnheiten sie vollkommen geeignet machen zur Verwaltung ihres Amtes. Der unsrige hatte sich seit vielen Jahren dergestalt in dasselbe hineingelebt und verband hiermit eine solche Kenntniß aller Mitglieder seiner geistlichen Heerde, daß er für ein Muster eines Priesters gelten konnte. Wir sagen ein Muster, nicht ein Ideal, denn die Ideale sind selten, und deshalb wäre es unrecht, wollte man das, was recht gut ist, bloß deshalb nicht schätzen, weil es nicht den höchsten Gipfel oder das Ideal der Vollkommenheit erreicht. Wir finden dasselbe daher in Wirklichkeit nur in dem Leben jener bevorzugten Wesen, welche sich das Prädicat Heilige erworben haben; außerdem nur in den Schöpfungen der Dichter, welche wohl thun, es der Menschheit zu ihrer Erhebung vorzuhalten, die aber übel daran thun würden, wenn sie es darstellten, um das, was sich nicht so hoch erhebt, zu verkleinern und herabzusetzen.

„Beunruhige Dich nicht und fürchte nichts," sagte der Pfarrer. „Du hast auch keinen Grund dazu, denn wer seine Pflicht thut, trägt keine Schuld. Und Deine Pflicht ist es, diesem Menschen kein Gehör zu schenken."

Am folgenden Sonntage kam sie, noch er-

schrockener, noch betrübter, wiederum zum Pfarrer und theilte ihm mit, daß der Aufseher sie mit seiner Liebe verfolge und plage, dergestalt, daß sie weder aus noch ein wisse; ja, er sei sogar so weit gegangen, Drohungen gegen sie auszustoßen, wenn sie dabei verharre, ihm kein Gehör zu schenken.

„Beruhige Dich, meine Tochter, und fürchte nichts," antwortete ihr der Pfarrer. „Das sind Alles Kniffe, welche die Männer gebrauchen, um unschuldige Mädchen, wie Du bist, zu verführen. Handle recht . . . denn Gott ist Gott!"

Am dritten Sonntage kam das arme Mädchen wieder, kummervoller und geängstigter als je; die Hartnäckigkeit des Aufsehers, seine Heftigkeit und seine Drohungen ließen sie irgend ein Unglück fürchten, wenn sie ihn noch länger durch ihre abschlägigen Antworten erbitterte.

„Thu, was Du mußt, mag kommen, was da will." Mit diesen Worten schloß der Pfarrer die väterlichen Rathschläge, welche er ihr gab, daß sie unerschrocken auf dem Pfade der Tugend weiter gehen möge.

Wenige Tage nachher war Barmen in den Olivenwald gegangen, um eine Henne zu suchen, die sich verflogen hatte, als plötzlich der Aufseher

vor ihr stand. Erschrocken kehrte Barmen schnell um und lief nach der Meierei zu.

„Du fliehst?“ rief ihr Verfolger. „Du fliehst vor mir, weil Dein Gewissen Dich anklagt.“

„Mein Gewissen?“ antwortete Barmen. „Wer seine Pflicht thut, trägt keine Schuld.“

„Hast Du wohl bedacht,“ fuhr der Aufseher fort, „was das heißt und was daraus herkommen kann, wenn man einen Mann wie mich durch fortgesetzte Nichtachtung erbittert? Weißt Du, wozu ich im Stande bin? Weißt Du wohl, daß ich Dich in's Verderben stürzen kann?“

„Handle recht... denn Gott ist Gott!“ antwortete Barmen mit jener Ruhe, welche der Augenblick großer Entscheidungen gibt.

„Barmen! Zum letzten Male . . . verschmähst Du mich?“

„Ja,“ antwortete Barmen, mit der Blässe des Schreckens auf dem Gesichte, aber mit der Festigkeit des guten Vorsatzes in der Stimme.

„Nun, so wisse denn, Undankbare, daß Derjenige, welchen Du beleidigst, nie in seinem Leben eine Beleidigung ungerächt gelassen hat; das liegt mir im Blut und ich habe es mit der Muttermilch eingesogen.“

„Und ich habe mit der guten christlichen Lehre den Grundsatz in die Seele geflößt bekommen: Thu was Du sollst, geschehe was da will.“

„Haha! Jetzt merk' ich!“ sagte der Aufseher mit verbissenem Grimm; „der Dich leitet, ist der Pfarrer. Ihm also, ihm verdanke ich Deine Weigerung, die ich nicht habe besiegen, Deine Verachtung, die ich nicht habe entwaffnen, Deine Härte, die ich nicht habe erweichen können! Nun, er soll für sich und Dich büßen! Morgen gehe ich; Du siehst mich nicht wieder, aber bei meinem Barte, Du sollst an mich denken, so lange Du noch ein Gedächtniß hast!“

Mit diesen Worten entfernte sich der Aufseher rasch und verschwand zwischen den Olivenbäumen.

Am folgenden Morgen sah der Pfarrer Barmen in sein Haus treten. Aufgelöst in Thränen erzählte sie ihm, was vorgegangen war.

„Sei ohne Sorgen, mein Kind,“ sagte der Pfarrer, als sie ihre Erzählung beendigt, „das sind Schaumblasen des Zornes, welche zerplatzen, wenn die Vernunft wieder das Regiment ergreift.“

„Vater, Sie kennen ihn nicht!“ antwortete Barmen schluchzend, — „es ist ein Bösewicht.

Gehen Sie um Gotteswillen morgen nicht aus, er wird Sie tödten!"

„Beruhige Dich, meine Tochter, „vom Aussprechen einer Drohung bis zu ihrer Erfüllung ist noch ein großer Schritt."

„Vater," wiederholte Varmen in größter Angst, „Sie kennen ihn nicht; er ist ein ganz gewissenloser Mensch und wird die Drohung erfüllen, er hat es geschworen."

„Nun denn, meine Tochter," antwortete der Pfarrer, „ich werde thun, was ich muß, und thue Gott, wie er will!"

IV.

An der entgegengesetzten Seite des Dorfes dehnt sich ein Fichtenwald aus, zu welchem man über einen Anger von rothem Sande gelangt, den ein so kurzer und dichter Rasen bedeckt, daß es aussieht, als hätte die Natur damit die berühmtesten Teppichweber beschämen wollen. An den niedrigeren und zur Regenzeit feuchteren Stellen sieht man diesen Rasen mit einer solchen Menge kleiner weißer Perlen, Miniaturbilder dieser schönen Gattung, besprengt, daß es scheint, als wären es die elftausend Jungfrauen des Paradieses der Flora. An den trockenen Stellen wächst dicht an der Erde eine kleine Blume, welche die Bienenblume heißt, ein sehr passender Name, denn das Blümchen stellt die Form dieses Thierchens in erschreckender Genauigkeit dar. Es sieht aus, als hätte sich dasselbe niedergelassen, um auszuruhen — wenn anders

diese fleißige und unermüdliche Honigsammlerin überhaupt jemals Ruhe sucht — sich auf einen Stengel gesetzt und sei durch den Zauber irgend eines boshaften Gnomen im Pflanzenreiche hängen geblieben. Man fühlt sich versucht, einen Bienenkorb an die Stelle zu bringen, um zu probiren, ob der Anblick des häuslichen Herdes den Zauber bricht, der sie in kleine, stumme Bildsäulen verwandelt hat. Man möchte glauben, die Blumen selbst hätten es von Flora verlangt, um den Bienen diese Strafe, ähnlich der, welche Lot's Frau zu Theil wurde, aufzuerlegen, wenn es gestattet wäre, den Blumen Gefühle der Rache und des Grolles dafür zuzuschreiben, daß Andere den Honig ihres Herzens genießen. Aber dem ist nicht so; sie, welche der unbeständigen Luft mit thörichter Verschwendung so reichlich ihren Duft spenden — denn sie wissen, sie haben, um zu geben, und behalten noch übrig — können nicht geizig sein. Diese Blume ist das Eigenthümlichste, was wir je gesehen haben. Sie hat außerdem die Sonderbarkeit, daß sie sich nicht cultiviren läßt; alle Versuche zu diesem Ende sind fruchtlos gewesen, und dies bestätigt unsere erste Behauptung, daß die Erscheinung eine Hexerei des boshaften Gnomen jenes rothen Sandfeldes ist.

Die Natur, nicht zufrieden, uns durch ihre Meisterwerke zu entzücken, gefällt sich zuweilen darin, uns bald durch ihre bezaubernden Launen, bald durch Geheimnisse voll tiefen Sinnes in Erstaunen zu versetzen. Auf wie viele Art fordert Gott uns auf, ihn anzubeten in seinen Werken! Hört das Loblied in all diesem Gesumme, all diesen Tönen, die wir nicht verstehen und die in verschiedenen Melodien, bald ernst, bald heiter, bald sanft, bald streng durch Luft, Wasser, Feuer, Pflanzen und Alles, was wir für leblos halten, hindurchbringen. Hört aufmerksam zu und Ihr werdet finden, daß sie sagen: Venite adoremus!

Jener Fichtenwald war es, wo der Pfarrer unfehlbar jeden Abend spazieren ging.

An dem, welcher auf seine Unterhaltung mit Varmen folgte, ging er wie gewöhnlich aus.

Als er in den Fichtenwald gekommen war, sah er plötzlich aus dem Dickicht den Aufseher mit seiner Flinte heraustreten, in geringer Entfernung von ihm stehen bleiben, auf ihn anlegen und seine glühenden und drohenden Augen auf ihn heften.

Der Pfarrer stand gleichfalls still, aber mit so ruhigem Gemüthe, daß sein Gesicht beim Anblicke dessen, der ihm drohte, die vollkommenste Kaltblütig-

keit und die reinste Würde ausdrückte. Eine Zeit lang standen Beide da und blickten einander fest, unbeweglich und schweigend an; dann senkte sich die Richtung der Flinte des Aufsehers langsam zur Erde, er schlug die Augen nieder und sprach nach einem Augenblicke der Unentschlossenheit mit tiefer Stimme:

„Gehen Sie mit Gott, Vater!“ und verschwand im Dickicht.

„Gott segne Deinen ersten Schritt auf dem Pfade des Guten, mein Sohn!“ antwortete mit lauter und bewegter Stimme der Pfarrer, „und rette Deine Seele, die verloren ist, wenn Du sie Deinen bösen Leidenschaften überantwortest!“

Ob dieser Segen Früchte getragen hat, weiß man nicht; denn von Demjenigen, an welchen er gerichtet war, hat man nie wieder etwas gehört.

Anmerkung. Dieser Vorfall, so klein in den Thatsachen, so groß in seiner Bedeutung, wurde dem Erzähler von demselben Pfarrer, der darin mitspielt, in der einfach natürlichsten Weise mitgetheilt. Derselbe erzählte ihn nur, um zu beweisen, daß der Mensch einen bösen Vorsatz nicht so leicht ausführt, wie er ihn faßt, und ohne damit geltend machen zu wollen, daß auch der verworfenste Mensch, wenn er die Taufe, die ihn zum Christen machte, nicht abgeschworen hat, den Diener des göttlichen Wortes, den kräftigen Vertheidiger der evangelischen Tugenden, achtet.

———————

Der Schmerz

quält, aber tödtet nicht.

Mutterliebe! Alle andere ist nichtig!
Volkssprichwort.

I.

Utrera ist ein großer Ort, der in einer Ebene liegt, wie eine weiße Torte auf einem grünen Präsentirteller. Die Heerstraße geht hindurch, die aber fast verlassen ist, seitdem die schnelle Dampfschifffahrt den Betis belebt hat. Heutzutage ist dieselbe daher ein vernachlässigter und einsamer Weg, an welchem Blut und Schweiß der armen Thiere klebt, die bei der unaufhörlichen übertriebenen Fahrgeschwindigkeit, welche den Posten zur Pflicht gemacht ist, todtgejagt oder vielmehr todtgeprügelt werden, um die schweren Post- und Frachtwagen aus den Kothpfützen zu ziehen; denn anstatt dieselben, wie dies in andern Ländern geschieht, dadurch loszumachen, daß man sie nach rückwärts zieht, läßt man sie mehr und mehr in die Lachen versinken, indem man die unglücklichen Thiere zwingt, die schweren Massen vorwärts zu ziehen.

Welche Grausamkeit! Wer im Winter reist und die Leichname der armen, durch diese Marter getödteten Thiere auf den Wegen liegen sieht, fragt sich, ob er in einem civilisirten Lande reist; denn bei den Wilden sieht man dergleichen Abscheulichkeiten nicht. Der Beduine liebt das Thier, das ihm dient, und läßt es mit sich unter einem Dache wohnen. Diese empörende Art, die Thiere zu behandeln, muß den Interessen der Unternehmungen Abbruch thun; aber in diesem Punkte sind Trägheit und Grausamkeit hier zu Lande noch stärker als das Interesse.

Jedermann klagt über diese und andere Grausamkeiten, deren Opfer die Thiere sind. Wir selbst haben uns vorgenommen, nie in Gesellschaft davon zu sprechen, denn wenn wir es thun, so beeilt sich jeder der Anwesenden, uns Thatsachen zu erzählen, von denen er Augenzeuge gewesen ist, die eine noch erschütternder und empörender als die andere, bis unsere Seele ganz mit bitterm Schmerz erfüllt ist. Es lebt kein Thier in der unmittelbaren Nähe des Menschen, dessen Leben nicht, mit wenigen Ausnahmen, eine fortwährende Marter wäre. Und ist es möglich, daß es Gemüther gibt, welche dieser Gedanke nicht peinigt? Ist es möglich, daß man einem so allgemein gemißbilligten Zustande nicht auf

irgend eine Weise abzuhelfen sucht? Ist es möglich, daß wir in dem, was die Sinne und das Aeußere betrifft, immer sybaritischer werden und doch so roh gleichgiltig bleiben bei einer Sache, welche unmittelbar die Empfindungen, das Zartgefühl und die innere Herzensbildung angeht?

Aber wir haben uns von unserm Gegenstande entfernt; kehren wir zu demselben zurück. Wir wissen, daß wir ein Sittengemälde versprochen haben und keine Schutzschrift für die gequälten Thiere. Erfüllen wir also unsere Verheißung.

Der Tag, an welchem diese einfache, aber wahrhaftige Geschichte beginnt, war in Utrera der Losungstag. Die jungen Bursche, die Soldaten werden mußten, zogen, nachdem sie ihren Kummer in einigen Kannen Wein ertränkt hatten, durch die Straßen und sangen folgende und ähnliche Verse:

„Mag, wer da Lust hat, sich härmen; ich will
Die Sorgen den Winden geben,
Denn sagen hört' ich immerdar:
Der Kummer verkürzt das Leben.

Die hübschen Burschen ziehen davon,
Die Auserlesen'nen von Allen,
Für die Mädchen bleiben nur die zurück,
Die dem Könige nicht gefallen.

Ich trete nun in des Königs Dienst,
Ihm meinen Arm zu leihen,
Dann nehm' ich den Abschied und kehre heim,
Nur Deinem Dienst mich zu weihen.

Lebt wohl denn, Vater und Mutter mein,
Du Liebchen, war[illegible] geduldig,
Dem Könige will ich zahlen nur
Acht Jahre, die ich ihm schuldig.

Von Mütterchen nehm' ich Abschied nun,
Und nehm' ihn von ihr mit Schmerzen,
Denn Mütterchens Bild, so gut und lieb,
Sitzt tief in meinem Herzen."

Ein Mann sein und jung sein sind zwei höchst wirksame Gegenmittel gegen den Kummer oder wenigstens gegen die Aeußerungen desselben, welche der männliche Hochmuth Schwäche nennt.

Beider Gegenmittel aber entbehrte die Mutter des stattlichsten und hübschesten unter den Recruten. Nie zeigte sich der Schmerz heftiger und bejammernswürdiger als bei jener Mutter, die mehr als trostlos, die in Verzweiflung war.

Vergebens mühten sich ihr guter Mann und ihre mitleidigen Nachbarinnen ab, sie zu trösten. Ihre Trostgründe waren nicht im Stande, den herben Schmerz zu beruhigen, so wenig wie die süßen Wassertropfen, welche die Wolken in's Meer

schütten, im Stande sind, die Bitterkeit desselben zu mindern.

„Der Einzige, der mir von meinen fünf Söhnen geblieben ist!“ stöhnte die Unglückliche; „mein Trost, mein Stolz, meine Seele und mein Leben! Ein Sohn, der mir nie im Leben den geringsten Kummer gemacht hat! So gut, so hübsch, so arbeitsam, so liebreich gegen mich! Ach, mein Sebastian! Sie entreißen mir ihn und mit ihm die Seele!“

„Consolacion,“ sagte ihr Mann zu ihr, „Gott hat es gefügt und es bleibt nichts übrig, als sich seinem Willen zu unterwerfen. Was hast Du davon, wenn Du Dir das Leben verkürzest? Daß Du ihn nicht wiedersiehst, wenn er die bunte Jacke auszieht.“

„Ich werde ihn nicht wiedersehen!“ stöhnte die arme Mutter mit hohler und erloschener Stimme.

„Frau, sag' so etwas nicht!“ rief eine der Nachbarinnen aus. „Hat Dein Juan nicht auch dem Könige gedient und hast Du nicht auf ihn gewartet, bis er ausgedient hatte, und ist er nicht gesund und munter zurückgekommen?“

„Mein Sebastian wird nicht zurückkommen!“ wiederholte die Mutter; „es ist Krieg dort hinten.

Spanier gegen Spanier! Welch ein Schmerz! .. Und dort werden sie ihn mir tödten."

„Schweig, Frau, schweig! Sieht es doch aus, als wolltest Du dem Unglück die Thür öffnen," meinte die Nachbarin. „Mit welchem Rechte und mit welchem Grunde vermissest Du Dich zu behaupten, was Gott verborgen hält."

„Dieses hier sagt mir's," antwortete die betrübte Mutter, ihre geruŋgenen Hände auf ihr Herz drückend; „die Kugel, die ihn tödten wird, habe ich hier in der Brust. Ach, Sohn meines Herzens! Wer soll Dich pflegen? Wer soll Dir beistehen? Er wird an mich denken, an die Mutter, die ihn gebar, . . . und ich werde fern sein! Ach, welch ein bitteres Leiden! Ach, wer für Dich sterben könnte, Sohn meines ganzen Herzens! Aber nein, ich werde nicht sterben, denn der Schmerz quält nur, aber tödtet nicht! Und mit einem Stöhnen fiel die Unglückliche leblos in die Arme Derer, welche sie umgaben.

II.

Ueber ein Jahr war hingegangen.

„Was ist aus der Consolacion geworden!" sagte eine der Nachbarinnen zu einer anderen, „es ist als ob der Reif auf sie gefallen wäre. Sie spricht gar nicht mehr, sie wird so dürr wie eine Binse; ihre Thränen verzehren sie."

„Das macht die Verzweiflung darüber, daß ihr Sohn fortgegangen ist und sie nichts von ihm hört," erwiederte die Andere. „Sie läßt sich nicht ausreden, daß sie ihn todtgeschossen haben. Die arme Frau! Ihr Schmerz geht mir durch die Seele! Ich mag keine Leiden sehen, denen ich nicht abhelfen kann."

„Nun, denk' einmal," sagte die Erste, „Micaela's Sohn, der Taugenichts, der Müßiggänger, der Raufbold, dem die bunte Jacke so vortrefflich passen würde, wie der Zaum einem störrische-

Pferde, hat dreimal die Hand in die Urne gesteckt und sich dreimal freigelost, zur Qual seiner Mutter."

„Das macht," erwiederte die Andere, „in ein Holz, das zum Kreuz bestimmt ist, kommt kein Wurm. Der Taugenichts hat solch ein Glück; wenn er zur See ginge und das Schiff ginge mitten im Meere unter, er käme mit einem Fisch in der Hand an's Ufer. Das Glück ist wie die tollen Frauen, es liebt die wüsten Gesellen. Gibt's denn aber gar kein Mittel, die unglückliche Consolacion zur Vernunft zu bringen? Sieht sie denn nicht, daß sie sich tödtet? Das heißt gegen Gott sündigen."

„Nein, denn darauf antwortet sie: Vom Kummer stirbt man nicht und der Schmerz quält nur, aber tödtet nicht."

Da passirten durch Utrera einige verabschiedete Soldaten, die nach ihren Dörfern zurückkehrten, und machten Halt in einem Wirthshause, welches dicht neben dem Hause Juan Moreno's lag.

Es war eine milde, heitere Sommernacht. Der Mond schien nicht, aber die Sterne thaten ihr Möglichstes, seine Abwesenheit zu ersetzen, indem sie das Licht der Sonne, welches sie widerstrahlten, gleich Diamanten verbreiteten.

Die fortwährende irdische Bewegung machte einen Stillstand. Alles schlief in der Natur, selbst der Wind, dieses ungreifbare Quecksilber, dieser fortwährende Beweger des Leblosen, dieses vollkommene Muster eines perpetuum mobile, diese Bewegungskraft, welche der Allmächtige für seine erhabenen Zwecke schuf und der er, wie dem Meere, keine Grenzen setzte, keinen andern Zügel anlegte als seinen Befehl. Die stille, schweigsame und heitere Sommernacht war einem guten Gewissen zu vergleichen, das als Ziel einem heitern Tage entgegensieht, im Gegensatze zu einer jener stürmischen Winternächte, wo der Wind heult, daß Alles sich davor entsetzt, die Wolken in Strömen weinen, das Meer brausend unverständliche Drohungen ausstößt und als schlimmes Endziel ein Tag zu erwarten ist, der unbekannte Schrecken erleuchten wird; so geht es einem bösen Gewissen.

Alles schlief im Hause Juan Moreno's, nur seine arme Frau nicht, welche, schlaflos vor unaufhörlichem Kummer, vor ihrem offenen Fenster saß.

Auch die entlassenen Soldaten wachten und saßen vor der Thür des Wirthshauses. Einer derselben stimmte in trauriger und eintöniger Melodie eines jener Lieder an, welche das Volk auf die tra-

gischen Ereignisse macht, die sein Gemüth am meisten bewegen, jener Lieder, welche die Franzosen complaintes nennen und die gewöhnlich berühmte Capitalverbrecher oder auch irgend ein allgemein bekanntes Unglück zum Gegenstande haben. Das Lied, welches die arme Mutter mechanisch anhörte, lautete folgendermaßen:

„Vorwärts, Marsch in die Colonnen,
Vorwärts mit der Division! —
Und so zogen sie von dannen
Und begegneten dem Feinde
Und er widersetzt sich ihnen,
Doch der Widerstand ist fruchtlos.
Als die Schlacht nun war geschlagen,
Läßt der Feldherr Villaverde
Rufen und befiehlt ihm, eiligst
Ihm die Listen einzuhänd'gen
Der Verwundeten und Todten,
Die geblieben in Bilbao.
Bei viertausend sind gefallen
Und die gleiche Zahl verwundet.
Als sie noch zusammen sprachen,
Hört man einen Menschen stöhnen.
Und der General vernimmt es,
Wendet rasch sein Pferd und reitet
Zu der Stelle, wo er liegt,
Rührt ihn an mit seinem Degen,
Und er hebt den Kopf und spricht:
Kann, mein General, nicht aufstehn,

Hab' vier Schüsse ja bekommen
Und dazu vier Säbelhiebe.
Tödtlich sind all meine Wunden,
Nicht die kleinste ist zu heilen.
Und man läuft und holt den Wundarzt;
Doch der spricht: Es ist zu spät!
Und man legt ihn auf den Wagen,
Nach Bilbao geht die Reise,
Und der Boden wird geröthet
Von dem Blute seines Leibes.
Halbwegs, mitten auf der Straße
Sprach er, und er sprach die Wahrheit:
Kameraden, Herzensfreunde,
Bin gebürtig aus Utrera.
Sagt, wenn Ihr einmal dahinkommt,
Meinem Vater, meiner Mutter,
Daß für ihren Sohn Sebastian
Sie ein Vaterunser beten;
Sagt, daß er das Feld der Ehre
Hat mit seinem Blut geröthet,
Und daß er als Christ gestorben
Einsam in dem Hospitale.
Heil'ge Jungfrau von dem Troste,
Du in dem Olivenhaine, *)
Nimm mein Herz, das voll von Sorgen,
Auf in Deine heil'ge Obhut.
Alle Heil'gen ruf' ich an,
Ihren Beistand mir zu leihen.

---

*) Die „heilige Jungfrau vom Troste" von Utrera hat ihre Capelle in einem Olivenhaine. Anm. d. Verf.

Schenk' mir guten Tod, Herr Jesus,
Denn ich weiß, es geht zum Sterben."

Ein Schrei, der gar nicht aus einer menschlichen Brust kommen zu können schien, unterbrach plötzlich die Stille der Nacht, wie ein Blitz das Dunkel. Die Soldaten schwiegen erschrocken, aber nichts ließ sich wieder hören. Da wiederholten sie im Chore:

„Schenk' ihm guten Tod, Herr Jesus,
Denn er weiß, es geht zum Sterben."

Am andern Morgen, als Juan Moreno aufstand, fand er seine Frau am Fenster liegen, besinnungslos, die Glieder steif und unbeweglich wie die eines entseelten Leichnams.

III.

Consolacion hatte es gesagt und bewies es: Der Schmerz quält nur, aber tödtet nicht. Ihr Herz zwar war todt, ihr Geist gelähmt, eine unbewegliche Lampe, die unaufhörlich vor dem unbekannten Grabe ihres Sohnes brannte. Ihr Leben — wenn man den Zustand, in welchem sie sich befand, ein Leben nennen konnte — war eine alles Andere absorbirende fixe Idee, welche sie gegen ihre ganze Umgebung unempfindlich machte und sie vom gemeinsamen thätigen Leben entfernte, als ob sie dem Kreise desselben schon nicht mehr angehöre.

„Wie geht's Consolacion?" sagte eines Tages die gute Nachbarin zum Manne der erstern.

„Sie sieht sich gar nicht mehr ähnlich!"

„Ihr müßt sie nach Sevilla bringen und von einem berühmten Arzte behandeln lassen, ob er ein

Mittel weiß, ihren Zustand zu erleichtern, ehe ihr sie in Marcos*) einsperren lassen müßt."

„Ich hab' sie schon hinbringen wollen, aber sie will nicht hin," antwortete Juan Moreno niedergeschlagen.

„Sie muß hin, sie mag wollen oder nicht," erwiederte die Nachbarin. „Ich muß nächste Woche hin und will sie mitnehmen und müßt' ich sie an den Haaren hinschleppen."

„Ich werde sehr dankbar dafür sein," sagte der Mann seufzend, „aber bis ich es sehe, glaube ich es nicht. Wer soll eine Uhr zum Gehen bringen, wenn ihr die Feder fehlt?"

Da die Frauen beharrlich sind und die Beharrlichkeit in der moralischen Welt dasselbe ist, was der archimedische Hebel in der physischen, indem sie ihren Stützpunkt im weiblichen Willen findet, ritt die gute Nachbarin in der auf das erzählte Gespräch folgenden Woche auf ihrem Esel nach Sevilla, gefolgt von einem andern Thiere, auf welchem, stumm und unbeweglich, Consolacion saß.

Als die Reisenden bei einem berühmten Arzte angekommen waren, machte die Nachbarin demselben

---

*) Das Irrenhaus in Sevilla. Anm. d. Uebers.

eine genaue Schilderung von dem Zustande ihrer armen Gefährtin und wie sie gleich einer vom Erdboden getrennten Wolke umherschweife, ohne Ruhe, ohne Nahrung, ohne Richtung und nur voll von Thränen.

Nachdem er sie angehört und die Patientin geprüft hatte, sagte der Arzt:

„Senora, dadurch, daß Sie auf diese Art Ihren Schmerz nähren, bereiten Sie sich ein Gemüthsleiden, welches Ihnen das Leben kosten wird."

Consolacion schüttelte den Kopf und wiederholte ihre fortwährende Behauptung:

„Nein, Senor, nein, der Schmerz quält, aber tödtet nicht."

„Sie müssen sich dieser Qual zu entledigen suchen," antwortete der Arzt; „sich zerstreuen, ein thätiges Leben führen, das Ihre Organe in Bewegung setzt. Dadurch wird die Ernährung befördert und Sie werden Schlaf und Kräfte wiederbekommen."

„Benehmen Sie nur zuerst meinem Schmerze seine Lebhaftigkeit," antwortete Consolacion; „wenn Ihnen das gelingt, werde ich Ihrem Rathe folgen können."

„Sind Sie die erste Mutter, der ein Sohn stirbt?“ erwiederte der Arzt.

„Und glauben Sie, mein Kummer werde dadurch geringer, daß es noch andere gibt?“

„Nehmen Sie an ihnen wenigstens ein Beyspiel der Ergebung,“ antwortete der Arzt.

„Mein Gott!“ rief die arme Mutter schmerzlich aus, „mein Gott! Lassen Sie mir aus Barmherzigkeit meinen Kummer, er ist das Einzige, was mir von meinem geliebten Sohne noch übrig bleibt, der allein im Hospitale gestorben ist, ohne daß ich nur einmal weiß, wo dieser Sohn begraben liegt, der im Tode seine Eltern nur um ein Vaterunser bat!“

Das Schluchzen erstickte ihre Stimme.

„Fordern Sie von der Medicin keine Hilfe gegen dies Leiden, bitten Sie Gott darum,“ sagte der Arzt mitleidig zu der Nachbarin.

Die beiden Frauen gingen, und da Consolacion's Freundin mit Jemand zu sprechen hatte, der in San Lorenzo wohnte, so begaben sie sich nach diesem Stadttheil.

Beim Vorbeigehen vor der Kirche San Miguel, der Artilleriecaserne gegenüber, sah die Nachbarin, welche voranging, aus der wachthabenden Mann-

schaft einen stattlichen, hübsch gewachsenen Artilleristen heraustreten und über die Straße auf sie zukommen.

Kaum hatte sie ihn genauer in's Gesicht gefaßt, als sie ausrief:

„Heilige Jungfrau! Consolacion . . . Dein Sohn!"

Consolacion, welche gleichfalls den Soldaten angesehen hatte, wurde blässer als je, stumm und unbeweglich; ihre erschrockenen Augen traten aus ihren Höhlen, ihr Athem stockte, ihre halbgeöffneten Lippen bebten krampfhaft.

„Mutter!" rief der Soldat und stürzte mit offenen Armen auf sie zu.

Consolacion sank, ohne ein Wort hervorzubringen, ohne einen Laut auszustoßen, hinein und senkte ihr Haupt auf ihres Sohnes Schulter.

„Sebastian!" rief die Nachbarin bestürzt, „warum hast Du denn Deine Ankunft nicht gemeldet?"

„Ich bin ja gestern erst angekommen?" antwortete der Soldat.

„Deine Eltern glaubten, Du wärst bei der Belagerung von Bilbao gefallen."

„Viel hat nicht gefehlt," antwortete der Artillerist, „ich habe sogar auf der Todtenliste gestanden."

„Ach, Sebastian, wie viel Thränen hat Deine Mutter vergossen!"

„Nun, jetzt soll sie keine mehr vergießen," erwiederte der Artillerist und wollte die in seinen Armen Liegende aufrichten. „Ich habe nun bald ausgedient, Mutter, und ich weiche nun, so lange ich lebe, nicht von Deiner Seite."

Aber Consolacion rührte sich nicht.

„Mutter! Mutter!" sagte Sebastian, sie mit Gewalt in die Höhe richtend. Der Kopf seiner Mutter sank zurück, als ihm der Stützpunkt an der Brust ihres Sohnes fehlte.

„Sie ist todt! Sie ist todt!"

Dieser Ausruf ging von Mund zu Munde in dem Kreise von Neugierigen, welche der eben erzählte Auftritt an dem lebhaften Orte vereinigt hatte.

„Gott steh' mir bei! Sie hat ausgelebt!" rief tiefbekümmert die gute Nachbarin, den Leichnam in ihren Armen haltend. — „Mein Gott!

Ein Augenblick der Freude hat vermocht, was sechs Jahre nie gesehenen Leidens nicht vermochten! Sie hat es wohl gesagt: Der Schmerz quält nur, aber tödtet nicht."

Anmerkung. Diese wahre Begebenheit ist uns von dem Obersten des Regimentes, der Augenzeuge des Vorfalls war, erzählt worden. D. Verf.

Druck von George Westermann in Braunschweig.